Yf. sing. 1281 i

St. sing. 1281 b

Reise

von

La Trappe nach Rom.

Gevarnb
Reise nach
Rom

51 BS

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Reise

von

La Trappe nach Rom,

von dem

ehrwürdigen Vater

Maria Joseph von Geramb,

General-Procurator vom Orden der Trappisten.

Aus dem Französischen.

„Er allein, überall, und zu allen Zeiten.“

Zweite Auflage.

Regensburg, 1839.

Verlag von G. J. Manz.

Wb/62/1094

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Dem

Clerus von Frankreich.

Ehrwürdige Priester!

Sie sind es, denen ich meine „**Wallfahrt nach Jerusalem**“ gewidmet habe; erlauben Sie mir, Ihnen jetzt meine „**Reise nach Rom**“ zu dediciren.

Ihre Anhänglichkeit an den päpstlichen Stuhl sowie des heiligen Vaters zärtliche Liebe zur Geistlichkeit der Kirche Frankreichs geben Ihnen ein doppeltes Recht auf meine erneute Huldigung.

Bruder Maria Joseph v. Geramb,
Abt und General-Procurator vom Orden der Trappisten.

Bayerische
Staatsbibliothek
MÜNCHEN

Vorbericht.

Wenn ein Schriftsteller sein Werk mit einer Vorrede eröffnet, so beabsichtet er gewöhnlich dabei, den Leser mit seiner Person und seiner literarischen Leistung bekannt zu machen. — Meine Person werde ich in nachfolgenden Blättern mit Stillschweigen übergehen, da ich in meiner: „Wallfahrt nach Jerusalem" — nicht umhin konnte, mich über sie auszusprechen; es sind die Leser jener Schrift bereits eingeweihet in die Wege, auf welchen mich Gottes Wille geleitet, in die Verhältnisse, unter welchen ich geschrieben, in die Beweggründe zur Verfertigung erwähnter Mittheilungen. — Es ist daher nur noch von diesem neuen Werke zu sprechen. —

Wie aber soll ich mich darüber mittheilen? — Hätte mich Verlangen nach rühmender Anerkennung meiner Arbeit dazu bewogen, so würde ich die Lobeserhebungen ins Gedächtniß rufen, mit denen mein vorhergegangenes Werk überhäuft wurde; und ich würde für das vorliegende, welches als eine Folge jenes betrachtet werden könnte, die Erregung eines gleichen Interesse und einen gleichen Erfolg verbürgen. Aber solche Anmassung sey ferne von mir.

Meine: „Wallfahrt nach Jerusalem" — gewährte mir zwei Mittel, den Leser anzuziehen; ich gab das Gemälde von Orten, an welche die interessantesten Erinnerungen für immer gefesselt seyn werden; ich gab ein treffendes Bild von Sitten, von denen eine gerathene Zeichnung früherhin durch die Uebereilung verhindert worden, und woran die Einflüsse geheimer Leidenschaften große Schuld trugen. — Während es mir auf diese Art gelang, durch die Treue meiner Gemälde den einen Theil meiner Leser zu fesseln, ward mir auch noch eine rühmende Stimme von jenen, die aus der heiligen Schrift nur Nahrung für ihre Frömmigkeit schöpfen und in Jerusalem für Nichts Auge und Sinn haben, als für die Geheimnisse, die sich ihnen dort aufgethan haben. —

Eine: „Reise nach Rom" bot mir nicht die gleichen Vortheile. Dem frommen Leser ist Rom gewiß das neue Jerusalem; ihm wird es Freude machen, mich von dem Papst sprechen zu hören; er wird mir dafür Dank wissen, daß ich mich aufgerichtet habe zum Kampfe gegen Anschuldigungen, die nur der Neid erzeugt und eine gefühllose Neugierde fortgepflanzt hat. Aber was sollte ich liefern statt der bunten Anschauungen, welche die Sitten der Araber und der neue Staat von Egypten darbieten? — Ich würde vielleicht gut gethan haben, mich auf eine Beschreibung der alten und der neuen Roma zu beschränken; dadurch hätte ich mir eine Art von Entschädigung bereitet, und den größten

Theil meiner Leser befriedigt; denn ich hätte ihrer Neugierde reichere Vorräthe von Nahrung dargebracht. — Und warum that ich es nicht? — Warum hüllte ich dieses Werk nicht in das Kleid der Beschreibungen? Warum hielt ich mich bei den herrlichsten Monumenten nur so lange auf, als es der zu bearbeitende Stoff forderte? —

Hier meine Antwort und diese ist der umfassende Inhalt meines Vorhabens. —

Italien ist das Land der Monumente; kein anderes kann sich in dieser Beziehung mit ihm messen. Tausende von Reisenden kommen in jedem Jahre dahin, und die meisten unter ihnen übergeben uns die Geschichte ihrer Reise. Aus diesen Mittheilungen werden wir mit Männern bekannt, die sich auf die schönen Künste verstehen; ihrem Auge entgeht kein Gebrechen, kein Reiz, und gerne zollen wir unsern Beifall der Vielseitigkeit ihrer Kenntnisse und der Zartheit ihres Geschmackes. — Wo es sich aber um Mittheilungen über Gebräuche, Sitten und Gottesdienst handelt, da finden wir ganz andere Menschen; vergeblich betheuern sie ihre Unpartheilichkeit; selbst in der Bemühung, sich gegen den Vorwurf der Partheilichkeit zu schützen, verrathen sie dieselbe.

Im Grunde bietet sich hier kein Stoff zur Verwunderung; diese Reisenden sind größtentheils Lutheraner oder Calvinisten, die mit der Muttermilch den Haß gegen unsere heilige Religion eingesogen haben, Rom

als ein neues Babylon würdigen, und vom Sektengeiste angetrieben, gegen den Papst Schmähungen ausstossen, die ihre eigene Vernunft mißbilligt. —

Im tiefsten Schmerze über so viele, unserm Erlöser in der Person seines Stellvertreters zugefügte Schmach, habe ich mich dahin bestimmt, in nachfolgenden Briefen einige Bemerkungen über den römischen Hof, über den Geist der Kirche und über den Charakter der Italiener einfließen zu lassen. Nur, was mein Auge gesehen, nur, was ich verbürgen kann, soll in diesen Briefen gegeben werden; so glaube ich, meinem Berufe zu genügen, wenn ich, ohne mich über die einfache Schreibart zu erheben, welche stets die der Liebe zu Gott und den Menschen war, nach dem segenvollen Ziele strebe, Vorurtheile zu vernichten, Irrungen zu berichtigen, und der Wahrheit ihre Rechte und ihren Sieg zu erkämpfen. — So geschehe es! —

Abbé Geramb.

Erster Brief.

Gott allein.

Olivenberg, von unser lieben Frau von La Trappe
den 3. April 1837.

Ich hatte meine Wallfahrt vollbracht. Zur größern Ehre Gottes übergab ich sie der Presse. Ferne von dem Gedanken, eine andere Bestimmung zu haben, als die der Rückkehr in meine Einsamkeit, die ich nur für den Augenblick verließ, schritt ich, nach dem Aufenthalt eines Jahres in der guten Stadt Lyon, dem Fuße des Olivenberges zu. —

Angekommen in dieser Provinz, die der Rhein von Deutschland scheidet, und deren Sitten und Sprache die Erinnerung an eine fremde Oberherrschaft aufregen, nur noch einige Meilen von meinem Kloster entfernt, gab ich mich dem wonnevollen Gedanken hin, nahe zu seyn der Grenze meines ersehnten Zieles. Da fühlte ich mich plötzlich unwohl. Ich beachtete es nicht, ward aber bei meiner Ankunft in Colmar ernstlich krank. Aus Gottes Vaterhand gieng für mich diese Prüfung hervor, aber auch mit ihr Trost und Hilfe. Der ehrwürdige Pfarrer von Colmar, einer meiner bewährten Freunde, nahm mich mit Liebe und Gastlichkeit auf.

Gelindert wurden die Leiden meines Körpers durch die herzliche Sorge und Theilnahme, die er mir widmete. Ein gleicher Geist der Güte und des regen Eifers für meine Pflege beseelte auch seine Vicare; sie überboten sich an Spenden der Werkthätigkeit und Tröstung. Solche Priester sind Diener der Kirche im reinsten, im schönsten Sinne ihres Stifters;

ihre Menschenliebe wird durch keine Schranken, durch keine Rücksichten beengt, und mit milder Hand gießen sie Oel und Honig in des Nächsten schmerzende Wunde.

„Wer hilfreich seinem Nächsten Trost und Labung spendet;
„Ist einem Engel gleich, den Gott zur Erde sendet!“

Sobald es mein Zustand erlaubte, verließ ich das Krankenlager, und trotz des Rathes meines Arztes, meine Abreise noch aufzuschieben, trotz der Bemühungen meiner Pfleger, mich zurück zu halten, entriß ich mich ihren Umarmungen, und ergriff wiederum den Reisestab. Aber bald hatte ich alle Ursache, meine Uebereilung zu bereuen, denn gleich bei meiner Ankunft in Cernay war ich gezwungen, neuerdings ärztliche Hilfe zu suchen. Ich genas, und am 15. September richtete ich meine Schritte, jedoch mit vieler Anstrengung, nach dem Olivenberg.

Welche süße Empfindung durchfließt die Brust des Trappisten, wenn er, heimgekehrt von einer langen Pilgerfahrt, nach so manchen Ereignissen und gefahrvollen Stunden wieder findet die Ruhe, das Schweigen, ja selbst die Einförmigkeit seines Klosters! Es ist mir unmöglich niederzuschreiben, was ich empfand, als ich von Reiningen aus, die Mauern dieses, der Frömmigkeit geweihten Klosters erblickte, worin ich im Wechselgange des Lebens so manche bittere, so manche glückliche Stunde gehabt. Werde ich sie wieder sehen, alle die frommen Väter, von denen ich geschieden? — Wandeln sie noch diesseits, die lieben Greise, diese tugendhaften Wesen, deren frühere Kraft sich unter dem Drucke der Strenge so rüstig empor hob?

So mich selbst fragend, schritt ich am Friedhofe hin, den unsere weisen und frommen Väter am Eingange des Klosters angelegt hatten, damit das Bild des Todes, immer vor unserm Auge schwebend, uns in die Arme der Reue, der Buße geleite, und uns Stärke zur Duldung verleihe. Mein Auge durchirrt die Fläche, wo ich einst Ruhe empfangen werde; ich erblicke frisch gewölbte Grabeshügel; wie viele

unſerer Brüder ſchlummern unter ihnen, ſeitdem ich ſie verlaſſen? Trete ich an mein Lager, das auch in den längſten Nächten, mich nur für einige Stunden aufnimmt, und auf welchem ich ſo oft den Schlummer ſuchen werde, der ſich mir verſagt, ſo erneuert ſich jene Empfindung, und verläßt mich auch dann nicht, wenn ich im gemeinſchaftlichen Speiſeſaal meinen Platz einnehme, wo nur in trokenem Brod und Gemüſe deſſen einzige Würze das Salz iſt, das frugale Mahl beſteht.

Sie, mein lieber Carl, werden mir ſagen, daß ſolch ein Daſeyn unter die harten gehört, und daß darunter die Natur viel leidet.

Mein Freund! das ſind die Anſichten und Aeußerungen der Welt, ſie rügt die Strenge des Mönchlebens, weil ihr deſſen Annehmlichkeiten fremd ſind. — In welch ſüßer Bewegung pochte mein Herz, als ich wieder die mitternächtlichen Töne der Glocke hörte, die mich zum gemeinſamen Gebethe rief! Dieſe Düſternheit in den gewölbten Hallen, nur ſpärlich erleuchtet vom blaſſem Schimmer der Lampe, die ernſten abgemeſſenen Schritte der Mönche, die ſich in den Tempel begeben, die tiefen ehrfurchtsvollen Verbeugungen an der Schwelle des Heiligthums, der Wiederhall des feierlichen Geſanges im hochgewölbten Chore, die Seufzer, welche die Bußpſalmen des reuigen Königs unterbrachen, alles dieſes drang tief in mein Inneres, und erfüllte es mit einer Wonne, die ich ſeit längerer Zeit nicht genoſſen.

Läßt ſich auch die göttliche Gnade, die in dieſem Augenblicke zu meinem Herzen ſprach, nicht immer in ihrer ganzen Fülle empfinden, ſo werde ich doch nie vergeſſen, daß ich ein Streiter unter dem Paniere Chriſti bin, und daß das Himmelreich Gewalt leidet.

Es möchte hier die geeignete Stelle ſeyn, Ihnen, mein Freund, die Aeußerung eines Trappiſten mitzutheilen, der, wie ich, ſeinem Fürſten und ſeinem Vaterlande unter den Waffen gedient und dann nach Spanien gegangen iſt, um dort in einem Kloſter ſein Leben zu beſchließen. — »Blicke ich

hin — schrieb er — auf die Unternehmung amerikanischer Abenteuerer, auf ihre Züge vom atlantischen Meere nach dem Meere des Südens, quer durch die Landenge von Panama; beschaue ich die mühevollen Anstrengungen, durch welche allein es ihnen gelang, sich durch die dichtesten Verschlingungen der Bäume und Gesträuche jener Urwälder einen Pfad zu bahnen, und was sie geduldet und bestanden haben in den unbewohnten Thälern, unter der glühenden Hitze des Aequators, dann diese schnell vertauschend mit der eisigen Kälte der Gletscher, — und daß sie alles dieses gethan und erduldet haben, blos aus Begierde, Indiens Gold sich anzueignen; wenn ich dann erwäge, daß solche Mühen, solche Leiden, solche Opfer nur vergänglichen Gütern gewidmet waren, während die Hoffnung derjenigen, die dem Dienste des Herrn sich hingeben, nicht eine fruchtlose seyn wird, so muß ich aus dem Innersten meines Herzens rufen: »Ach, wie wenig thun wir, um den Himmel zu gewinnen!«

Auch ich, theuerer Carl, stimme diesen Worten bei, und um von dieser Wahrheit rein überzeugt zu seyn, um sie zum gewöhnlichen Gegenstande meiner Betrachtungen zu machen, so fühle ich im Innersten meines Herzens, daß in dem Menschen der Mensch nicht ganz abgestorben ist, und daß sich in ihm oft der Wille gestaltet, der Gottheit den Sieg zu erschweren.

Lassen sie mich über die Bewegungen sprechen, die sich in meinem Innern ankämpfend begegneten, als ich mich wieder in die klösterlichen Gebräuche fügen mußte; welche Erinnerungen tauchten da in meiner Seele auf, welche Bilder, welche Täuschungen! Die Gnade leitete mich zur Abtödtung; ihr Wille war es, daß ich mich demüthigte, in mir nur den untersten meiner Brüder ersah, alle Ehre nur Gott überließ und im Gewinne des Himmels die Schätze erblickte, die nie vergehen; aber die Natur trat gegen diesen Willen in die Schranken, sie wollte nicht beengt, nicht unterjocht seyn; nur mühsam unterwarf sie sich der Regel, und eine gewisse Hochschätzung

fordernd, während sie nach der Vergangenheit zurück schaute, hatte sie für eitle Ehre und gehaltlose Güter manchmal noch ein beifälliges Lächeln.

Das waren die Ankämpfe, mit denen sich mein Geist im Wechselstreite zu beschäftigen hatte; ich flehte in so schwierigen Augenblicken zu Gott, mich mit seiner Gnade zu stärken; denn diese ist es, die mir überreichlich genügen wird, wenn alle Wünsche und Ansprüche, welche die Natur macht, zu Grabe gegangen sind.

Wenige Augenblicke nach meiner Ankunft im Kloster besuchte mich der Pater Prior, in Begleitung eines Mönchs; sie warfen sich zu meinen Füßen, umschlangen sie, und bedeckten sie mit ihren Küssen. »Auf diese Füße, — sagte der Prior, indem er sich erhob und erfurchtsvoll vor mir beugte, — drücken wir unsere Lippen, auf diese Füße, die den Boden betraten, auf welchem der Erlöser der Welt, der einige Sohn Gottes, drei und dreißig Jahre gewandelt und ihn mit seinem *Blute begossen* hat.«

So sehr mich diese Demuth rührte, so war ich doch von ihr nicht überrascht, denn dieser Prior gehörte unter die ehrwürdigsten Männer, die ich je gekannt. Aber ach! wie bald trauerten wir an seiner Grabesstätte. So viele Tage des Lebens, als Verdienste, zählend, ist er, einige Monate nach meiner Rückkehr, heimgegangen aus diesem Leben, um Theil zu nehmen an der Glorie der Heiligen, als deren Bild er diesseits gelebt.

Eine Reihe von vierzig Jahren hatte dieser Prior in La Trappe dahingebracht, mit ihm sein Bruder, als Mönch im nämlichen Kloster. Sie waren Zwillinge. Zur nämlichen Stunde aus dem Schooße ihrer Mutter hervorgegangen, von der nämlichen Milch genährt, trennten sie sich von der Wiege an nicht wieder. Gleichen Unterricht genießend, gleiche Grundsätze annehmend, entwickelten sie auch die nämlichen Neigungen, bei deren Bildung die Erziehung und die Natur im engsten Vereine gewirkt hatten. Der nämlichen Stimme fol-

gend, waren sie zu gleicher Zeit in den Orden der Trappisten getreten, hatten an einem und demselben Tage an den Stufen des nämlichen Altars zur Seite sich stehend, das feierliche Gelübde abgelegt, und während länger als dreißig Jahren ertönte nie auf der Emporkirche des Gotteshauses der Gesang der Trappisten, ohne daß mit selbem die vereinten Töne der beiden Brüder emporgedrungen wären zum Throne des Allerhöchsten. — Nur der Tod konnte das eng verschlungene Band ihrer treuen Bruderliebe lösen. — Pater Carl, der Bruder des Priors, starb zuerst; in Abwesenheit des Abtes begrub ihn sein Bruder; wie erhaben war die Selbstbeherrschung, mit welcher der Hinterbliebene des Bruders Staub dem Staube gab! — Wie gerührt war die Sprache beim Vortrage der gewöhnlichen Gebete! Seine Thränen flossen auf die Erde, welche die Mönche auf die theure Hülle schaufelten, aber unter den Thränen lächelte das Auge mit dem Lächeln der tröstenden, höher sich aufschwingenden Hoffnung.

Seine Stellung als Prior verschaffte ihm öfters Gelegenheit, sich mit mir zu besprechen, das innigste Vergnügen gewährte ihm ein Gespräch über den Tod. Seine Worte gossen neue Stärke in meine Seele, denn jene Stunde des Scheidens die auch für den Gerechtesten etwas Schauerliches hat, war ihm nur das glückliche Ziel seiner Lebensbahn. Sehnend sah er dieser Stunde entgegen und diese Sehnsucht, so einflußreich auf seinen Wandel, machte ihm jede Entbehrung und jedes Mühen zu einem süßen Genuß. Während der Dauer seiner Krankheit, beurkundete er sich als Held. Seine Todesstunde war herangekommen, er empfing die letzte Oelung, bat alle Anwesenden, ihm die bösen Beispeile zu verzeihen, die er allenfalls gegeben und sprach den Wunsch aus, auf einer Lage Asche sein Leben auszuhauchen. In der ruhigsten Ergebung, den Tod nicht näher sehend, als er ihn stets im Auge gehabt, und keines andern Todes sterbend, als er nicht schon jeden Tag gestorben war, schloß er das lebensmüde Auge mit der Heiterkeit eines Heiligen, und gab seine Seele in Gottes

Hand. In den tiefsten Schmerz versunken, umkniete ihn die Gemeinde und sie wußten nicht, ob sie für den Entschlafenen beten, oder seine Fürbitte anrufen sollten. —

Am 13. November, einige Zeit vor dem Tode des Priors, hatte ein schauderhaftes Ereigniß in den beiden Klöstern auf dem Olivenberg, Schrecken und Verwirrung verbreitet. Ich sage in beiden Klöstern, indem nämlich nahe dem unsrigen jenes der Trappistinnen steht.

An einem Sonntage, gerade zur Zeit, als beide Klostergemeinden den nachmittägigen Gottesdienst hielten, brach plötzlich ein furchtbares Feuer aus. Mit beflügelten Schritten eilten wir zur Hilfe; aber all unserer regesten Thätigkeit, all dem Eifer der Einwohner von Reiningen und der Umgebungen, die in größter Eile zur Hilfe herangekommen waren, gelang es nicht, die Scheuer, die Früchte der Ernte, und die Stallungen den Flammen zu entreißen, deren Wuth sie binnen zwei Stunden in Asche gelegt hatte. Es war ein furchtbarer Anblick, wie die Flammen bis zu den Wolken ihre Lohe emportrieben, dann, von der Heftigkeit des Windes niedergedrückt, wie ein Meer über die beiden Klöster hinwogten, Zerstörung drohend und beginnend. Wie schrecklich war da die Lage der Nonnen! Verworrenes Geschrei der Leute, welche unserer Rettung Herz und Arme darbrachten, wimmerndes Geheul der rastlos bewegten Thurmglocke, zischendes Geräusch der Wasserströme, aus den eifrig gebrauchten Spritzen in das Flammen-Meer hinein prasselnd, krachendes Getöse der stürzenden Balken und Mauern, weit schallendes Gelärme der beschäftigten Menge; — alles dieses Schreckhafte konnte nur die unbeschreiblichste Angst der zitternden Nonnen vermehren, welche, den schüchternen Tauben gleich, als Bräute Jesu Christi in der einsamen Stille ihres Heiligthums zu leben gewöhnt selten andere Laute hören, als die der Seufzer, welche aus ihrem keuschen Busen empor steigen. Eine einzige Pforte gestattete ihnen den Ausgang; es war das Hauptthor, welches sich nur dann aufthut, wenn Jungfrauen, die der

Buße sich weihen, über seine Schwelle treten, oder wenn der Priester einer sterbenden Nonne die letzte Wegzehrung darbringt, und ihre Hülle zu Grabe geleitet.

Die Wuth der Flammen verhinderte jede Annäherung an diese Pforte, es war der furchtbare Augenblick gekommen, die unglücklichen Nonnen, unter denen mehrere krank und altersschwach darnieder lagen, und die für ihre Rettung nur Wünsche und Gebethe darbringen konnten, den gräßlichen Tod des Feuers sterben zu sehen. Aber der Allerbarmer hörte die Wünsche und Gebethe der Dulderinnen, schnell brach sich die Heftigkeit des stürmenden Windes, die Gewalt der verheerenden Flamme, es gelang den neu ermuthigten Rettern des Feuers Meister zu werden, und bald es ganz zu unterdrücken, aber leider ward in der Folge eine Chorschwester das Opfer dieses schauderhaften Ereignisses.

Unter den Landleuten, welche zum Löschen herbei eilten, hatten einige einen Jüngling bemerkt, der die Aecker quer durchrennend der Nähe des Brandes enteilte; sie hielten den Fliehenden an, und nahmen ihn in Frage. Er äußerte sich, von la Trappe zu kommen, wo er einige Stunden verweilt habe; aber durch das ausgebrochene Feuer so in Furcht gesetzt worden sey, daß er die Flucht ergriffen.

Schon wollte man ihn wieder entlassen, als andere Landleute dazu kamen; und sich dahin verstanden, den jungen Menschen vor den Gemeinderichter zu führen. Ohngeachtet dieser nach vielen gestellten Fragen keinen Verdacht auf dem Vorgeführten lasten sah, so geboth er doch, in richtiger Erwägung, daß im Augenblicke eines Unglückes, dessen Entstehung kein Mensch zu enträthseln vermöge, um so größere Vorsicht nöthig sey, vielleicht auch, weil er, in Folge göttlichen Willens, in den Mienen des Aufgegriffenen und seinem Benehmen irgend eine Verwirrung bemerkte, ihn unverzüglich nach Altkirchen zu führen und der Sicherheit und der genauern Information wegen, dort einzukerkern.

Und gerade dieser Jüngling war es, der in das Kloster Feuer gelegt hatte. — Geboren von christlichen Eltern, sorgsam für Religion und Tugend erzogen, hatte dieser Unglückliche den Entschluß gefaßt, sich im Kloster La Trappe einkleiden zu lassen. Schon hatte er darin sieben bis acht Monate als Noviz hingebracht; aber es mangelte ihm an jenen Eigenschaften, die ihn der Einkleidung würdig gemacht hätten, und man sah sich gezwungen, ihn aus dem klösterlichen Verbande zu entlassen. Stolz und Rachsucht — Leidenschaften, die sich öfters unter der Hülle der Religion bergend, so manche noch viel verderblichere, vielleicht nie ersterbende Flamme entzünden, — hatten ihn zu diesem schauderhaften Verbrechen verleitet. Es konnte nicht ohne Folgen bleiben, Untersuchungen wurden verfügt, und der Abt des Klosters wurde vor die Assisen von Colmar geladen, — wohin er sich in Begleitung zweier Mönche begab. *)

Bei seiner Zurückkunft brachte er uns die in ihrer Art einzige Krankheit, bekannt unter dem Namen »die Grippe,« welche hierauf durch ganz Elsaß wüthete, und schon nach drei Tagen hatte diese Krankheit dreißig Mönche ergriffen. — Zwei davon wurden ihr zum Opfer, der Eine starb bei seinem Eintritte in das Krankenzimmer, der Andere, ein mit der Besorgung der Kloster-Kleidung beauftragter Bruder, endete in der Kirche, während er dem Gebethe oblag. —

Leben Sie wohl, mein lieber Carl, und empfangen Sie die wiederholte Versicherung der zärtlichen und nie versiegenden Gefühle, die ich schon so lange Zeit für Sie hege, und die meine Seele an die Ihrige fesseln.

---

*) Man sehe im Anhang.

Zweiter Brief.

Paris, den 17. Juli 1837.

Diesen Winter hindurch, theurer Carl! war ich sehr leidend; zu meinen gewöhnlichen Uebeln gesellte sich die herrschende Krankheit.

Nur das Klirren der Riegel und die Tritte der Schließer hatte ich während meiner Einkerkerung im Gefängnißthurme von Vincennes gehört; seit dieser Zeit erschüttert mich selbst das kleinste Geräusch auf eine sonderbare Weise, und ich fühle mich minder kräftig zur Ertragung des strengen Lebens von La Trappe. Es war eine eigne Verfügung der Vorsicht, die, ohne Zweifel, für mich diese Strenge mehren wollte, daß jenes Gemach, welches ich in den Zwischenräumen der geistlichen Uebungen bewohnte, gerade allem Geräusche ausgesetzt war, das sich in unserer geistlichen Gemeinde hören läßt; zu meiner Rechten wohnte der Frater, welcher die Fußbekleidung der Mönche besorgte, sein rastlosschlagender Hammer schien das von ihm vorzüglichst gebrauchte Werkzeug zu seyn, zu meiner Linken arbeitete der Zimmermann, dessen Säge ohne Unterlaß, ihr krächzendes Geschwirre hören ließ; ober meinem Gemache lag das des Abtes, welches ununterbrochen von den Tritten der Besuchenden ertönte; wollen Sie nun diesem unaufhörlichen Geräusche noch das heulende Gebelle von zwei überwachsamen Doggen anreihen, so können Sie sich einen Begriff von meiner leidenvollen Lage machen. Doch dürfen Sie sich darüber nicht beunruhigen, ich bin ja durch die Schule der Erfahrung gegangen und meine Lippe hat keine Worte der Klage; nur um Ausdauer in der Geduld flehe ich zu Gott, da ich weiß, daß solche vergängliche Beunruhigungen mich einen unermeßlichen Antheil an unvergänglichem Ruhm gewinnen lassen können.

Nach der Zurückkunft von meiner langen Pilgerfahrt, faßte ich den Entschluß nach Rom zu gehen, um am Grabe des heiligen Petrus zu bethen, und seinem Nachfolger die Füße

zu küssen, wurde aber durch verschiedene Umstände daran gehindert. Von meiner Absicht unterrichtet, hat mich der heilige Vater gewürdigt, von seinem erhabenen Throne herab schützend seinen Hirtenstab über mich auszustrecken, und ich erhielt die Erlaubniß nach Rom zu kommen.

Zum zweitenmale verließ ich daher mein Kloster, und schlug die Strasse nach der Schweiz ein, wohin mich einige Geschäfte riefen.

Leute, die mich seit einem Jahre nicht gesehen, hatten Mühe, mich wieder zu erkennen, so hinfällig war ich aus der Klosterpforte getreten. Kaum auf Helvetiens Boden angekommen und kaum die Wohlgerüche der heilsamen Pflanzen einathmend, die dieses Land in der reichsten Fülle erzeugt, fühlte ich mich wie verjüngt und meine Gesundheit fing wieder an, sich zu befestigen. Ausruhend in der Hütte des Sennen, oder dahin wandelnd über lachende Matten, tändelte ich mit den jungen Rindern, und lauschte dem Gesang der Hirten. Und als sich von Tag zu Tag meine Kräfte mehrten, da schiffte ich über die Seen, erkletterte die Gebirge, durchschritt raschen Fußes die Thäler, und klomm hinan zu den Höhen der Wasserfälle, der schneebedeckten Felsen, an den Fuß der Gletscher mit ihrem ewigen Eiskleide. Auch die weltberühmte Kapelle von Maria-Einsiedeln besuchte ich. Zu dieser geheiligten Stätte strömen die Christen von allen Gegenden her; ohne Unterbrechung folgen sie sich, in dichten Reihen andachtvoll umringend den Altar der Madonna.

Hilfreiche Trösterin, heilt stets sie alle Wunden,
Wer mit Vertrau'n ihr naht, wird schnell durch sie gesunden,
Die kranke Seele findet sich're Heilung dort,
Und wunderbaren Trost verleiht an diesem Ort
Ihr holdes Lächeln dem Betrübten.

Den schwachen Sterblichen thut Noth ein solch Asyl,
Manch heiße Thräne fließt in diesem Erdenthal!
Welch Herz hat nie geseufzt? Wer barg geheime Qual
Nie unter heiterm Schein, verläugnend sein Gefühl? —

Zahlreiche Pilger wallen in jedem Jahre aus den fernsten Grenzen von Elsaß und Lothringen nach Maria-Einsiedeln; vorzüglich zahlreich arme Frauen und junge Mädchen, jene um der heiligen Jungfrau zu danken für die Erhaltung eines kranken Kindes, diese für die Genesung eines greisen Vaters. Truppweise ziehen sie daher, auf bloßen Füßen, in Stillschweigen versunken, den Rosenkranz in der Hand, schwarzes Brod ist ihre Nahrung, und die Quelle des Waldes und der Wiese löscht ihren Durst. O! laßt sie uns begleiten bis hin an den Fuß des Altars der Madonna; die Lebendigkeit ihres Glaubens wird unserer Seele Erhebung geben, ihre Andacht wird uns zur Inbrunst entflammen, und der Trost, den sie aus diesem heiligen Borne schöpfen, auch in unserm Innern walten. — Alles Großartige, Kühne und Erhabene, alles, was in des Menschen Brust zur Bewunderung, zur Furcht, zum Schrecken hinreißt; alles, was die Vorsehung in ihren unermeßlichen Werken Anmuthiges, Düsteres und Rührendes geschaffen hat, Alles, was die Natur in ihrer Unbegrenztheit an gleichförmigen oder romantischen, an heiter lächelnden oder ernstblickenden, an idyllischen oder an drohenden Gebilden darbietet; — alles dieses scheint sich in der Schweiz zu durchschlingen, und das Universum in verjüngtem Maßstabe der Beschauung zu überliefern. — Wollen wir auf die Ausbrüche eines Vulkans, und auf die Ansicht eines Meeres verzichten, so finden wir jede Art von Naturschönheit in Helvetiens Bereich, ja selbst die großen Seen dieses Landes geben zur Zeit, wo leichte Nebelwolken ihre fernsten Ufer begrenzen, ein Bild des Meeres, daher auch ein Schöngeist sagte daß der Ocean sein verkleinertes Bildniß in die Schweiz gesandt habe.

Mehr als irgend ein Land der Welt beseelt die Schweiz den christlichen Wanderer, Daniels Begeisterung zu theilen und mit ihm zu singen:

»Werke Gottes preiset den Schöpfer, lobet ihn, erhebe ihn durch Jahrhunderte;«

»Himmelsräume preiset den Herrn.«

»Sterne des Himmels, preiset den Herrn.«

»Regen und Thau, Nebel und Reif, Schnee und Eis, Blitze und Wolken, Berge und Hügel, Kräuter und Pflanzen, Quellen und Bäche preiset den Herrn, lobet ihn und erhebet ihn durch alle Jahrhunderte.«

Die vorüberziehenden Jahre hinterlassen keine Spur ihres Zuges auf Helvetiens Boden; aber wie gestalten sich die Sitten seiner Bewohner, so geliebt, so berühmt ob ihrer Sanftmuth, ihrer Treue, ihrer Anhänglichkeit an die alten Gebräuche? Leider unterliegen auch sie dem Wechsel, bis zur Nationaltracht, dieser so leichten, so bunten, so malerischen Kleidung, die dem Ausländer eine Art von Bewunderung einflößt. Ich habe junge Landmädchen gesehen, gekleidet nach französischer Weise, langsam hinter den mit Heu beladenen Wagen einherschreiten, eine der neuesten Arien trillernd. Aber, was mich auf meiner Wanderung durch die Schweiz unbeschreiblich ergriffen, was in meine Seele den Strom des heißesten Schmerzes gegossen hat, das war der Anblick der Fesseln, in welche die Ausübung der katholischen Religion geschmiedet, die Verfolgung, die ihren Dienern geworden ist, und ihre Verhöhnung in der Person des Repräsentanten des Oberhaupts der Kirche; — ich sah arme Katholiken, deren Schritte von dem Geschrei des Vorurtheils; von den Verfolgungen der Verläumdung umlagert waren. Ihre Anhänglichkeit an Rechte, die sie auf legitime Weise erworben, und deren Genuß ihnen mehrere Jahrhunderte verbürgt haben, war die einzige Schuld, die schuldlose Schuld dieser Unglücklichen; ich sah Anhänger des Calvinismus im gewaltthätig errungenen Besitze uralter Klöster; — und wie sie diese Asyle der Frömmigkeit entweihten, wie sie die Güter der Be-

raubten an sich rissen, und wie sie die köstlichen Früchte der Arbeit, des Geschmackes und der Häuslichkeit, den feilen Händen habgieriger, unwissender Verwalter anvertrauet haben; ich sah Soldaten, deren Beruf die Aufrechthaltung der Ordnung und die Vertheidigung des Vaterlandes ist, auf stürmischem Marsche gegen die friedlichen Bewohner einer Stadt, denen die Anhänglichkeit an den Glauben ihrer Väter zum Verbrechen gemacht wurde, ich sah diese Soldaten die feierlichsten Verträge mit Füßen treten; gegen Menschen ihre Waffen zücken, denen sie Schützer seyn sollten. Das sind Ereignisse aus dem neunzehnten Jahrhundert, genannt die Zeit der Aufklärung und der geistigen Fortschritte, das sind Thaten, vollbracht auf dem klassischen Boden der Freiheit, ausgeübt unter dem Namen der Freiheit, unter dem ausdrücklichen Vorwande, zu beschleunigen das Glück der Völker, und sie zu leiten in das neue Eden eines goldenen Zeitalters — doch nur, es mag wohl nicht bezweifelt werden, in ein neues Zeitalter der Barbarei. —

Vor meiner Abreise von la Trappe schrieb ich an Herrn Abbe de la Mennais *). Nur die reinste Menschenliebe hatte diesen Brief diktirt, welcher beinahe in allen Zeitschriften wiederholt abgedruckt wurde. Erfüllt von Bewunderung für das Talent dieses Schriftstellers, erfüllt von Verehrung für den Geweihten des Herrn, hoffte ich, daß er die Stimme eines bejahrten, aus dem heiligen Lande rückkehrenden Trappisten hören, das Auge zu ihm erheben, den Pilgerstab erfassen, und mit mir nach Rom eilen würde, um hingeworfen zu den Füßen des Stellvertreters Christi klar zu erkennen, daß die menschliche Vernunft nur im nächtlichen Dunkel der Finsterniß sich fortschleppt, wenn sie nur durch ihr eignes Licht erleuchtet wird. Es lehrt die Erfahrung, daß die Vorsehung sich oft der kleinsten Mittel bedient, um große Wunder zu schaffen. Ueberdieß war es mir höchst wahrscheinlich,

*) Man sehe den Anhang.

daß der Verfasser der Schrift: »de l'Essai sur l'indifference« in jüngster Zeit wohlberedter Vertheidiger des Katholicismus, sehr gerne in meine Gedanken eingehen werde und noch Seelengröße genug habe, das Schmachvolle seiner Irrthümer durch den Glanz seiner Demüthigung und durch die aufrichtigste Reue zu verhüllen. Ohngeachtet mein Brief von ihm ohne Antwort blieb, so entsagte ich doch nicht jeder bessern Hoffnung. Meine zärtliche Hinneigung zu diesem berühmten Manne schien bei meiner Ankunft in Paris mit neuer Lebhaftigkeit angeregt zu werden, ich fragte überall nach ihm, erkundigte mich bei seinen Freunden und Feinden; es war ja mein einziger, mein liebster Wunsch, ihm zu begegnen in irgend einem Winkel dieser Hauptstadt, mich an seine Schritte zu fesseln, ihn an die treue Freundesbrust zu drücken, und mit ihm nach Rom zu wallen, dorthin, wo der Schmerz über gefallene Größe, Tröstung findet, und wo die Erbarmung und der Friede jedem, der seine Fehler erkennt, ihre liebevoll aufrichtende Hand reichen. Es gab Augenblicke, wo ich die Hoffnung hegte, ihn an dem Orte des Zusammentreffens, wozu ich ihm Marseille bestimmt, zu finden, aber die Gerüchte, die über ihn im Umlaufe waren, vernichteten bald diese Hoffnung; an ihre Stelle trat die Furcht, der Erfüllung meines liebsten Wunsches nicht entgegen sehen zu dürfen; und dieses Gefühl versenkte mich in die schmerzlichste Betrübniß. Nur immer mit meinem Vorhaben beschäftiget, glaubte ich oft, ihn, den ich so fruchtlos suchte, vor mir zu sehen, und mit den Worten eines jungen Dichters rief ich ihm zu:

Lebend'ger Widerhall des Glaubens unsrer Väter,
Du wunderbarer Seher in unglückschwang'rer Zeit,
Der Kirche Herold du! deß' Ruf noch jüngst zum Lichte
Aus ihrem Sünden-Schlummer die Sterblichen geweckt,

Willst du der Zwietracht Saat im Vaterlande streuen?
Des Christen schöner Name, soll er gebrandmarkt seyn?
Willst du, ein reißend Thier, den Schafstall jetzt besudeln,
Des guten Hirten Heerde mit blut'gem Zahne würgen?

Nein, Nein, — noch glaub ich fest an deine Besserung,
Du konntest fallen ..... doch, du wirst zu büssen wissen;
Der Reue tiefer Schmerz, noch größer als dein Geist,
Wird unser Herz gerührt auf immer dir versöhnen.

Unterdessen erfuhr ich, daß zu Marseille die Cholera zum drittenmale ausgebrochen sei; auch zu Rom wüthete sie bereits und in den Umgebungen des Capitols raffte diese furchtbare Geißel Gottes zahlreiche Opfer an sich. Unter solchen Umständen blieb mir nichts übrig, als noch einige Zeit in Paris zu verweilen, wo ich mir in Mitte dieser geräuschvollen Hauptstadt die Wohnung und das Leben eines Einsiedlers bereitete; ich war jedoch fest entschlossen, sobald als möglich meinen Pilgerstab weiter zu setzen. Es ist hier nicht an der Stelle, der Denkmäler zu erwähnen, mit denen Paris in so reicher Fülle geschmückt ist, auch nicht der Künste und Wissenschaften, die hier gepflegt werden. Paris giebt so viele traurige Erinnerungen, wenn der Gedanke auf jener blutigen Epoche haftet, aus deren Schooße, wie aus einer vergifteten Quelle so viele irreligiöse, auch bis in die weiteste Ferne sich verlierende Schriften, hervorgegangen sind und noch immer hervorgehen. Meinen nur durch die Umstände herbeigeführten längern Aufenthalt in Paris, kann ich nicht besser benützen, als damit, daß ich Sie, theuerer Freund, mit den neuen Eindrücken vertraut mache, denen sich hier mein Inneres erschließen, und deren Mittheilung an Sie mir eine recht liebe Beschäftigung seyn wird. —

Dritter Brief.

Paris den 6. August 1837.

Meinem Vorhaben, das Gefängniß von Vincennes, wo ich zwei Jahre im Kerker schmachtete, zu besuchen, folgte auch gleich die Ausführung. Die Welt ist doch wirklich ein Schauplatz der Widersprüche und Extreme. Einst führte mich die

Gewalt in dieses Vincennes, jetzt mußte ich mir die Erlaubniß zum Eintreten verschaffen. Ich dachte gar nicht an die Nothwendigkeit, mit einer Karte versehen zu seyn; man verweigerte mir den Eintritt; erst am andern Tage ward er mir gestattet, als ich mich an den Generallieutenant Baron v. Gourgaud schriftlich wandte. Welches an Erinnerungen reiche Feld breitet sich innerhalb der Mauern dieses Gefängnisses aus! Hier war es, wo Ludwig der Heilige gelagert am Stamme einer Eiche in eigner Person das Richteramt übte; hier war es, wo der unglückliche Herzog von Enghien auf Befehl jenes Mannes getödtet wurde, unter dessen Herrscherjoch sich Europa so viele Jahre beugte. Hier war es, wo die größten Verbrecher und die schuldlosesten Menschen mit ihren Ketten klirrten; hier war es, wo ich die edelsten Bischöfe, die tugendhaftesten Kardinäle hinter gewaltigen Riegeln für ihre treue Anhänglichkeit an die Kirche, für deren Vertheidigung in schrecklicher Haft leiden sah. Aber hier, theuerer Carl, war es auch, wo eine göttliche Stimme zu meinem Innern sprach. Hier im Kerker von Vincennes fand ich die wahre, die reinste Freiheit, die des Christen.

Durch des Thores dunkle Wölbung in den innern Raum tretend, warf ich einen Blick auf das Zeughaus und schritt dem Thurme zu. Was ich in jener schrecklichen Stunde des Jahres 1812 empfand, als ich durch diese Pforte eintrat, zu deren Wiedereröffnung mir keine Hoffnung winkte; als ich diese dunkle enge feuchte Wendeltreppe hinan stieg, an deren letzter Stufe sich mir ein Gemach aufthat, achteckig, mit zehn Fuß dicken Wandpfeilern, kaum erhellt durch ein kleines eisenvergittertes Fenster, kaum die Aussicht nach dem Himmel, kaum den Genuß frischer Luft gewährend; — das zu beschreiben, was in diesem Augenblicke mein Innerstes bewegte, vermag nicht Wort nicht Feder auszudrücken. An der Schwelle der Kerkerthüre sank ich auf meine Kniee und dankte Gott, mir für einen kurzen Zeitraum die Freiheit entrückt zu haben, um

mich zur Erkenntniß der Eiltelkeit irdischer Größe zu leiten, und nur seinem Dienste mich zu weihen.

Es war ein beseligender Augenblick, als ich unter der Vaterhand des Allmächtigen mein Haupt beugte, und aus seiner Gnade neue Kraft schöpfend, seiner Erbarmung aus voller Seele vertraute. Solch einen Augenblick wiegt die Welt mit allen ihren Reitzen nicht auf, und aus ihm erholte ich mir die Erkenntniß und den Begriff von der Geduld der Martyrer und ihrer Freude und Kraft, mit welcher sie im schauderhaftesten Kerker, aus tiefen Wunden blutend Siegeshymnen sangen. Im Gefühle dieser Anerkennung und meines Dankes drückte ich meine glühenden Lippen auf die Eisenstäbe meines Gitterfensters, auf das Schloß der Kerkerthüre, dieser Scheidewand zwischen mir und der Welt. Ein schöneres Feuer glänzte in meinen Augen, manches dunkle ward mir klar, manche Wahrheit erschloß sich meinen Blicken, und heilsame Betrachtungen, fromme Entschlüsse gestalteten sich in meiner Seele.

Laß mich zurückdenken an dich, du friedliche Stille meines Kerkers, und an euch, ihr geheimnißvollen Nächte, in denen mein Ohr nichts hörte, als das Wehen des Windes in den Zinnen meines Thurmes, der dann verhallte, wie die Seufzer der Bewohner dieser Gefängnisse. Sehr lang, aber auch sehr glücklich waren die Tage, in deren Laufe mich die Hoffnung auf ein künftiges Leben die Ungerechtigkeit der Menschen und alle Qualen, an denen das irdische Daseyn so reich ist, vergessen ließ; stets werde ich mich dieser Tage dankbar erinnern.

Es haben sich so viele Gerüchte über die Bewohner der Gefängnisse von Vincennes nach deren Freilassung verbreitet, daß ich nicht umhin kann, wenigstens in Bezug auf meine dortige Haft einige Widersprüche und Irrungen aufzuklären.

Es war im Jahre 1812, als ich zu Husum, einem dänischen Hafen, mehr als zweihundert Meilen von Frankreich

entfernt, bei meiner Ankunft aus England verhaftet, dann nach Hamburg, von da nach Paris gebracht und in das Gefängniß von Vincennes geworfen wurde. Noch heutigen Tages begreife ich diese Verhaftung nicht, die eine offenbare Verletzung des Völkerrechts, um so mehr höchst auffallend war, da ich, als Unterthan des Kaisers von Oesterreich, seit dem Jahr 1790 Frankreich nicht betreten hatte und mit ihm auch nicht in der mindesten Berührung stand. Ich läugne nicht, ich hatte mich immer gegen Bonaparte kräftig ausgesprochen und 1807, als er sich Wien näherte, eine Proclamation erlassen, worin ich die Jugend der Hauptstadt unter die Fahne eines Corps rief, das den Namen der seligen Kaiserin Maria Theresia führte. Nicht eine ehrenrührige Stelle enthielt mein Aufruf, er schloß mit den Worten:

»Um gegen den Feind zu stürmen, entriß ich mich vom Busen einer geliebten Gattin und aus den Armen meiner sechs kleinen Kinder; aber ich war früher Unterthan, als Gatte und Vater.«

Auch in Spanien hatte ich gegen Bonaparte gedient, aber nie etwas anders gethan, als was mir meine Pflicht gebot. —

In Hamburg angekommen, entfernte man meinen Kammerdiener von mir, und unter Bewachung von Gendarmen, zwei in meiner Kutsche, der dritte auf dem Bocke, mußte ich die erzwungene Reise auf meine Unkosten machen.

Hier sei es an der Stelle, einer Begebenheit zu erwähnen, die ich in Aachen erlebte; es liegt ja im Gemüthe des Reisenden, daß er beim Rückblick auf seine Schritte und die Erinnerung an erduldete Bedrängnisse bewahrend, auch des Lichtpunktes gedenke, der ihm das nächtliche Dunkel seiner Leiden für einen Augenblick wohlthuend erleuchtete. — Ich saß in Aachen ganz allein auf meinem Zimmer, als ein sehr anständig gekleideter Mann in dieses trat, und mir sagte: er habe so eben meinen Namen gehört, nnd sei gekommen, mich, wenn ich es wünsche, in Freiheit zu setzen. Dankend für die gute

Absicht, entgegnete ich, daß ich ihn nur einer Gefahr aussetzen würde und auch das Gelingen der Sache ganz unwahrscheinlich sey. — Ueberzeugt, meinen Widerstand nicht besiegen zu können, gab er mir Versicherungen seiner ewigen Verehrung, enteilte aber bei dem ersten Geräusche, nachdem er eine Rolle Gold auf den Tisch gelegt, und mir halblaut zugeflüstert hatte: »der Gefangene sieht nicht alle die Entbehrungen vor aus, denen er unterworfen seyn wird.« Ich verlor mich im Nachdenken und in Vermuthungen, wer dieser großmüthige Mann sei, wie er heiße, woher der Antheil stamme, den er meinem Schicksale schenkte, wo wir uns einst wieder sehen würden?

Seit dieser merkwürdigen Stunde waren drei Jahre verflossen, als mir mein Bruder nach La Trappe einen Brief zuschickte, der an ihn nach Ungarn adressirt war. Daß dieser Brief für mich bestimmt sei, vermuthete er aus dessen Inhalte, der so lautete:

Mein General!

Die Zeitungen machten mich mit ihren glänzenden Waffenthaten im letzten Feldzuge bekannt. Es war ein Bedürfniß für mein Herz, Ihnen die Freude, die ich darüber fühlte, auszudrücken, um so mehr, als mir daraus die Ueberzeugnng hervorging, daß Ihre Gefangenschaft nicht von Dauer gewesen. Unter die glücklichsten Tage meines Lebens zähle ich jene, wo ich die Ehre hatte, in Aachen Ihre Bekanntschaft zu machen. Nie werde ich aufhören, zu bedauern, daß Sie mein Anerbieten, für Ihre Befreiung zu wirken, von sich gewiesen haben.

Baron Després des Coudrais
Lieutenant Colonel.

Im Schlosse von Viereux, Departement der Ardennen.

So lernte ich endlich den bewunderungswürdigen Mann kennen, der, nur von seiner Theilnahme an der Lage eines

Unglücklichen geleitet, eine Handlung vollführte, die über jedes Lob erhaben ist. Nun fühlte ich mich ganz glücklich, da ich gegen ihn meine Pflicht zu üben hatte.

Zur Stunde machte ich ihm die Mittheilung, daß er meinen Bruder für mich gehalten, daß ich zwei Jahre im Gefängnisse zugebracht, und mich nun nach La Trappe zurückgezogen habe. Baron Després von Coudrais, ein ehemaliger Emigrant, war, wenn ich nicht irre, im Jahre 1803 nach Frankreich zurückgekehrt, um in einem Schlosse, das ihm die Revolution von seinen Gütern übrig gelassen, seine achtzigjährigen Eltern mit der kindlichsten Liebe zu pflegen.

Ein sehr religiöser Mann, drückte er mir über meinen Eintritt in das Kloster seine lebhafteste Freude aus.

Auf meiner Rückkehr von Jerusalem, einige Tage nach meiner Landung zu Marseille, erhielt ich von diesem vortrefflichen Freund einen Brief. Kaum hatte er aus den Zeitungen meine Rückkunft von meiner Pilgerfahrt ersehen, als er sich auch schon beeilte, mir seine Glückwünsche darzubringen, und diesen die Nachricht von dem erfolgten Tode seiner Eltern, wie auch von seiner Vermählung mit einer Engländerin beizufügen. Dringend bat er mich, ihn für einige Zeit zu besuchen, leider mußte ich mir aber dieses Vergnügen versagen.

Ich nehme den abgebrochenen Faden meiner Erzählung wieder auf. Gerade in jener Periode, wo Napoleon den Kulminationspunkt seiner Größe erreicht hatte, und an der Spitze jener Mächte, die er an seinen Triumphwagen gefesselt, gefolgt von unzähligen Kriegern, seinen Heereszug gegen Rußland machte, ward ich verhaftet. Von diesem Tage an der Welt entrückt, sah ich in meinem Kerkerthurme zu Vincennes nur meine Wächter, und alle Sonntage den Schloß-Commandanten, begleitet vom Wundarzte, welche sich nach dem Zustand meiner Gesundheit erkundigten; alles, was sich jenseits der Schwelle meiner Kerkerthüre begab, blieb für mich ein Geheimniß. Meinen Wächtern war die Beobachtung des tiefsten Schweigens gegen mich über alle Gegenstände von und nach

Außen befohlen, und sie gehorchten auch diesem Gebote mit unerschütterlichem Starrsinne. Meinen ganz gewöhnlichen, meinen allereinfachsten Fragen entgegneten sie nur mit einer ausweichenden Antwort, die so viel als keine war. War es mir vergönnt, auf der Plate-Forme des Gefängnißthurmes umherzugehen, — eine nur selten ertheilte Vergünstigung — blickte ich dann nach der Stadt Paris hin, die mir ganz fremd war, und fragte ich bei Erblickung eines Hausgibels u. s. w. meinen Wächter nach diesem oder jenem Gebäude, so antwortete er ganz trocken: »Ich weiß es nicht!« nie erhielt ich eine andere Antwort. Bis zum Eckel überdrüssig dieses ewigen »Ich weiß es nicht,« beschloß ich auch keine Frage mehr zu thun. Aber dieses Schweigen ist im Mißklange mit den Forderungen der menschlichen Natur. Es ist nichts Auffallendes, daß der Mönch innerhalb seines klösterlichen Bereiches ein Stillschweigen beobachte, dieses Schweigen ist mit seiner Aufopferung verschwistert; es ist ein Bestandtheil der Ordensregel, der er sich aus freiem Antriebe hingegeben hat, und so manche Annehmlichkeiten, die ihm aus seinem Stande ersprießen, erleichtern ihm auch die Beobachtung des Schweigens.

Diejenigen, an deren Seite er sein Stillleben dahinlebt, bilden mit ihm nur ein Herz, nur eine Seele; zerrissen sind die Bande, die ihn an andere Menschen gefesselt; blühet ihm auch aus deren Kreise keine Hoffnung mehr entgegen, so hat er auch von ihrem Walten und Treiben nichts mehr zu befürchten. Geistliche Uebungen und die Gewohnheit an Entbehrungen lassen ihn ruhig die Gegenwart beschauen und geben ihm Schutz gegen die Schreckniße der Zukunft. Zieht am heitern Himmel seiner frommen Seele eine dunkle Wolke heran, so erschließt er die Leiden seiner Brust dem Ohre und dem Herzen seines Vorgesetzten; und nie werden ihm Trost und Beruhigung versagt seyn.

Aber in Beziehung auf die Beobachtung des Stillschweigens, verhält es sich ganz anders bei den Staatsgefangenen.

Getrennt von denen, die seinem Herzen theuer sind, nur feindselig gefurchte Stirnen erblickend, und zum unverbrüchlichsten Stillschweigen verurtheilt, daher gezwungen, jeden seiner Gedanken im Innersten zu verschließen, fühlt er sich in steter Unruhe, von einem innern Grimme beherrscht, und das Schlimme, welches ihn sein aufgeregter Zustand befürchten läßt, ist für ihn eine qualvollere Plage, als jene, unter deren Drucke er bereits leidet.

Auch ich lebte im Laufe der zwei Jahre, die mich in meinem Gefängnisse hielten, ein so qualvolles Leben, und oft überließ ich mich der tiefsten Betrübniß. Es gab Stunden, wo ich in der Abenddämmerung vom Schatten des Herzogs von Enghien umschwebt zu seyn glaubte, und dann mußte ich mir selbst gestehen, daß wohl auch eine Nacht kommen könne, in welcher mich die Reihe treffe, aus dem Gefängnisse geführt und niedergeschossen zu werden.

Anders hatte es Gott über mich beschlossen, und ohne es zu ahnen, näherte ich mich dem Ziele meiner Befreiung.

Früher als gewöhnlich begab ich mich am 6. Februar zur Ruhe; es mochte zwischen acht und neun Uhr seyn, als ich ein befremdendes Geräusch hörte; es waxen die Tritte von Leuten, die hastig die Treppe heraufstiegen. Ich richtete mich auf; mit hingeneigtem Kopfe, mit zurückgehaltenem Athem lauschte ich; ich vernehme das Gerassel von Säbeln, die in gleichen Zwischenräumen auf die feuchten Stufen niederschlugen, dann das Klirren der Kerkerschlüssel. Meine Vermuthung, die Leute werden im ersten, dann im zweiten Geschosse Halt machen, war ungegründet, denn der Besuch galt dem dritten Geschoß, und hielt vor meiner Kerkerthüre, diese wurde stürmisch aufgerissen, und Gefangenwärter und Soldaten, an ihrer Spitze der Schloßkommandant, eine Laterne in der Hand traten zu mir ein, »General, stehen Sie auf!« — sprach er, sich meinem Lager nähernd. Auf meine Frage.: Warum? kündigte er mir an, daß ich an einen andern Ort gebracht werde, und als ich nach diesem forschte, hatte er keine andere Antwort, als die: »Sie

werden es erfahren.« — Unumwunden gestehe ich, daß ich das Schlimmste befürchtete, um so mehr, als der Kommandant mir beim Einpacken einiger Effekten zurief: »Lassen Sie das; man wird Ihnen diese Sachen morgen zusenden.«

Meine Seele in Gottes Hände befehlend, stieg ich, von meinen Wächtern umrungen, die Treppe hinab. Aus einem Gefänguisse des zweiten Geschosses sah ich einen ältlichen Mann treten, den ich nach seinem grauseidenen, mantelartigen Ueberwurfe für einen Geistlichen hielt! »Auch wieder ein Opfer der ruhelosen und mißtrauischen Staatspolizei« sagte ich zu mir selbst. Im Hofe angekommen flüsterte mir dieser Unbekannte zu: »Ich wette, daß die Alliirten nahe an Paris stehen« — »Welche Alliirte?« — fragte ich. »Nun die Russen, die Oesterreicher, die Preußen.« — Bei diesen Worten prallte ich einen Schritt zurück und maß den sonderbaren Sprecher mit prüfenden Blicken. — Das ist ein Geisteskranker — sagte ich zu mir selbst — die Gefangenschaft hat ihm ohne Zweifel den Verstand geraubt. Russen, Oesterreicher, Preußen vor Paris. — Jetzt rollte eine Kutsche heran; man befahl uns einzusteigen; ich ließ meinem Gefährten den Vortritt und hielt mich so ferne als möglich von ihm, denn ich hatte so oft sagen gehört, daß den Irren nicht zu trauen sey. Zwei Polizeiagenten nahmen den Vordersitz ein, man rief dem Kutscher zu: nach la Force! — und der Wagen rollte dahin.

Eine Stunde später lernte ich la Force als ein anderes Staatsgefängniß kennen. Nachdem wir durch die Einlaßpforte waren, fragte man um unsere Namen. Mit aller Neugierde lauschte ich der Angabe meines Gefährten; er bezeichnete sich als den Bischof von Troyes. — »Herrlich, jetzt haben wir einen Bischof, und es kostete nicht mehr, sich zum Papst zu befördern« — lachte ich in mich hinein. Aber wie groß war mein Erstaunen, als ich bald erfuhr, daß dieser Mann nicht nur kein Irre, sondern wirklich der Bischof von Troyes seye dieser berühmte Abt von Boulogne, ebenso berühmt durch seine Tugenden, als durch seine Rednergabe. Auch ward mir

nun die Kunde von all den wichtigen Ereignissen, die, während meiner Gefangenschaft, sich so rasch gefolgt waren. — »Gnädiger Herr — sagte ich zum Bischof — ich habe Sie für einen Wahnsinnigen gehalten, werden Sie mir dieses vergeben?« — Der Bischof, erst seit dem Ende Novembers in Verhaft gebracht, kannte alle die Unglücksfälle, welche seit dem Brande von Moskau, auf die französische Armee hereingestürmt waren. Ganz richtig hatte er geurtheilt, daß das Gouvernement die Gefangenen aus Vincennes fortschaffe, um sie einem allenfallsigen Ueberfall der Alliirten zu entziehen. Mir war es nicht zu verargen, daß ich die Aeußerung: Russen, Oesterreicher und Preußen rücken gegen Paris heran, für die Rede eines Wahnsinnigen achtete, da ich in dem Augenblick, wo man mich vor 18 bis 20 Monaten in das Gefängniß warf, Napoleon an der Spitze unübersehbarer Heere und auf dem Marsche gegen Rußland wußte.

In der nämlichen Nacht, worin ich das Gefängniß la Force betrat, wurden Monsignor Gregorio, römischer Prälat, gegenwärtig Kardinal; dann der Pater Fontana, General der Barnabiten — seit dieser Zeit auch mit dem römischen Purpur bekleidet und seit einigen Jahren im Geruche der Heiligkeit verstorben — wie auch der Abbè Pediccini, Sekretair des Cardinals Pacca dahin gebracht. Ich hatte ein eignes Gemach; der Bischof von Troyes und die Herren Gregorio und Fontana wohnten zusammen; aber nach einigen Tagen bat mich der Bischof, um seinen beiden Unglücksgefährten mehr Raum zu verschaffen, ihn bei mir aufzunehmen, was ich mit dem größten Vergnügen that. Fünf bis sechs Wochen bewohnte ich mit diesem ehrwürdigen Prälaten das nämliche Kerkergemach. Seine edle und anmuthige Haltung, seine Gespräche voll Heiterkeit und doch voll Würde, sein ganzes Benehmen verbürgten die Güte seines Herzens, den Reichthum seines Geistes und die Vielseitigkeit seiner Kenntnisse. Unvergeßlich sind mir jene Tage, die, unter andern Verhältnissen mir an der Seite dieses Mannes wie Augenblicke entschwunden wären.

Am 30. März erschienen die Truppen der Alliirten vor den Mauern von Paris; die Kanonen öffneten ihre donnernden Schlünde, und ich schlief dennoch einen festen Schlaf, als mich der Bischof aus selbem aufrüttelte, indem er mit komischem Pathos ausrief: »Du schläfst Brutus, und Rom schmachtet in Fesseln!« Die fremden Monarchen waren am 1. April in Frankreichs Hauptstadt eingezogen, und eine ihrer ersten Sorgen war, die sofortige Befreiung der politischen Gefangenen zu befehlen. Da trat ich aus meinem Kerker in die ersehnte Freiheit. Leben Sie wohl, theurer Carl!

Vierter Brief.

Paris, 20. August 1837.

So eben mein lieber Freund, kehre ich aus der Kirche von unserer lieben Frau von Loretto heim. Sie ist ein zu schönes Gotteshaus, oder, um Ihnen eine richtigere Ansicht zu geben — eine zu reich und zu glänzend ausgeschmückte Kirche, überladen mit Gemälden und Vergoldungen; in ihr haben alle Gegenstände, selbst die Beichtstühle, die doch, ihrer ernsten Bestimmung gemäß, gewöhnlich von düsterem Aussehen sind, eine zu freundliche, zu leichte Gestaltung. In diesem Gotteshause, waltet nicht die Aufforderung zu tiefer Unterwürfigkeit; es erregt darin nichts die süßen Bewegungen der Seele, die reine Inbrunst des Gebethes. Ich glaube wohl, daß den Reisenden die Neugierde in diese Kirche führt, aber nicht, daß der Sünder dahin geht, um Gottes Erbarmung anzuflehen. Ganz richtig sagt Chateaubriand: daß, je mehr, je inniger die Zeitalter, welche unsere Kirchen erbaut, an Frömmigkeit und Glauben hingen, in desto großartigerem und edlerem Style, diese Monumente aufgeführt wären. Wir leben in einer Zeit, die, für das Heilige erkaltet, alle Arten untereinander mengt, daher auch nicht fähig ist, eine Kirche zu erbauen, wie sie seyn soll. —

Ein sprechender Beweis für diese Behauptung ist die Kirche der heiligen Magdalena. Sie ist ein kolossales, majestätisches Gebäude, umgürtet von zahlreichen korinthischen Säulen, die gleichsam eine Reihe von Riesen bilden; unter ihrer erhabenen Säulenkolonnade versammeln sich an schönen Tagen die Neuigkeitskrämer, die Müssiggänger. Es drängt sich hier dem Beobachter die Frage auf: Ist dieses ein christlicher Tempel, für die Gebethe und Geistessammlung der Frommen bestimmt, oder ein entweihter Schauplatz der Frechheit und der ungebundenen Zusammenkünfte? Welchen Zweck hatte der Erbauer? Welche Wirkung wollte er hervorbringen? Warum diese eisernen Schranken? Ein Gotteshaus muß zu jeder Stunde des Tages zugänglich seyn, damit der Arme, Verlassene und Trostbedürftige zu jeder Zeit schöpfen kann aus dem Born der ewigen Güte. Die Magdalenen-Kirche ist ein Werk der Größe, der Pracht, und der kühnen Gestaltung aber sie ist kein Gotteshaus.

Einst wandelte ich an einem Abende unter dem Säulengange dieses Tempels, der, in gewisser Hinsicht, an den von Balbeck erinnert. Im Genuße der zauberischen Wirkung, die ihre Säulenreihe zu dieser Abendzeit hervorbringt, betrachtete ich neuerdings den berühmten Obelisk, an dessen Fuße ich stand. Gerade damals, als er von Luxor hinweggebracht wurde, befand ich mich in Aegypten, und ich hätte diesem Monumente zurufen können: »Wir werden uns in Paris wieder sehen.« Aber nie hätte ich gedacht, daß der seit so vielen Jahrhunderten unbeweglich stehende Koloß wirklich zuerst daselbst eintreffen würde. In Betrachtung dieses Riesens der Wüste versunken, im Geiste seine Verhältnisse berechnend und mich zurückträumend in die Stunde seines Werdens, verschwand er mit einemmale aus meinen Augen, aber an seiner Stelle erblickte ich ein Blutgerüst, umwogt von einer unabsehbaren Volksmenge, die das tödtende Werkzeug anstarrend, mit Ungeduld dem Schlachtopfer entgegen sah. Es nahete heran, das Haupt erhoben mit majestätischem Schritte. — Und dieses Opfer ist Ludwig XVI.,

der Enkel Ludwigs des Heiligen, Heinrichs IV., Ludwigs des Großen, das Oberhaupt des Hauses Bourbon, der Beherrscher des schönsten Königreichs der Welt — und diese Hände, in denen einst der Herrscherstab ruhte, sind mit niedrigen Banden gefesselt und dieses Haupt, dessen Schläfe eine Krone umschloß, fällt unter dem Beile des Henkers.

Der heftigste Schmerz durchzittert meine Seele, ich verhülle meine Augen mit beiden Händen, um nicht Zeuge zu seyn des schauderhaftesten Verbrechens; aber ein neues bereitete sich vor meinen Augen. Es war mir, als sammle sich die zerstobene Menge wieder um das Blutgerüst. Langsam kommt ein Karren daher, worauf mehrere Verurtheilte sitzen. Unter ihnen bemerke ich eine Frau mit rückwärtszusammengeschnürten Armen, ihre von Leiden entstellten Züge sind bleich, aber edel und die Haltung voll Majestät. In der Unglücklichen erkenne ich Maria Antoinette, die Tochter des erhabenen Kaiserhauses von Oesterreich, aus welchem, wie Bossuet sagt, seit Jahrhunderten nur Kaiser und Könige hervorgegangen sind. Maria Antoinette, seit einer Reihe von 20 Jahren von den Franzosen angebetet, ein Bild des Liebreizes, die Herzensgüte selbst, haucht ihr engelreines Leben, unter den Schmähungen der Hefe des Volkes auf dem Blutgerüste aus!

Die Nichtigkeit irdischer Größe hat sich, so lange die Welt steht, nie lauter als in diesen unauslöschlichen Beispielen ausgesprochen, und diese blutige Catastrophe beweist, zu welchen gräßlichen Verbrechen die Menschen sich hinreißen lassen, wenn Gott, um sie für ihre Ausschweifungen zu züchtigen, in ihnen den Geist des Irrthums walten, und sie sich selbst überläßt. — Statt ein Denkmal der Sühne an diesem Orte aufzurichten, wo das Blut des Gesalbten des Herrn geflossen, welches für immer eine furchtbare Lehre für Völker und Könige geblieben wäre, hat man mit großem Kostenaufwande ein Monolith in einem Style erbauet, der weder mit seiner Stätte, noch mit den, es umgebenden Denkmälern im Einklange

steht. Soll es die Bestimmung dieses Monolithen, dieses gewichtigen Zeugen der Größe Aegyptens seyn, den Beschauenden in ein anderes Land zu führen, andere Zeiträume, andere Sitten vor sein Auge zu bringen, und so in ihm die Erinnerung an ein Verbrechen zu ersticken, das Frankreich für immer befleckt und die Welt mit Schauder erfüllt hat? O der eitlen Mühe! — dieses Ziel wird nie erreicht, denn leichter ist Schweigen als Vergessen, und vor dem Richterstuhle der Menschheit, wie vor dem Throne des Höchsten findet nur die Reue Vergebung und Sühne. —

In der Nähe dieses Obeliskes erhebt sich der Triumphbogen des Sternes, begonnen unter Napoleon, aber erst unter diesem Könige vollendet, eine Arbeit von dreißig Jahren, die gegen zehn Millionen gekostet hat. Kein anderes Denkmal solcher Art, nicht das des Constantins, nicht das des Septimius, nicht die Denkmäler von Karnack und Theben, können mit diesem Monumente um den Preis der Pracht und Erhabenheit in die Schranken treten. Als Kunstwerk gehört es unter die Wunder der Welt, aber wenn wir dieses Denkmal von einem andern Gesichtspunkte aus betrachten, was ist es alsdann? Sie werden mir beistimmen, mein theurer Carl: Nichts als ein glänzender Bürge für menschliche Eitelkeit. Was kann Frankreich noch von den vielen Eroberungen bieten, an welche es eine nie untergehende Erinnerung fesseln soll? Napoleon, eroberungssüchtig wie Alexander, fand auf diesem Erdball nicht Raum genug für die Ausführung seiner Entwürfe; minder glücklich als jener mußte er das Ende seiner Herrschaft überleben. Nie vermag ich an diesen so außerordentlichen Mann zu denken, ohne auf ihn die folgende Stelle aus Massilon anwendbar zu finden. Dieser Redner hatte das Bild eines jener Könige gezeichnet, die das Ideal ihrer Größe nur aus den Trümmern der Völker und Nationen hervorsteigen lassen, und schloß diese Zeichnung mit den Worten: »Großer Gott, welche Geißel für die Erde, welches Geschenk ist aus des Allmächtigen zürnender Hand in solch einem Herrscher den Menschen

geworden! Sein Purpur wird stets in Blut getaucht seyn, und wenn es auch einen Verächtlichen giebt, der seine Siege besingt, so werden die Thränen der Provinzen, der Städte, der Dörfer den Gesang begleiten. Setzt ihm prachtvolle Monumente, um seine Eroberungen zu verewigen; aber die noch rauchende Brandstätte so vieler einst blühender Städte; die Verwüstung so vieler, einst so fruchtbarer Landschaften; die eingestürzten Mauern, unter deren Trümmern friedliche Bürger ihr Grab fanden, und all das namenlose Elend, das noch nach seinem Tode zu den Himmelsräumen emporwimmert; — Alles dieses werden klägliche Denkmale zur Verewigung seiner Eitelkeit und Thorheit seyn. Nicht wie ein majestätischer Strom, der an seinen Ufern Ueberfluß und Heiterkeit verbreitet, sondern wie eine aus ihren Schranken getretene, Grauen und Verwüstung verbreitende wilde Fluth überschwemmt er die Erde; glänzt auch sein Name in den Annalen der Eroberer, so wird er doch nie leuchten im goldenen Buche der guten Könige, und will man die Erinnerung an die Leiden erwecken, die er über die Menschheit ausgegossen, so blättert man in der Geschichte seiner Regierung. — Bis zu den Himmelsräumen hat sein Stolz sich aufgeschwungen, Wolken umkreisen sein Haupt, und der Erfolg geht gleich glücklichen Schritt in seinen Unternehmungen; aber es ist nur ein Haufen Staub, der diese Riesenmasse von Ruhm bedeckt, und aus welchem faule Dünste und abschreckende Gerüche aufqualmen.«

Vom Bogen des Sternes hinweg, eilte ich nach Versailles. Der Pallast Ludwig des XIV., der für sich allein eine Stadt von beträchtlichem Umfange bildet, und so viel Schönes das ich in Versailles gesehen, erregen noch immer in mir ein Gefühl des Erstaunens. Im Ludwigs-Pallaste treten Wunder an Wunder dem Auge entgegen, und man schwankt, ob man mehr die Pracht der Bauart oder mehr die der umfangreichen Gärten mit ihren trefflichen Statuen und Wässern bewundern soll. Einsam und verödet geworden, erinnert dieser Pallast nur mehr an die Extreme in den menschlichen Schöpfungen.

König Ludwig Philipp wollte wieder den frühern Glanz zurück führen und hatte die glückliche Idee, diesen Pallast zum National = Museum zu erheben. Mit Recht erfaßte er den Gedanken, daß der König, der die Künste und Wissenschaften in Blüthe brachte, sie auch mit Liebe in seine Behausung aufnehmen und daß sein Geist noch schützend sie umschweben werde. Der König hat sich nicht getäuscht, der hohe Werth des National = Museums hat im Laufe der drei Monate seit seiner Eröffnung in seinen unermeßlichen Sälen nicht Raum genug für die heranströmenden Besucher. Mir gelang es nicht, länger als einige Augenblicke irgend einen Gegenstand zu betrachten, da mich die Menge der Zuschauer wie eine fortströmende Welle immer mit sich fortriß. Der Gunst einiger Galeriediener verdankte ich die Erlaubniß, für mich allein einige Säle zu besuchen.

Alles, was dem Zeitalter Ludwig XIV. angehörte, zog mich vor allem an. Im Innersten diesem Könige zugethan, dessen Geist noch in mehreren Theilen seiner einstigen Wohnung zu wehen scheint, fesselte mich besonders die Betrachtung jener Gegenstände, die an die Pracht seines Hofes und an manche Ereignisse aus den Zeiten seiner Regierung erinnern. — Ich erneuerte die geistige Bekanntschaft mit Männern, deren Ruhm in den ihres Königs zerfloß, da er es war, dessen Genie jedem seine geeignete Stellung gab und geleistete Dienste königlich zu lohnen wußte. Seine Feldherren: Condé, Turenne, Luxemburg, Catinat, Villars; seine Räthe: Colbert, Louvois; die gefeierten Dichter: Boileau, Racine; seiner Kinder Lehrer: Bossuet, Fenelon; und jene endlich die ihm selbst die Reiche des Wissens erschlossen und ihn Gott erkennen lehrten, Flechier, Bourdaloue, Massillon zogen in diesen Gemächern an meinem innern Auge vorüber. — Es gab hier auch Gemälde, von denen ich mit gesenktem Blicke hinwegeilte; sie erinnerten an manche verletzende Schwäche, an mehr als Schwäche vielleicht — aber das Gefühl der Achtung wird dadurch für Ludwig nicht vermindert, denn, ein zweiter David,

hat er seine Verirrungen erkannt und seinem himmlischen Vater ein Herz voller Reue und Demuth dargebracht. —

Im Gemache, worin Ludwig XIV. seinen Geist aufgegeben, verweilte ich längere Zeit vor seinem Sterbelager. O, mein theurer Carl! dieses Lager spricht mit tausend Zungen, es bringt — um mit Bossuet zu sprechen, — das Unermeßliche der Eitelkeit zur Beschauung der Welt. Europa hatte diesen König mit der Bewunderung seiner Größe umgeben, und er sah, in den Augenblicken des Scheidens, doch nur einige treue Diener an seinem Lager; seine Stimme die vordem bis an die fernsten Grenzen des Königreichs überall nur tiefer Ehrfurcht und raschem Gehorsam begegnete, ward nun kaum im Innersten seines Pallastes mehr gehört. Aber Hohes stand an seiner Seite, denn der Gedanke an Gott verließ ihn nicht in den Augenblicken der Entscheidung, und seine Ergebung war so groß, daß er einem in Thränen zerfließenden Diener zurief: »Warum dieses Weinen? Hältst du mich für unsterblich?« und gegen einen andern, der ihn Majestät nannte, die denkwürdige Aeußerung machte: »Hier waltet keine andere Majestät, als die des Todes, der mich umschwebt.«

Ich trat hierauf in die Säle der Schlachtengemälde. Heldenmuth und gekrönter Ruhm empfingen mich dort. Welcher Nation man auch immer angehören, zu was immer für einer Meinung man sich auch bekennen und unter wessen Fahnen man auch gekämpft haben mag, so wird man doch hingerissen zur Bewunderung dieser gewonnenen Schlachten, dieser erstürmten Städte, dieses ehrenvollen Todes, dieser klugen Rückzüge, dieser siegreichen Märsche, dieser erhabensten Waffenthaten, welche Frankreichs kriegerischen Ruhm auf solch einen Höhepunkt erhoben hatten. Hätte die Religion, da wo solch berühmte Heerführer ihr Vertrauen nur auf Gott richten, nur ihm ihre Siege verdanken konnten, nicht auch eine Stelle in diesen Schlachtgemälden verdient? Ihr kommt es zu, den Krieger zu begeistern, der für das Vaterland die Waffen ergreift, ihn auszurüsten mit Stärke, dem Sieger zur

Seite zu stehen, und einen Strahl von Unsterblichkeit auf seinen Grabeshügel zu werfen. Diese Wahrheit trugen die Ritter der Vorzeit tief in der muthigen Brust. Der brave Duguesclin, erprobt in seiner Anhänglichkeit an den christlichen Glauben, prägte noch auf dem Sterbelager den Gefährten seines Ruhmes die Pflicht ein, an jedem Orte, wo sie mit den Waffen in der Hand feindlich erscheinen würden, Achtung und Milde zu schenken den Priestern, Schutz den Frauen und Kindern. Bayard, tödtlich verwundet auf dem Rückzuge von Rebec und unter einem Baume niedergelassen, wandte sein Antlitz den Feinden zu, küßte das Kreuz seines Schwertes und flehte mit Inbrunst zu Gott um Verzeihung seiner Sünden. Doch wir haben nicht nöthig so weit zurück zu gehen in der Geschichte; im Zeitalter Ludwig des XIV., das an Helden so reich war, sehen wir den frommen Turenne, wie er an jedem Morgen in seinem Lager Messe lesen ließ; wie er einst zu seinen Offizieren, im Augenblicke, wo sie sich und ihm mit der sicheren Hoffnung des Sieges schmeichelten, die frommen Worte sprach: »Unser Geschick ruht nicht in unsern Händen, und wenn nicht Gott sein Werk vollbringt, so werden wir selbst die Geschlagenen seyn.« — Es war der Marschall von Luxemburg, der mit solch christlichem Sinne und so heldenmüthiger Ergebung dem Tode entgegensah, daß Bourdaloue, der mit den Tröstungen der heiligen Religion ihm beistand, ausrief: »Mein Leben gleicht nicht dem seinigen, aber möge meine Sterbestunde werden, wie die seinige war.« Auch Villars, der Nebenbuhler Eugens, verwundet in der Schlacht von Malplaquet, schämte sich nicht, nach geistlicher Hilfe zu verlangen, mit den Worten: »Kann die Armee ihren Villars auch nicht als Held sterben sehen, so sehe sie ihn als Christ sein Leben enden.«

Die großen Generäle, welche Frankreich seit fünfzig Jahren hervorgebracht, lassen sich zwar keinesweges von den Heerführern vergangener Jahrhunderte den Lorbeer der Tapferkeit entreißen, aber man muß gestehen, daß sie Gott nicht so huldigten, wie jene es gethan, oder daß dieser Gott nicht mehr

hat er seine Verirrungen erkannt und seinem himmlischen Vater ein Herz voller Reue und Demuth dargebracht. —

Im Gemache, worin Ludwig XIV. seinen Geist aufgegeben, verweilte ich längere Zeit vor seinem Sterbelager. O, mein theurer Carl! dieses Lager spricht mit tausend Zungen, es bringt — um mit Bossuet zu sprechen, — das Unermeßliche der Eitelkeit zur Beschauung der Welt. Europa hatte diesen König mit der Bewunderung seiner Größe umgeben, und er sah, in den Augenblicken des Scheidens, doch nur einige treue Diener an seinem Lager; seine Stimme die vordem bis an die fernsten Grenzen des Königreichs überall nur tiefer Ehrfurcht und raschem Gehorsam begegnete, ward nun kaum im Innersten seines Pallastes mehr gehört. Aber Hohes stand an seiner Seite, denn der Gedanke an Gott verließ ihn nicht in den Augenblicken der Entscheidung, und seine Ergebung war so groß, daß er einem in Thränen zerfließenden Diener zurief: »Warum dieses Weinen? Hältst du mich für unsterblich?« und gegen einen andern, der ihn Majestät nannte, die denkwürdige Aeußerung machte: »Hier waltet keine andere Majestät, als die des Todes, der mich umschwebt.«

Ich trat hierauf in die Säle der Schlachtengemälde. Heldenmuth und gekrönter Ruhm empfingen mich dort. Welcher Nation man auch immer angehören, zu was immer für einer Meinung man sich auch bekennen und unter wessen Fahnen man auch gekämpft haben mag, so wird man doch hingerissen zur Bewunderung dieser gewonnenen Schlachten, dieser erstürmten Städte, dieses ehrenvollen Todes, dieser klugen Rückzüge, dieser siegreichen Märsche, dieser erhabensten Waffenthaten, welche Frankreichs kriegerischen Ruhm auf solch einen Höhepunkt erhoben hatten. Hätte die Religion, da wo solch berühmte Heerführer ihr Vertrauen nur auf Gott richten, nur ihm ihre Siege verdanken konnten, nicht auch eine Stelle in diesen Schlachtgemälden verdient? Ihr kommt es zu, den Krieger zu begeistern, der für das Vaterland die Waffen ergreift, ihn auszurüsten mit Stärke, dem Sieger zur

Seite zu stehen, und einen Strahl von Unsterblichkeit auf seinen Grabeshügel zu werfen. Diese Wahrheit trugen die Ritter der Vorzeit tief in der muthigen Brust. Der brave Duguesclin, erprobt in seiner Anhänglichkeit an den christlichen Glauben, prägte noch auf dem Sterbelager den Gefährten seines Ruhmes die Pflicht ein, an jedem Orte, wo sie mit den Waffen in der Hand feindlich erscheinen würden, Achtung und Milde zu schenken den Priestern, Schutz den Frauen und Kindern. Bayard, tödtlich verwundet auf dem Rückzuge von Rebec und unter einem Baume niedergelassen, wandte sein Antlitz den Feinden zu, küßte das Kreuz seines Schwertes und flehte mit Inbrunst zu Gott um Verzeihung seiner Sünden. Doch wir haben nicht nöthig so weit zurück zu gehen in der Geschichte; im Zeitalter Ludwig des XIV., das an Helden so reich war, sehen wir den frommen Turenne, wie er an jedem Morgen in seinem Lager Messe lesen ließ; wie er einst zu seinen Offizieren, im Augenblicke, wo sie sich und ihm mit der sicheren Hoffnung des Sieges schmeichelten, die frommen Worte sprach: »Unser Geschick ruht nicht in unsern Händen, und wenn nicht Gott sein Werk vollbringt, so werden wir selbst die Geschlagenen seyn.« — Es war der Marschall von Luxemburg, der mit solch christlichem Sinne und so heldenmüthiger Ergebung dem Tode entgegensah, daß Bourdaloue, der mit den Tröstungen der heiligen Religion ihm beistand, ausrief: »Mein Leben gleicht nicht dem seinigen, aber möge meine Sterbestunde werden, wie die seinige war.« Auch Villars, der Nebenbuhler Eugens, verwundet in der Schlacht von Malplaquet, schämte sich nicht, nach geistlicher Hilfe zu verlangen, mit den Worten: »Kann die Armee ihren Villars auch nicht als Held sterben sehen, so sehe sie ihn als Christ sein Leben enden.«

Die großen Generäle, welche Frankreich seit fünfzig Jahren hervorgebracht, lassen sich zwar keinesweges von den Heerführern vergangener Jahrhunderte den Lorbeer der Tapferkeit entreißen, aber man muß gestehen, daß sie Gott nicht so huldigten, wie jene es gethan, oder daß dieser Gott nicht mehr

der Gott der Heere ist. Ich sehe mehrere im Schlachtgewühle den Tod des Helden sterben, aber warum sehe ich nicht auch die Religion den Balsam ihrer Tröstungen in ihre Wunden träufeln, und sie aus einem vielbewegten Leben der Unruhen und Gefahren in den Schooß der ewigen Ruhe geleiten? Soll das Ohr des Soldaten, gehärtet durch den Donner der Kanonen, taub seyn gegen die Stimme des Priesters? Wäre der Krieger einer Schwäche zu beschuldigen, welcher die tödtende Kugel in der verblutenden Brust, der frommen Ermahnungen seiner Mutter gedenkend, den Beichtvater an seine Seite ruft, und jene Hilfe erbittet, die ihm wenigstens in der Strohhütte seines Dorfes geworden wäre? Es ist eine betrübende Ueberzeugung, daß man im Busen des Soldaten die Flamme des Ehrgefühls anfacht, aber auf dem Wege des Begeisterten zum Tode für seine Seele kein Gedächtniß hat.

Unter solchen schmerzlichen Betrachtungen war ich nach Paris zurückgekehrt, und jeder Schritt, den ich durch diese unermeßliche Hauptstadt machte, schuf in mir immer neue, noch viel schmerzlichere Betrachtungen.

Es war gestern — ich fuhr eben im scharfen Trabe über die Boulevards — als mein Kutscher plötzlich Halt machte und nach einem Gegenstand hindeutete. — Welchen Gegenstand ließ er mich beschauen? Sie theuerer Freund, würden es nie errathen. — Es war das elende Haus, von wo aus der verruchte Fieschi mit seiner Höllenmaschine so viele Opfer dahin gerafft hatte. Bei diesem Anblicke durchbebte mich jenes Gefühl des Schauders, welches immer der Anblick des Aufentsaltsortes eines Mörders erregt. Welche Wuth, welche Raserei gehört dazu, nach dem Leben eines Fürsten zu streben, in dessen Hand die höchste Würde des Reichs liegt, eines Fürsten, der Vater ist; — und diese That zu begehen im Augenblicke, wo dieser Fürst von seinen Kindern und von den höchsten Würdeträgern des Königreichs umgeben ist. Die Untersuchungs-Akten haben bei jenen Parisern, die in diesen Prozeß verwickelt sind, eine Verderbtheit an's Licht gebracht, die man selbst bei den

demoralisirtesten Völkern nicht finden würde. Die Beischläferin dieses Ungeheuers, die schamloseste Dirne, wurde anfänglich mit einer Art ehrender Aufmerksamkeit behandelt, und als Fieschis Kopf unter dem Beile fiel, hatte sie die Frechheit, den ihrigen an einem öffentlichen Orte für Geld zu zeigen, es gab eine Menge, die sich zu diesem Schauplatz drängten, ihn zu betrachten. Das sind Erscheinungen aus dem Mittelpunkt der europäischen Civilisation, aus dem Mittelpunkte eines Volkes, welches sich selbst als das liebenswürdigste der Welt bezeichnet.

Von Fieschis Wohnung hinweg betrat ich den Tempel, welchen Chatel errichtet hat. Dieser Tempel ist eine Art unreinlicher Scheuer, umhangen von kleinen dreifarbigen Lappen, und mit ärmlichen Stühlen versehen; schamlose Bilder kleben an den Wänden. An der Thüre stehen die Worte: »Französische Kirche.« —

Man muß einen sehr ausgebreiteten, mit Waaren, Ballen und Karren angefüllten Hofraum durchschreiten, bevor man zum Heiligthume gelangt. Beim Eingange in dieses sah ich das lithographirte Bildniß des angeblichen Primas von Gallien unter einem eisernen Gitter verwahrt, ohne Zweifel, zum Zeichen der Achtung; ferner einige Bücher zum Gebrauch der neuen Kirche, und die sonderbare Ankündigung, mit großen Buchstaben gedruckt: »am nächsten Dienstag wird der Primas Chatel über die Würde der Frauen predigen, und am Schlusse der Rede jeder Dame ein Bouquet überreichen.« — Das war zu stark; ich schlug die Augen nieder, schüttelte den Staub von meinen Füßen, und enteilte. Solche Gaukelei möchte in der That in das Gebiet des Lächerlichen gehören, wäre sie nicht ein wahres Scandal und eine empörende Entweihung des Heiligsten. Vor vierzig Jahren sahen die Franzosen in ihren entweihten Kirchen die Achotheose der Göttin Vernunft; das war die Zeit des Schreckens, des Wahnsinns und der Blutgier; wenn wir aber in unsern Tagen, wo Vorurtheil und Haß gegen die Religion zu verschwinden beginnen, wo die großen Geister sich der Tugend zuzueignen scheinen, und wo der gesellschaftliche Verband, sich auf Begriffe von Ordnung

und Erhaltung zu stützen strebt, einen katholischen Priester erblicken, der seinen Charakter und sein Gelübde öffentlich abgeschworen, jetzt, sein eignes Bewnßtseyn belügend, früh und spät Irrthümer predigt, die von ihm verlassene Kirche geradezu mit Schmähungen überhäuft, und die Glaubenslehre, der dreißig Millionen anhängen, frech verhöhnet: dann braucht man nicht geradezu Katholik zu seyn, sondern nur ein Mann von Ehre, um gegen diesen Menschen auf das Heftigste empört zu werden. Sollte Frankreichs Gesetzgebung kein Mittel haben, die Gesellschaft gegen solche Ausschweifungen zu schützen?

Dennoch verbreitet sich die vergiftete Lehre Chatels nicht in so rascher Bewegung, daß sie Besorgnisse erregen könnte. Der Indifferentismus unserer Zeit bleibt eben so kalt bei der Lüge, wie bei der Wahrheit, und unter den zahlreichen Bewohnern der Hauptstadt bekümmern sich diejenigen, welche dem Unglauben huldigen, wenig um die Gotteshäuser; und jeder Art von Gottesdienst größtentheils fremd, besuchen sie nur die Theater. Groß ist indessen unter den Bewohnern der Hauptstadt noch immer die Zahl der wahren Freunde des Glaubens; diese leben in geregelter Weise ihren Grundsätzen getreu, und erfüllen mit glühendem Eifer die Pflichten, welche die Religion ihnen auferlegt.

Es ist ein entzückender Anblick, in den Stunden, wo so viele sich noch von den Ausschweifungen der verflossenen Nacht zu erholen suchen, Jünglinge und Jungfrauen sich um die Altäre des Allerhöchsten versammeln zu sehen, um aus der unversiegbaren Quelle alles Guten Kraft zu schöpfen, zum Widerstande gegen die zahllosen Verführungen dieses neuen Babylons. Solch ein Schauspiel wird nur wenig von den Fremden genossen, und es wäre doch ihrer Beachtung so würdig. Ich beschäftige mich keineswegs damit, Frankreichs Hauptstadt gegen die Beschuldigung ihres Mangels an Religiosität in Schutz zu nehmen; aber ich behaupte, daß diese Stadt doch ihre Auserwählten hat; man wird sich davon überzeugen, wenn man vor Tagesanbruch bei Oeffnung der Kirchen sich in deren

Pforte begibt, da eilen sie, die Andächtigen, geräuschlos dem Hause Gottes zu, um darin, der emsigen Biene gleich, das geheiligte Manna zur Nahrung und zur Erstärkung der Seele zu sammeln.

Vor einigen Tagen äußerte ich mich über die vielen Verbrechen, die in Paris begangen worden, und noch immer geschehen. Es bemerkte mir Jemand, daß trotz dieser Verbrechen, Gottes Segen dennoch sichtbar auf Frankreich ruhe, besonders auf der Hauptstadt, die von Jahr zu Jahr an Reichthum und Bevölkerung gewinne. —

Wissen Sie, mein Herr — unterbrach ich ihn — wem diese in Sünden versunkene Stadt das Bestehen ihres Daseyns verdankt? Sie dankt es dem Opfer der hl. Messe, das in ihr täglich dargebracht wird, den Gebeten jener Jungfrauen, die ihr Leben theils der christlichen Erziehung der Jugend, theils der eckelhaften Pflege menschlicher Gebrechlichkeit weihen; den Gebeten des verschämten Armen, der, von der Kutsche eines gefühllosen Geldmannes überfahren, sich bei der Abenddämmerung in einer Scheune sein elendes Lager bereitet; dem Gebete einer Mutter, die vor der Stunde der Ruhe ihre Kinder um das Bild der heiligen Maria versammelt und sie für die Sünder beten lehrt; dem Gebete alter Dienstleute, deren Leistungen man anerkennt, während man ihr andachtvolles Gemüth verhöhnt; diesen Gebeten ist Paris seine Erhaltung schuldig. — Hier theurer Carl, haben Sie das Bild unserer Hauptstadt, worin die erhabensten Tugenden und die furchtbarsten Laster sich im Wechselgange begegnen; dort der lebendigste Glaube, die reinste Frömmigkeit, der fleckenloseste Wandel; hier der frechste Unglaube, die schwärzeste Gottlosigkeit, der eckelhafteste Cynismus. Auch in andern Städten Frankreichs sind in religiöser Beziehung diese Extreme herrschend, und dadurch wurde ein Cardinal zu der witzigen Bemerkung veranlaßt: »daß es für die Franzosen kein Fegfeuer gebe, denn ihr Weg gehe entweder gerade in den Himmel, oder gerade in die Hölle.« —

Die Kirche von Saint-Sulpice zieht mich besonders an; nicht allein deßwegen, weil sich in ihrem schönen Raume meine Seele in glühender Andacht erhebt und zu den frömmsten Vorsätzen begeistert wird; oder weil ich darin eine der schönsten Kapellen, der Maria geweiht, mit besonderer Empfindung betrachte; es ist die in Saint-Sulpice gegründete Pflanzschule der jungen Geistlichkeit, die für mich eine besondere Anziehungskraft hat und ein besonderer Gegenstand meiner Bewunderung ist. — Diese Jünglinge widmen sich unter der Leitung geschickter Lehrer dem Studium der Moral und der Grundsätze der christlichen Glaubenslehre und besuchen täglich diese Kirche. An den Altarstufen auf ihre Knie hingesunken, in ehrfurchtsvollster demüthigster Haltung, gleichen sie einem Vereine von Engeln, die dem Himmel entschwebt sind, um auf dieser Welt der Majestät Gottes ihre Dank und Liebesopfer darzubringen. Wie viel junge Priester treten jedes Jahr aus diesem Institut in das wirkende Leben, um das Wort des Lebens hinauszutragen in die Welt, und das große Werk der Seelsorge auszuüben. Wie viele ausgezeichnete Prälaten verdanken Saint-Sulpice die Schätze ihres Wissens, die Reinheit ihrer Lehre und die Tugenden ihres Wandels! Ist es auch nicht an mir, den Seminärvorstehern Lobeserhebungen darzubringen, so muß ich Ihnen, lieber Carl, dennoch damit sie diese Männer nach Verdienst schätzen lernen, über Sulpice sagen, daß die Vorsteher dieses Instituts kein anders Ziel haben, als junge Geistliche in die verschiedenartigen Ausübungen der heiligen Amtsverrichtungen einzuweihen, und daß sie, im Geiste ihrer Verfassung und von dem Geiste durchdrungen, der in der Würde des Priesters walten muß, ihren Zöglingen den Geschmack an ernsten Studien einflößen, und die christlichen Tugenden mit ihnen verschwistern. Unbegrenzt ist die Unterwürfigkeit, mit der sich diese Zöglinge vor dem Ansehen der Oberhirten beugen, und die sie nie aus dem Auge lassen; aber auch Liebe und Achtung zollen ihnen selbst diejenigen, deren Meinungen sie nicht theilen. Mit musterhafter Eingezogenheit vereinigen sie alle Entsagungen des

Ruhmes und der Auszeichnung; das Ringen nach Ehre, das Verlangen nach zeitlichem Gewinn, Stolz und Selbstsucht, diese Leidenschaften, die den Menschen so leicht beherrschen, sind ihnen gänzlich fremd. Eben diese Eingezogenheit ist es, auf welche sich ihre Sicherheit gründet. Sei eine Regierung noch so mißtrauisch, so wird sie nie von den Vorstehern einer Anstalt etwas zu befürchten haben, die, frei in ihrer gesellschaftlichen Verbindung, im Raume ihrer Behausung und im Bereiche ihres Wirkungskreises so zurückgezogen leben, daß sie, ihre Schüler und die Ordensglieder der Geistlichkeit ausgenommen, denen sie zur Erbauung dienen, nicht einmal dem großen Theil der Bewohner jener Städte bekannt sind, in deren Mitte sie leben und walten.

Auch die Kirche des heiligen Rochus besuche ich von Zeit zu Zeit. In ihr vermengt sich eine liebevolle und fromme Fürstin in aller Anspruchlosigkeit mit dem Volke; ohne Geräusch, ohne Aufsehen kommt sie dahin, um sich tief zu demüthigen, vor dem Gotte des heiligen Ludwig und der Maria Theresia, ihrer Ahnen; sie kommt, um dem himmlischen Vater die zarten Bitten einer Gattin und Mutter mit kindlichem Vertrauen vorzutragen. Gesang, Instrumentalmusik und Orgelspiel bilden in dieser Kirche einen Verein, der so bezaubernd ist, daß man Engelharmonien zu hören glaubt. Und Mancher, der die Kirche betrat, um diese unbeschreiblich schöne Musik zu genießen, wird, wenn er dann einen berühmten Prediger die Kanzel besteigen sieht, unwillkürlich sein Ohr ihm leihen, je länger er zuhört, desto mehr Geschmack am Gehörten finden, und unmerklich wird an die Stelle des Sinnenreizes Durst nach christlicher Gerechtigkeit in die Seele des Hörenden treten.

Noch muß ich Ihnen von jener Kirche reden, deren Bau Clodwig, König der Franken, zur Ehre des heiligen Petrus und Paulus begonnen. Seit dem Jahre 512, wo darin die heilige Genovefa ihre Grabesstätte erhielt, wurde sie nach dieser Jungfrau benannt, und in der Folge zu einem der schönsten Tempel umgeschaffen, den je sterbliche Hände dem Aller-

höchsten errichtet haben. Diese Erhebung war durch ein Gelübde begründet, welches Ludwig XV. während seiner Krankheit zu Metz gethan.

Im Jahre 1791 wurde dieses dem göttlichen Dienste geweihte Haus bestimmt, die Asche der Bürger aufzunehmen, welche sich große Verdienste um das Vaterland erworben hatten. Dahin waren auch die Gebeine des Oberhauptes der modernen Philosophen in glänzendem Triumphzuge gebracht worden, und in dem Schooße dieser Kirche ruhet, im Kreise gleicher Genossen, die Asche eines Mannes, deren Aufnahme die Erde ehedem verweigerte. Späterhin wurden diese Räume ihrer ersten Bestimmung wieder gegeben; aber — ich sage es im Gefühle eines tiefen Schmerzes — diese Bestimmung erhielt eine neue Umgestaltung, der die Dekrete von 1791 volle Kraft verliehen. Voltaires, Rousseau's und Mirabeaus Asche waren in den Grüften dieser Kirche dem öffentlichen Anstaunen übergeben. In welchem Zeitalter leben wir! das sind die großen Männer, durch welche man sich geehrt fühlt; das sind die Vorbilder, die man der gegenwärtigen und den zukünftigen Generationen als Gegenstände der Bewunderung darbietet Dieser sittenlose Voltaire, der das Panier des Unglaubens aufgepflanzt, und die Grundstützen der Moralität zu untergraben strebte; dieser Sophist von Genève, der auf den menschlichen Geist so zerstörend einwirkte! — dieser rasende Mirabeau, von dessen Aufruf zum Aufstand, zur Empörung, zur Widersetzung die Welt ertönte: — Und die Gebeine dieser Menschen ruhen in diesem Heiligthume!! —

Ich war erfüllt von diesen Gedanken, welche das Innerste meiner Seele betrübten, als man mir eine Sammlung religiöser Schriften brachte, worin über diesen Gegenstand in verschiedenen Berührungen abgehandelt wurde. Die Bemerkungen des Verfassers sind von hohem Werthe und ganz gründlich, es giebt mir einige Beruhigung, selbe Ihnen, theuer Freund, in Abschrift mitzutheilen:

„. . . . . .

. . . . . Wie!

»Frankreich hat keine Vergangenheit, es ist die Schöpfung von gestern, erst seit gesteru nennt es sich die Mutter würdiger Kinder, die durch Tugenden, Geist und Muth auf hoher Stufe stehen! Das sind nicht Karl der Große, der heil. Ludwig, Bayard, Heinrich IV., die die Geschichte des Vaterlandes, das an ihrer Wiege gestanden, und sie pflegend durchs Leben geleitet, mit Ehrenkränzen umschlangen! Einige Sophisten, deren Asche noch nicht erkaltet, aber schon jetzt die Verläugnung der Nachkommenschaft zu erwarten hat, einige Menschen, unglücklich genug, in die blutigen Ereignisse ihres Landes verwickelt zu werden, glückliche Soldaten, die den Nacken ihrer Mitbürger unter ein Eisenjoch beugten: diese sind Frankreichs erhabene Männer. Man behauptet, Fenelon zeige sich unter dieser Gruppe. Ich versichere, ihn da nicht gesehen zu haben; man wird ihm irgend eine Stelle im Hintergrunde angewiesen haben; das ist so eine Art von Schicklichkeit, welche der Künstler beobachtet, denn es konnte nicht entgehen, daß der Erzbischof von Cambrai in solcher Gesellschaft doch seine Stelle nicht haben könne. Das ist auch der Grund, daß man dort der Jungfrau von Arc keinen Platz einräumen durfte, in der Nähe des Elenden, des unzüchtigen Schriftstellers, der alle seine Kraft aufbot das Heilige dieser heldenmüthigen Jungfrau zu beflecken; auch dem heil. Vincent von Paul dort eine Stelle einzuräumen, wäre wohl das unschicklichste gewesen, denn wie hätte es sich mit der Würde dieses Wohlthäters seines Nächsten, dieses väterlichen Freundes der verlassenen Kinder vertragen, an der Seite eines Johann Jakob Rousseau zu stehen, der die Stätten der Menschenliebe, begründet durch diesen heiligen Mann, mit unglücklichen Geschöpfen angefüllt hatte, die ihr Daseyn seinen Lastern verdankten. «

Ich fühle mich bewogen, diesen Bemerkungen das Bildniß Voltaires beizufügen, das aus der Feder eines Schriftstellers floß, der mit tiefem Gefühle, und ausgebreiteten Kenntnissen einen lebendigen, durch keine Schranken beengten Glauben vereinte, und die Schleichwege der Schmeicheley und

die Umtriebe der Eitelkeit verabscheute. Hier folgen einige Zeilen dieses Schriftstellers über den Mann, welchen ein gottloser Klub bis zur Gottheit erhob: »Ist eueren Blicken das Anathem entgangen, welches Gottes Hand in Voltaires Antlitz gezeichnet hat? So viele Jahre sind im Strome der Zeiten versunken, und doch ist noch der Augenblick, darüber Prüfungen anzustellen. Geht hin in den Pallast der Eremitage, und betrachtet Voltaires Büste, nie haftet mein Auge auf ihr, ohne daß ich mir darüber Glück wünsche, daß dieses Bild nicht unter dem Meißel eines griechischen Künstlers hervorgegangen ist, der es verstanden hätte, ihm eigne Reize zu leihen. In diesem Bilde waltet nur die reine Natur, und nur die Wahrheit spricht aus diesem Kopfe, so unverfälscht, als hätte man von ihm einen Gypsabguß genommen. Betrachtet diese freche Stirne, auf welche die Scham nie ihre Röthe gegossen; zwei ausgebrannten Kratern gleichen die Augen, aus denen noch Wollust und Menschenhaß hervorblitzen; von einem Ohre bis zum andern dehnt sich dieses Leuenmaul, und die von Bosheit und Tücke eingekniffenen Lippen sind einer Stahlfeder zu vergleichen, welche nur ihre volle Schnellkraft gebraucht, um Worte der Gotteslästerung oder der beißenden Satyre in die Welt hinaus zu schleudern. Es übersteigt meine Fassung, mein Vermögen, von diesem Menschen nur reden zu hören, denn zahllos sind die Uebel, die er über Frankreich geschaffen.« —

»Wir haben ein Insekt, welches seinen zerstörenden Zahn nur an die Wurzeln der vorzüglichsten Pflanzen legt; ein solches Insekt ist Voltaire, dessen scharfer, zerstörender Stachel mit seinem von Generation zu Generation fortschleichenden Gifte die Frauen und die Jugend, diese Wurzel des menschlichen Verbandes, zu seinem Ziele erkor. Es giebt Menschen, die in blinder Bewunderung und mit hochtrabender Rede Worte und Schriften vergöttern, worin sich Voltaire über die würdevollsten Gegenstände mit ausgezeichneter Verehrung ausgesprochen hat. Wir lassen uns das Auge nicht

mit solchem Schleier bedecken, der den Blicken seine verruchten Thaten verhüllen soll; diese Anbether sind geblendet, denn sonst müßte es ihnen ja klar seyn, daß sie eben dadurch das Urtheil über diesen schuldbelasteten Schriftsteller gültig machen. Würde Fenelon mit der nämlichen Feder, die er zum Gemälde der Reitze des Elysiums gebraucht, seinen Prinzen geschrieben haben, so müßte man ihn noch über einen Machiavel stellen. — Daß Voltaire seinen reichen Geist, seine Gaben, die ihn so fähig machten, sich ganz dem Himmel und der Tugend zu deren Verherrlichung zu weihen, so mißbrauchte, darin besteht eben sein größtes Verbrechen. Jugend, Leichtsinn, Macht der Leidenschaften und die Schwäche der menschlichen Natur geben ihm nicht, wie vielen Andern, einen Anspruch, ein Recht auf die Nachsicht der Welt; seine Verderbtheit ist von eigner Art; sie wurzelt im Grunde seines Herzens und verstärkt durch die ganze Kraft seines Verstandes breitet sie nach allen Richtungen hin ihr wucherndes Unkraut. Gotteslästerung und das moralische Verderben der Menschen sind die Achse, um die sich seine Gedanken, seine Worte, seine Feder im fluchwürdigen Schwunge bewegen. Beispiellos ist die Wuth, womit dieser entsetzliche Gotteslästerer sich als persönlichen Feind des Erlösers der Welt kund thut, aus der Tiefe seiner Nichtigkeit wagt er es, ihn, den Heiligsten, mit einem lächerlichen Namen zu belegen; und das anbethungswürdigste Gesetz, welches der Gottmensch auf die Erde gebracht hat, nennt er ein infames. Verlassen von Gott, der den Menschen nur dadurch straft, daß er sich von ihm abwendet, hat er keine Zügel mehr gekannt, und während andere Cyniker das Erstaunen der Tugend erregen, reitzt Voltaire das des Lasters auf. In die Tiefe des verpesteten Schlammes sich tauchend und in dieser Hölle sich gefallend, entfesselt er seine Einbildungskraft, um der Hölle zu huldigen, die ihm alle ihre Macht darreicht, um ihn an die äußerste Grenze des Bösen zu leiten. Wunder und Ungeheuer schafft er, die bleiches Entsetzen erregen, und ihn, den Sodoma ausgespieen hätte, bekränzt Paris mit seinen schönsten

Kränzen. Gedenke ich dessen, was dieser Mensch, der die Sprache einer Welt und ihre heiligsten Namen mit aller Frechheit entweihte, und unter denjenigen, die ihm huldigen, auf der tiefsten Stufe steht, hätte leisten können, und was er geleistet hat, so durchbeben mich die Schauer eines heiligen Zürnens, für welches ich keinen Namen habe; schwankend zwischen Bewunderung und Verabscheuung gebe ich mich oft dem Wunsche hin, ihm ein Denkmal zu errichten, aufgestellt durch die Hand des Henkers.

Nein, mein theuerer Carl, länger halte ich es hier nicht aus; ich muß fort, soll nicht meine Seele unter dem Drucke eines furchtbaren Gewichtes brechen. Ich habe bereits die Anstalten zu meiner Abreise getroffen. Leben Sie wohl, mein Freund, ich umarme Sie aufs innigste und weihe Ihnen die Liebe meines Herzens, in der unsers gemeinschaftlichen Herrn und Meisters.

Fünfter Brief.

Lyon, den 15. September, 1837.

So eben komme ich hier an. Um die Gegend an den reitzenden Ufern der Saône mit vollem Genusse beschauen zu können, hatte ich mich zu Châlons auf dem Dampfboote eingeschifft. Es war ein wunderschöner Tag, keine Wolke zog am azurnen Himmelsmeere dahin und die Strahlen der Sonne, sich spiegelnd auf der sanften Fluth, gestalteten auf ihr das Bild goldglühender Furchen; auf einem Lichtmeere schifften wir dahin. Die Ruhe und Stille des Flusses ließ in meinem Innern so manche heilvolle Betrachtung auftauchen, in seinem sanften Dahingleiten glaubte ich das Bild der Lebensweise zu erblicken, welche mich die Huld meines Schöpfers ergreifen ließ; ich fühlte mich so glücklich, und daukte der Vorsehung, welche mich gerettet hat aus dem Schiffbruche, dem ich so oft auf dem sturmbewegten Meere dieser Welt ausgesetzt gewesen.

Von Châlons bis nach Maçon bespült die Saône die sandigen Gestade ungeheuerer Flächen, aber unterhalb Maçon gewinnt die Vegetation von Strecke zu Strecke, und die Bebauung des Bodens wird abwechselnder. Auf der Saône rechtem Ufer trifft man Dörfer von beträchtlicher Größe; aus lachenden Thälern erheben sich grünende Rebenhügel, deren Gipfel von prächtigen Schlössern oder geschmackvollen Landhäusern gekrönt sind. Auf dem linken Ufer liegen sich die Dörfer weniger nahe, doch scheinen deren Bewohner von gleicher Thätigkeit beseelt sich gleicher Wohlhabenheit zu erfreuen. Reiche Ernten tragen die weit sich ausbreitenden Ländereien, und die üppig bewachsenen Weideplätze sind stets mit unzähligen Heerden bedeckt. Die mannigfaltigen Krümmungen, die der sanft dahingleitende Fluß bildet, gewähren im bunten Wechsel die herrlichsten Ansichten; die kleinen Inseln, um welche sich die Saône schlängelt, sind mit schlichten Weidenbäumen bewachsen, und von stolz emporragenden Pappeln beschattet.

Mehr abwärts, noch eine Meile von Lyon entfernt, liegt die einst so sehr besuchte Barbara-Insel, von ungefähr 1200 Schritten Länge und 300 Breite.

Nur noch einige Mauerwände auf der nördlichen Seite sind die Ueberbleibsel des Klosters, das einst hier gestanden und unter die ersten Frankreichs zu zählen war.

Von den Saracenen zerstört, hatte es Karl der Große wieder errichtet, durch neue Gebäude vergrößert, mit Mönchen vom Berge Cassino besetzt, und zum Beweise seiner Achtung für die Wissenschaften und die Tugenden, deren stilles Asyl dieses Kloster war, dasselbe auch noch mit Schankungen und Privilegien reichlich begabt.

Bald war das Kloster zur stattlichen Abtei geworden, und mit großer Pracht wurden hier die Feste zur Verehrung unserer lieben Frau begangen, deren Feier eine unzählbare Menge von Andächtigen aus allen benachbarten Bezirken zur Insel herbeizog. Dieser zahlreiche Besuch hatte zur Folge,

daß in kurzen Zwischenräumen noch 6 andere Kirchen hier erbaut wurden.

Nach dem Schlusse des Gottesdienstes überließ sich die Volksmenge dem Genusse der lautesten Freude, und die Insel ertönte vom Klange der Musik, an die sich Tanz und Schmaus reihten. Was ist aber heutzutag aus dieser alten Herrlichkeit geworden?

So wie einst die Saracenen in den grauenvollen Zeiten der Barbarei gethan, so thaten die Ketzer im Jahre 1562! sie mordeten die Mönche und zerstörten die Abtey, von der nur einige Glockenthürme übrig blieben, um Zeugniß zu geben von dem Glauben ihrer einstigen Bewohner; aber auch diese sanken unter dem vernichtenden Frevel der Revolution, und kaum findet man noch einige Ueberreste dieser ehrwürdigen Denkmäler auf der Insel, an welche sich so viele Erinnerungen knüpfen. Jetzt wird sie nur noch zur Oster- und Pfingstzeit besucht. Die Wege, welche an den beiden Ufern der Saône dahin führen, sind an diesen Tagen mit Fußgehern, jungen Reitern, leichten Chaisen und glänzenden Kutschen bedeckt; schaukelnde Nachen gleiten auf des Flusses freundlichen Fluthen dahin, und unter Baumgruppen, die den südlichen Theil der Insel beschatten; erschallt die Musik, bewegt sich der Tanz, ladet der reich besetzte Speisetisch zum leckern Mahle; aber ach! Alles, was hier einst dem Dienste der Religion gehörte, ist von dieser Stätte verschwunden! In der Nähe der Barbara-Insel schließen sich die Rebenhügel näher an, das Becken der immer ruhiger sich dahinbewegenden Saône verengert sich, und in deutlicheren Formen tauchen auf vor dem Blicke des Reisenden die Weinberge, die Obstbaum-Anlagen, die Gärten mit ihren springenden Fontainen, die kühl beschatteten Landhäuser, und immer neue reitzvolle Ansichten entfalten sich seinem Blicke.

Dieser schöne, bequeme Weg mit seinen malerischen Umgebungen führte mich in die Thore von Lyon, welche an Größe und innerem Reichthume Frankreichs zweite Stadt, aber an

frommem Sinne und Gottesverehrung gewiß die erste des Königreichs ist. Meiner Ueberzeugung nach verdanken die Lyoner die Lebhaftigkeit ihres Glaubens und die Tiefe ihres religiösen Gefühles, welches sie so sehr bezeichnet, ihrer innigen Verehrung der zahlreichen Martyrer, deren Gebeine sie bewahren und ihrer glühenden Andacht zur heiligen Maria, deren Dienste sie sich besonders weihen. Daß der Glaube nur durch Werke bethätigt werden muß, beurkunden die Einwohner Lyons im strengsten Sinne des Wortes. Nicht im Königreiche Frankreich, nicht in ganz Europa finden wir so viele Hospitale und Unterkunftsanstalten für Arme, als in Lyon; die Hilflosen jeden Alters, jeden Geschlechtes, jeden Standes, das Kind, so eben dem Schooße der Mutter entwunden, der Greis, dem Grabe zuwankend, der von eigenen Mitteln entblößte Unheilbare, die verlassene Waise, die junge Büßerin, die Familienmütter, deren nährende Milch das Elend vertrocknet hat, alle diese der Theilnahme und Hilfe bedürftigen Geschöpfe finden hier Trost und Erleichterung! Hier befaßt sich die Fürsorge mit allen auch den kleinsten Nöthen des Bedürftigen. Ja in Lyons Mauern darf das Elend nicht erst angstvoll der Hülfe entgegen harren, nicht in Thränen und flehende Worte sich ergießen; der Armuth, den Leiden des Mitmenschen kommt hier der Mensch mit reger Theilnahme entgegen, und lindert und hilft dem Hilfsbedürftigen die Schamröthe der Darstellung seiner Lage, die Mühe des schmerzlichen Ganges um Mitleid ersparen. Kein Tag, keine Stunde vergeht, an denen man nicht muthvolle junge Männer, schüchterne Jungfrauen und Familienmütter aus ihren prachtvollen Gemächern in die Hütten der Armuth eilen, hier zur armseligen Dachstube hinan klettern, dort in eine, die übelsten Dünste ausströmende Erdekammer kriechen, und Tröstungen, Worte der Erbauung, reiche Geschenke, mit freigebiger Hand ausstreuen sieht.

Hätte die Erde ihren Schooß geöffnet, um diesen Großmüthigen Schätze zu bieten, sie würden sich weniger darüber

freuen, als daß ihre Wohlthätigkeit die Hütten der Armuth und des Elends gefunden!

Kein Streben, Aufsehen zu erregen, keine Prahlerei, kein Prunken, sind die Triebfeder ihrer Wohlthätigkeit; der Arme sieht nur die Hand, die ihn erquickt, und selten kennt er den Namen desjenigen, der mit Engelsmilde diese werkthätige Nächstenliebe an ihm übt.

Ihrer Frage, lieber Carl, was wohl Lyons Einwohner bestimmen könnte, sich solch glänzenden Handlungen der Wohlthätigkeit hinzugeben, begegne ich mit der Versicherung, daß sich zu Lyon in den Häusern der angesehensten Familien die Gespräche der vornehmsten Leute größtentheils um die Angelegenheiten der Armen bewegen; man kann sagen, daß in Lyon die Armen an allen Geldgeschäften, an dem Gewinnste des Spieltisches, an den Kosten der Vergnügungen aller Art ihren Antheil haben; der Kaufmann zieht sie in seine Unternehmungen, der Taglöhner bringt ihnen die Erstlinge seines Erwerbes, und selbst das Kind theilt mit ihnen seine Sparbüchse, mit einem Worte: Die Armen sind der Gegenstand der herzlichsten werkthätigsten Zuneigung des Lyoners, für sie arbeitet, handelt und speculirt er. — Dieser, der Menschenliebe sich in aller Fülle ihrer Kraft weihenden Stadt, gebührte auch der Vorzug, die Wiege zu seyn des erhabensten, gewinnreichsten Werkes, wodurch sich die Kirche in unsern Tagen so sehr verherrlicht hat, es ist die Propagauda des Glaubens, welche ein weiser Bischof die Schöpfung der heilvollsten Fortschritte nennt, weil sie die Völker aus dem mitternächtlichen Dunkel thierischer Rohheit in das strahlende Licht der Sittenverbesserung, aus den Fesseln der Verwilderung in die Freiheit der Sanftmuth, aus den Höhlen der Raubgierde, aus dem Schlamme der Lüderlichkeit, in die ehrwürdigen Hallen der christlichen Gerechtigkeit und eines mäßigen, geregelten Lebens geleitet hat. Dieses Werk, so reich an Erfolgen, so einfach in seinen Mitteln, so leicht in seiner Ausübung, hat die Völker in ihrer

Finsterniß, mit einer heiligen Flamme erleuchtet, und ein geringes Allmosen, ein kräftig — kurzes Gebeth reichen hin, theilhaftig zu werden, der Verdienste ihrer Missionäre, die so mannigfaltigen Gefahren die muthige Stirne bieten, und an sich die strengsten Entbehrungen üben. Ausgestattet mit den Indulgenzen der drei letzten Päpste, aufs nachdrücklichste von allen Bischöfen Frankreichs empfohlen, beginnt dieser Verein, sich in den benachbarten Staaten einen Sitz zu gründen und bald wird er das Eigenthum der Welt seyn. Möchte doch der Glaube, der dahin zieht in die Urwälder der fernsten Inseln, nie unseren Umgebungen entschwinden! möchten doch die neuen Bekenner des Christenthums uns nie auf die Beachtung der Wahrheiten hinweisen dürfen, in denen wir sie unterrichtet haben!

Geschehe, was da wolle, sie werden oft nach Europa hinblicken, aus welchem ihnen so reiche Hilfe geworden ist; in ihren Gebethen und Dankopfern werden sie alle Glieder dieses heiligen Vereines, werden sie Frankreich, und vor allen aber gewiß die Bewohner Lyons einschließen.

Was Lyons Kirchen an den Sonn = und Festtagen der Beschauung darbieten, kann ich Ihnen, theurer Freund! kaum beschreiben. Der Raum von achtzehn Pfarrkirchen, worin von Stunde zu Stunde Messe gelesen wird, ist kaum hinreichend die Versammlung der Andächtigen zu fassen, die unaufhörlich ab = und zugehen; eben so verhält es sich mit den Kapellen, den Studienanstalten, den Spitälern, den Wohlthätigkeits=Anstalten, und mit den Privatkapellen, die in verschiedenen Abtheilungen der Stadt zerstreut sind. Aber am zahlreichsten erblicken wir diese Versammlungen an den Festtagen der heiligen Jungfrau; und am Sonnabend, der besonders ihrer Verehrung gewidmet ist, wenn man nach Fourviére wallfahrtet. Steil schlängelt sich der Pfad dahin, aber er ist nicht zu schwierig, den Kindern, den Frauen und Greisen, die, von Hoffnung beseelt und von Inbrunst durchglüht, am Stabe des Glaubens raschen Ganges die Höhe erklimmen. Der An=

blick dieser unübersehbaren Menge frommer in Andacht versunkener Waller, dieses Flammenmeeres, das den Altar umstrahlt; dieser zahlreichen Votivtafeln, die, wenn auch nicht aus der Hand eines Künstlers hervorgegangen, uns doch die unendliche Güte Mariens, die Macht ihres Schutzes und die Ergießung dankbarer Herzen versinnlichen: — dieser Anblick ist für jede Schilderung zu großartig, zu ergreifend: Mit Recht kann man die Kapelle von Fourviéres den Tempel Mariens nennen; hier thront sie gerne, hier geht kein Flehen unerhört an ihr vorüber. Als die Cholera sich zweimal Lyon näherte, da verdoppelten seine Bewohner ihre glühende Andacht, da vervielfältigten sie ihre Opfergaben; der ehrwürdige Prälat und Seelenhirt dieses kirchlichen Sprengels, wandelte ungeachtet seines hohen Alters und seiner Gebrechlichkeit neun Tage lang an der Spitze der Geistlichkeit nach Mariens Kapelle hin, zur heiligsten Gottesmutter flehend, daß er genommen werden möge aus diesem Leben als Opfer für seine Heerde. Zu des Thrones Stufen ihres göttlichen Sohnes trug Maria die Bittworte des Greises, und auf des Meisters Wink entschwand der Todesengel aus Lyons Nähe. Eine Inschrift, oberhalb des Hauptthores, verewigt das Andenken an diese Gefahr, und die Lyoner, welche in jenen Tagen der Angst und des Schreckens mit verdoppelter Andacht in dem Hause des Herrn, mit verdoppelter Wohlthätigkeit in den Hütten der Armuth erschienen, werden stets dankbar auf jenen Hügel hinblicken, von welchem ihnen Hilfe und Rettung zugekommen ist.

Eine kleine Strecke über Fourvières hinaus liegt Antiquaille, das seinen Namen von den Trümmern der alten Denkmäler erhielt, womit dieser Hügel bedeckt war. Hier an der Stelle eines Pallastes, welchen die Tradition als die Geburtsstätte des Claudius und des Caracalla bezeichnet, befindet sich ein geräumiges Gebäude, das seine frühere Bestimmung sehr verändert hat. Bis zum Jahre 1792 ein Nonnenkloster, ist es gegenwärtig eine Wohlthätigkeitsanstalt,

worin Unglückliche, die an einer durch Ausschweifung erzeugten, in Folge der Sittenverderbtheit so gewöhnlich gewordenen Krankheit darnieder liegen, — wie auch Wahnsinnige, aufgenommen werden.

Eine Verwaltung, welche unentgeltlich ihr Amt verrichtet, steht an der Spitze dieser Anstalt, barmherzige Schwestern und Brüder des Hospitalordens versehen die Krankenpflege und alle häuslichen Arbeiten. Unter der Kirche, den Märtyrern von Lyon geweiht befindet sich das Gefängniß, worin der heilige Pothinus gefesselt lag, zur Strafe, weil er den Götzen nicht geopfert; schon zwei Tage nach seiner Einkerkerung hatte der höchstgebrechliche mehr als neunzig Jahre alte Glaubensheld sein Leben ausgehaucht. Dieser Kerker war für die Gläubigen immer ein Gegenstand verehrender Betrachtung; im Jahre 1660 betrat ihn Ludwig XIV. mit entblößtem Haupte, und Papst Pius VII. hielt sich 1805 auf seiner Reise nach Fouvières einige Zeit darin auf. —

Nicht ferne von der Martyrer-Kirche ist der Platz der Minimen*), wo 177, unter der Regierung des Marc-Aurel, das Blut der ersten Martyrer Galliens floß, in deren Reihen die heilige Blandina, eine junge Sclavin, war. Den reißenden Thieren vorgeworfen blieb sie unversehrt, und an ihrem Muthe und Vertrauen auf Gott ermüdete die erfinderische Marter ihrer Richter und blutdürstigen Henker, sie wurde aber doch zuletzt erdrosselt.

Wendet man sich von diesem Platze hinweg nach der Mittagseite, so kommt man zur Kirche des heiligen Irenäus, die, eines der ersten Denkmäler des Christenthums auf gallischem Boden, in ihrem Ursprunge nur ein unterirdisches Bethaus war, und sich über den Gräbern des heiligen Epipodus und des heiligen Alexanders erhob. Ein Versammlungsort der Gläubigen, die sich aus dieser stillen Gruft durch Gebet und den Genuß des heiligen Abendmahls zu Muth und Kraft

---

*) Mönche vom Orden des heiligen Franziskus.

gegen blutige Verfolgung stärkten, wurde dieses Bethaus 470 vom heiligen Patientius, Bischof von Lyon, wieder hergestellt, und es erhob sich durch Vorsorge dieses Bischofes über jene Gruft eine Kirche, gegenwärtig die Pfarrkirche von St. Irenäus. Eine in lateinischer Sprache abgefaßte Inschrift, in das Kirchenpflaster eingefügt, gibt die Anzahl der zu Lyon unter Severus geschlachteten Christen auf 19,000 an; eine gleiche Inschrift in französischer Sprache geschrieben, befindet sich oberhalb der Pforte des unterirdischen Bethauses, folgenden Inhalts:

Steh', Wand'rer, stehe still, an diesem heil'gen Orte,
Schlag' seufzend an die Brust, vergieß der Thränen viel;
Tyrannenwuth erschlug der Streiter muth'ge Horde
Um Jesu Lehre willen; folg' ihnen nach zum Ziel!

Der Bischof Irenäus litt hier mit festem Muthe
Den blut'gen Märtyrtod, mit seiner heil'gen Schaar,
Noch ist die Erde feucht, getränkt von ihrem Blute;
Nach jenen Lichthöh'n stieg ihr Geist so sonnenklar.

Bei Neunzehntausend sind der Heil'gen, die hier litten
Den Tod für Christi Wort, für's Evangelium:
Laßt uns vertrauungsvoll um ihre Fürsprach bitten,
Und muthig halten fest, wie sie, am Christenthum! —

Mehrere Bürger Lyons haben zur Verherrlichung dieser ruhmgekrönten Märtyrer, von deren unerschütterlichem Glauben beseelt, eine Bruderschaft gebildet, die sich an den Tagen, wo die Feste dieser heiligen Märtyrer gefeiert werden, in dichter Reihe um ihre Altäre sammeln.

Die unterirdische Lage dieses Bethauses, die düstere Halle des Einganges und das feierliche Dunkel ihrer innern Räume flößen Gefühle der Ehrfurcht und Andacht ein. Am Fuße der Treppe, auf welcher man zu ihm niedersteigt, ist eine Vertiefung, in welche die Gebeine der meisten dieser Märtyrer geworfen wurden; wühlt man die Erde auf, so findet man diese noch vom Blute gefärbt.

Auf einem ebenem Platze hinter der St. Irenäus-Kirche, von welchem aus das Auge die ganze Umgegend beherrscht, sehen wir ein Bild der Schädelstätte. Drei aus Eisen gegossene Kreuze tragen die aus weißem Marmor gemeißelten Körper Jesu Christi und der beiden Schächer. Maria Magdalena badet die Füße des Erlösers mit ihren Thränen, ihr zur Seite stehen der heilige Johannes und Maria Salome, die Gruppe umgeben zwei anbethende Engel. Sämmtliche Figuren sind gleichfalls aus weißem Marmor.

Im Umkreise des Hofraumes bilden 14 kleine, ganz gleiche Altäre, jeder von einer Alabaster-Tafel mit Abbildungen in erhabener Arbeit überragt, die 14 Stationen des heiligen Kreuzweges. — Dieses Denkmal wurde von Lyons Einwohnern errichtet, als Dankopfer für die Wiedereinsetzung Pius VII. auf den Stuhl des heiligen Petrus und für jene Ludwigs XVIII. auf den Thron seiner Väter.

Welche gute Stadt ist dieses Lyon! Leben Sie wohl.

Sechster Brief.

Marseille, den 13. Dezember 1837.

Erlassen Sie mir, theurer Carl, die Beschreibung aller der Leiden, mit denen ich in den letzten Stunden vor meiner Abreise von einem Orte, wo ich mich einige Zeit aufgehalten zu kämpfen habe, wenn ich meinen Bündel schnüre. Sie würden Thränen lachen, wenn Sie mich unter diesen Qualen der Verlegenheit und der Verwirrung erblicken könnten. Da stehen 5 — 6 Koffer um mich her, ich gehe von einem zum andern und weiß nicht, wo ich anfangen soll, ich schließe sie auf, ich betrachte die Sachen, die da hinein müssen, und in der größten Unordnung umher liegen. Dieser Anblick und die Schwierigkeit, mich zu bücken, kosten mich, der ich gerade nicht mit sehr großer Ordnungsliebe begabt bin, Seufzer und Schweißtropfen. Nun fange ich mit dem Einpacken an. —

So manches Stück fällt mir aus der Hand, darüber werde ich wieder muthlos und schon jetzt ermüdet, setze ich mich in einiger Entfernung nieder und drücke die Augen zu, um nur nicht alle die Dinge zu sehen, die mir so viele Pein machen. —

Ist es mir denn aber auch jetzt noch erlaubt, den Mammon mit seiner Verwirrung im Gefolge zu haben? — Ist es nicht vielmehr eine Schande für einen Trappisten, solch ein aufgehäuftes Gepäcke mit sich zu schleppen? Ist das die Entsagung, welche denjenigen, die Jesus Christus nachfolgen wollen, so sehr ans Herz gelegt wird? Wenn ich mir auch alles dieses zu Gemüthe führe, so drängen sich mir doch tausend schlimme Gründe auf, aus denen ich mich wieder überrede, daß alles dieses Gepäcke nicht zu viel sey, und selbst nicht eine Socke entbehrt werden könne. Ueberdieß hatte ich diesmal meine Klosterkleidung bei mir und dazu einen Haufen fremder, für Rom mir übertragener Gegenstände, deren Mitnahme ich nicht leicht verweigern konnte. Wirklich beglückte man mich noch am Vorabende meiner Abreise mit einem Paquet, dessen Besorgung meinem Wohlwollen empfohlen und wodurch mein Reisegeräthe noch tüchtig vermehrt wurde. Bei dem Gedanken an die Mühe und Nothwendigkeit, alle diese Sachen gehörig einzupacken, lernte ich erst den von mir bisher nicht gewürdigten Werth fleißiger, gewandter und pünktlich gehorchender Diener kennen, denen ich oft im Anfalle übler Laune trübe Stunden bereitete, sie wegen ihres Mangels an zeitlichen Gütern nicht als meine Brüder betrachtete, ihnen nicht Beweise der Liebe gab, und mich für die Erfüllung der Pflichten gegen sie, welche mir die Religion gebot, durch ein erbärmliches Stück Geld abgefunden glaubte.

Lieber Carl, bitten Sie für mich den lieben Gott, daß ich jederzeit, wo es mir schwer fällt mich selbst zu bedienen, diese Beschwerde ihm möge im Geiste der Bußfertigkeit als

Opfer darbringen für meine in früherer Zeit gepflogene Gemächlichkeit.

Den Tag der unbefleckten Empfängniß hatte ich zu meiner Reise festgesetzt, und gedachte mich auf dem Dampfboote einzuschiffen. Ich stand um 3 Uhr Morgens auf und gieng ein paar Stunden später nach der Kirche des heiligen Franziskus von Sales. Die Strassen waren überschwemmt, es hatte die ganze Nacht hindurch geregnet, und es regnete noch immer; der Wind riß mir den Hut vom Kopfe und ließ mir den Gebrauch des Regenschirmes nicht zu, dabei war es noch so dunkel wie um Mitternacht; und doch war die Kirche schon beinahe voll von Menschen und die Kapelle der heiligen Jungfrau bis zum Erdrücken angefüllt. Mit inniger Rührung bemerkte ich bei meinem Fortgehen, daß es beinahe an Priestern mangelte, um den frommen Pfarrkindern das heilige Abendmahl zu reichen, die nach dem Wohlgefallen des Erlösers ringend, schon vor Tagesanbruch herangekommen waren, zu sitzen an seinem Tische und so mit Eifer eine der schönsten Vorrechte seiner Mutter zu verkündigen.

In der neunten Stunde schifften wir uns ein, und bald waren wir entflohen

Der reichen Stadt, dem ruhmvollen Gestade,
Wo sanft der Saône Wellenlauf sich windet —
Mit ihrem Zauber, ihrem Silber-Bade,
Und ungern nur, bald in der Rhone mündet. —

Zu Valence hielten wir Nachtlager. Ich kannte keinen der Mitreisenden, und lebte auf dem Dampfboote nur für mich allein, mich abwechselnd beschäftigend mit Nachdenken, Lectüre, Gebeth, Betrachtung der Gestade und mit Sammeln einiger Notizen. Ohne mich in die Unterhaltung der übrigen Reisenden zu mengen, hörte ich doch so manches von ihren Gesprächen, besonders die allgemeine Klage über die Unannehmlichkeiten, welche man bei der Landung zu Avignon erdulden müsse. Bald sollte ich an mir diese Erfahrung machen.

Unter strömendem Regen landeten wir an, ich eilte auf das Verdeck, um meines Gepäckes habhaft zu werden, welches man aus dem untern Schiffsraume heraufschaffte. Kaum hatte unser Schiff die Landungsstelle berührt, als ein Schwarm von Leuten, wovon die meisten nur mit Lumpen bedeckt waren, sich auf das Verdeck stürzten, und alle, die ihnen in den Weg kamen, zur Seite stießen oder niederrannten. Es war ein Haufe beutebegieriger Piraten, die das schwächer bemannte Schiff geentert haben, die Equipage niederstoßen, und — ich werde meine Vergleichung in der Folge vollenden, mich aber jetzt mit denjenigen beschäftigen, die so eben auf mich einstürzten. Schon haben sie sich der Stelle bemächtigt, wo das Gepäck der Reisenden aufgeschichtet war, das sie wie eine Beute betrachten, die ihnen nicht mehr entrissen werden soll. Ich wollte mich meinen Mantelsäcken nähern, als plötzlich einer dieses Schwarms sich nach mir umwandte und im trotzigen Tone sagte:

»Mein Herr! stoßen sie mich nicht.« — »Wer stoßt Sie, mein Freund?« — »Sie!« — »Ich?« — "Ja, Sie stoßen mich!« — »Gehen Sie von hier weg, dann werden Sie nicht gestoßen.« — »Das ist mein Platz!« — »Wie, Ihr Platz bei meinem Reisegeräthe?« — »Ah, das sind Ihre Sachen! desto besser, wein Herr! die wollen wir gleich fortschaffen; seien Sie darüber ganz ruhig. Ohne Zweifel reisen Sie mit der Diligence des Herrn Galine nach Marseille?« »Keineswegs;« — und nun wende ich mich um, um noch mit dem Kapitän zu sprechen. Ich kehre zurück zu meinen Koffern, aber — wer theilt mein Erstaunen? — sie sind fort; sind bereits auf den Schultern von 6 bis 7 Kerlen, die schon dem Bord des Schiffes enteilt waren, aus allen Kräften nach der Stadt hinrennen, und aus voller Kehle schreien: »Zu Galine! Galine! Galine!« — Vor ihnen hüpfte ein Possenreißer — der Bursche war fast sechs Fuß hoch — und schwang meine zwei Spazierstöcke nebst dem Futteral meines Regenschirms, deren er sich bemächtigt, als wie der Regi-

mentstambour seinen Commandostab schwingt. — Ich stürze aus dem Boot, ich schreie: »Halt, Halt!« — ich laufe ihnen nach .... sie sind schon verschwunden; und ich, von der Schwere meines Mantels niedergedrückt, von dem ungewohnten Laufen bis zum Umsinken ermattet, kann nicht mehr fort und muß bei einer Kartoffel-Händlerin Zuflucht suchen, wo ich mir einen Stuhl zum Ausruhen erbat. — Ich erzählte ihr meinen Unfall, der mir um so näher gieng, als ich unter dem mit entführten Gepäcke eine Reisetasche hatte, die nicht verschlossen war, aber mehrere Sachen von Werth enthielt. — Die Gutmüthige beruhigte mich darüber. »Diese Packträger, die lebendige Geißel für alle Reisenden — erzählte sie mir — waren früherhin recht schlimme Bursche.« —

»Wollte sich im Jahre 1814 ein Reisender ihre freche Zudringlichkeit nicht gefallen lassen, so schrien sie: »ein Bonapartist!« — und im Jahre 1830: »ein Carlist! ins Wasser mit ihm, ins Wasser!« Aber jetzt haben sie einen Preistarif.« —

»So hat sich die Sache gebessert« — erwiederte ich, dankte für freundliche Aufnahme und ging der Stadt zu.

Im Gasthofe zur Europa, meinem Absteigquartier, fand ich einen dieser Packträger, der das Trinkgeld forderte, das ich gerne gab, da ich meine Koffer und selbst meinen Reisesack unverletzt antraf; auch nicht ein Wort des Vorwurfes sagte ich diesem Menschen und dankte noch Gott, um solchen Preis weggekommen zu seyn.

Am andern Morgen machte ich mich auf, um verschiedene Sehenswürdigkeiten von Avignon zu besuchen, und begab mich vor allem in die Kapelle von der Erbarmung, in welcher man ein Christusbild, aus Elfenbein geschnizt, bewahret, welches von solch ausgezeichneter Schönheit ist, daß selbst Canova es bewunderte. Der Pförtner, der mich in die geräumige, schöne und mit mehreren guten Gemälden ausgestattete Kapelle geführt hatte, verließ mich mit der Zusage, daß die Schwester, der die Vorzeigung des Christus-Bildes obliege, nach weni-

gen Augenblicken erscheinen werde; ich sah auch bald hierauf eine jener Jungfrauen herankommen, die, barmherzige Schwestern genannt, gebrechlichen Mitmenschen liebevolle Pflege widmen. Nachdem sie sich vor dem Tabernackel ehrfurchtvollst gebeugt, gab sie mir ein Zeichen, ihr in die Sakristei zu folgen, wo sie mir dieses Meisterstück vorwies, welches ich in größter Bewunderung nicht genug betrachten konnte. Ich wünschte, davon eine flüchtige Skizze niederzuschreiben. Zürnen Sie nicht, lieber Freund, daß ich meine werthlose Prosa durch einige Verse ersetze, wozu ich beim Anblicke eines anderen Christus-Bildes von Michel-Angelo begeistert wurde.

Blick' hin! der Lebensgeister letztes Zucken
In dieses Kampfs angstvoller Todesqual,
Der halberlosch'ne Blick, die bleichen Lippen,
Die Händ' und Füße, mörderisch durchbohrt
Von scharfen Nägeln, mit zerfleischter Furche;

Wie Ströme Bluts hervor aus jeder Wunde
Zu fließen scheinen, jede Ader schwillt; —
Nein, nie wird dein bewegtes Herz dich täuschen,
Das sind die Züge lebender Natur!

Wie Majestät sich um die Stirne lagert,
Wie in der Qual erhab'ne Demuth ruht;
In diesem Blick, der Himmelsgüte strahlet,
Gibt sich Verzeihung dem Verbrechen kund;

In diesen Zügen liebevoller Größe
In dem Gepräg' der Göttlichkeit und Huld,
Erkenn', bewund're, bethe an im Staube
Den Gottmensch dessen Tod die Welt erlöst! —

Johann Guillermain hat dieses Christus-Bild nach eigener Erfindung im Jahre 1659 aus Elfenbein geschnizt, er gab es hin, um seinem Neffen, der, eines schweren Verbrechens wegen, zum Tode verurtheilt war, Begnadigung zu erwirken.

Unter allen Städten Frankreichs beweint Avignon die meisten jener Unglücklichen, die in seiner Mitte unter dem

Beile der Revolution verblutet haben; hier war es, wo die Söhne des Vaterlandes, im Namen der Freiheit und Gleichheit wie Rasende mit Schwert und Feuer gewüthet hatten; blos um ihren Mitbrüdern ein reicheres Glück zu bereiten. Welche Ströme Blutes sind geflossen, welche werthvolle Schöpfungen der Kunst, welche herrliche Denkmäler sind vernichtet worden!

Im alten Kloster der Cölestiner, mit welchem späterhin das Novizenhaus der Jesuiten vereinigt wurde, zeigt man ein mit kräftigem Pinsel und mit fast täuschender Aehnlichkeit gefertigtes Gemälde, welches einen Leichnam in natürlicher Größe darstellt, der schon zur Hälfte eine Beute der Würmer geworden ist. Zur Seite ist der Sarg, aus dem er hervorgegangen, abgebildet und in einer Ecke des Gemäldes erblickt man ein Spinnengewebe, der Natur so treu nachgeahmt, daß man es berühren muß, um sich zu überzeugen, daß es eine Schöpfung der Kunst sei. — Am Fuße standen folgende Verse:*)

Einst war ich ein sehr schönes Weib,
Jetzt hat der Tod zerstört meinen Leib;
Mein Fleisch war frisch und zart und schön,
Jetzt thut es in Staub und Asche vergeh'n.
Mein Leib war gefällig, von Liebreiz umblüht,
Jetzt ist er so scheußlich, wie jedermann sieht.
Einst pflegt ich zu tragen ein seidenes Kleid,
Ich war gehüllet in Grau und Grün,
Jetzt kriechen nur Würmer über mich hin.
Einst wohnt' ich in einem großen Pallast,
Jetzt hält mich ein kleiner Sarg umfaßt.
Mit Teppichen war mein Zimmer geziert,
Nur Spinnengeweb' meine Grube jetzt ziert.
Einst hat mich ein jeder „theure Dame“ genannt,
Wer jetzt mich sieht, scheint nicht so galant.
Einst pries mich, wer an mir vorüber ging,
Doch jetzt ist stumm ein jegliches Ding.
Ueberall war Ruhm meiner Schönheit Lohn,
Doch jetzt ist nirgends mehr Rede davon.

*) Guérin, Panorama d'Avignon.

Dächt' jede, deren Schönheit in Blüthe steht,
Daß immer ihr Leben abwärts geht,
Sei sie Bürgerin, Jungfer oder gnädige Frau;
Sie thue Gutes bei Zeiten, lebe fromm und genau.
Sie wird werden wie ich, darauf schaue sie hin,
Denn jeder ist sterblich, wie ich's gewesen bin.

Die Verse, welche am Fuße des Gemäldes angebracht sind, und die Klagen dieses, hier in Verwesung übergegangenen Weibes von ihrer einstigen Schönheit, ihrer reichen Kleidung von den Huldigungen, die ihr in der Blüthe des Lebens geworden u. s. w., im Vergleiche zwischen Einst und Jetzt, ausdrücken, haben zwar keinen dichterischen Werth, erhalten aber hier eine Stelle in wörtlich übertragener Urschrift, zur Vergleichung der Schreibart der Vorzeit und Gegenwart. *)

*) Une fois fus sur toute femme belle,
Mais par la mort suis devenue telle;
Ma chair estoit très-belle, fraische et tendre,
Or elle est toute tournée en cendre.
Mon corps estoit très-plaisant et très-gent,
Or est hideux à voir à toute gent.
Je me souloye souvent vestir la soye,
Fourrée estois de gris et même vair,
Or sont en moy partout fourrés les vers.
En grand palais me logeois à mon veuil,
Or suis logée en ce petit cercueil.
Ma chambre estoit de beaux tapis ornée,
Or est d'araigne ma fosse environnée.
De tous costés nommée dame chière,
Or qui me voit ne fait semblant ni chière.
Maint me louoit qui près de moi passoit,
Or à présent tout le monde se tait.
Partout estoit ma beauté racontée,
Or n'en est vent, ni nouvelle comptée.
Si pense celle qu'en beauté va croissant,
Que toujours va sa vie décroissant,
Soit ores, dame, demoiselle ou bourgeoise;
Fasse donc bien, tandis qu'elle en a l'oise,
Ains que devienne comme moi pourvoye-t-elle,
Car chacun est comme ay esté mortelle.

Diese Verse, sowie das Gemälde, werden dem guten König René Grafen von Provence und Anjou zugeschrieben, der nach einem fruchtlosen Versuche der Eroberung des Königreichs Neapel, auf welches er gerechte Ansprüche hatte, sich nach Avignon zurückzog, wo er im Schoße der Künste des Friedens, denen er sich weihte, Vergessenheit der Leiden fand, die ihm der Krieg geschaffen hatte.

Der Gegenstand, den sich der Maler zu seinem Vorbilde gewählt, war keineswegs ein freundlich anziehender, aber geeignet zur Erregung heilsamer Betrachtungen; und wenn solche dem gemeinschaftlichen Feinde der Geistlichkeit und des Königthums entkommen sind, so möchte ich denjenigen, die kaum in Avignon angelangt, schon nach Vaucluse eilen, um den Namen Laura, von Petrarkas Hand in Buchenrinde eingegraben, zu lesen, den wohlmeinenden Rath geben, bevor sie ihre empfindelnde Pilgerfahrt antreten, noch einen Blick zu werfen auf diese Grauen erregende Abbildung eines Weibes, das vielleicht reizender war als Laura, und zuvor noch einen Augenblick über die Wahrheiten nachzudenken, welche aus diesem Sarge auftauchen.

So mancher, an dem mein Rath nicht ungehört vorüberziehen würde, wenn ja einer geneigt wäre, ihm Folge zu leisten, dürfte die Dinge von einem andern Gesichtpunkte aus betrachten, und die Ueberzeugung von der Nichtigkeit der Gefühle, die ihn vorher geleitet, in sich aufnehmen und nach einer andern Richtung hin seine Schritte und Sehnsucht lenken. —

Ferne sey es von mir, mit verletzender Hand nach den Lorbeerkränzen zu fassen, die diesem klassischen Dichter gewunden wurden; er ist der Vater der italienischen Dichtkunst, erhat ihr die Form gegeben, ja selbst über die Sprache entschieden; nur mit höchster Begeisterung reden noch heut zu Tage die Italiener von ihrem Petrarka, mit einer Begeisterung, die jeder Kritik und jeder Prüfung feindlich entgegen tritt. Aber ich glaube, daß der Mensch Achtung und Ruhm an sich fesseln kann, wenn er auch gerade nicht mit dem Versebau vertraut

ist. Die verschiedenartigen Stellungen im Leben legen auch verschiedene Verpflichtungen auf, und die Gabe, den Geist zu entzücken und die Herzen zu verführen, möchte wohl nicht der wesentlichste Vorzug eines Mannes seyn, der dem geistlichen Stande angehörte, der zur Ausübung geistlicher Verrichtungen verpflichtet und im Besitze reicher Pfründen war. Wie konnte Petrarka, in dessen Innerstem nur das Bild seiner Laura lebte, eine reine Hand zum Himmel empor heben und mit unentweihter Lippe den Ruhm des Höchsten verkünden? Verbrecherischen Gefühlen dankt also Petrarka den Glanz seines Ruhmes; er dankt ihn einer Leidenschaft, mit der sich seine Lieder ununterbrochen beschäftigen, und die den menschlichen Schwächen, ja selbst den Verbrechen angereihet werden soll; das Geständniß seiner Verirrungen, das er durch seine Gesänge zu den Nationen sandte, hatte ihm das ehrende Andenken der Menschen begründet, zum vollgültigen Beweise, welche Unmoralität die Menschen beherrschet. Kein Sterblicher wird ohne Leidenschaft sein, aber er hat die Pflicht, gegen sie zu kämpfen, und der errungene Sieg umgürtet ihn mit der wahren Siegeskrone. Diese Wahrheit konnte einem Petrarka nicht fremd seyn; würde er in der Religion die ihm so nöthigen Hilfsmittel gesucht haben, so wäre es ihm nicht zum Vergnügen geworden, die ganze Welt zu Vertrauten seiner innersten Gefühle zu machen, und Jünglinge und Mädchen würden in seinen Schriften nicht Stoff gefunden haben, ihren Geist zu verwirren, ihre Einbildungskraft zu erhitzen, und sich der Ausschweifung in die Arme zu werfen.

Ueber Petrarkas Laura will ich Ihnen, mein Freund, nur ein Wort sagen: sie war Gattin und als diese hatte sie ihre heiligen Pflichten; sie war Mutter, hatte 11 Kinder, von denen sie 9 überlebten.

Mag man auch immerhin auf die Sitten des Zeitalters in welchem Laura lebte, ihre Rechtfertigung begründen wollen; ich richte sie nach den unwandelbaren Gesetzen der Moral, und glaube, daß bei Lauras Name die Tugend das Auge senken muß.

Diese leider zu berühmte Frau ward im Jahre 1348 durch die Pest hingerafft, und bei den Franziskanern begraben; 26 Jahre später starb Petrarka.

In der nämlichen Kirche erhob sich ein Denkmal, der Erinnerung an den braven Crillon errichtet, mit der Inschrift:

»Hier liegt Ludwig Berton von Crillon, genannt der Brave, Staatsrath, Ritter der königlichen Orden, kommandirender Oberst des Garde-Regiments, Gouverneur von Boulogne, Boulenois, Toulon und Tours, Oberstlieutenant der französischen Armee.« — »Wanderer, die Geschichte kann dir mehr sagen.«

»Er starb den 12. Dezember MDCXV.«

Wer kennt nicht Crillons Thaten, wer nicht die großen Dienste, welche dieser Held Heinrich III. und Heinrich IV. geleistet hat? Es lag in den Grundsätzen der Republikaner, die Könige bis in ihre Grüfte zu verfolgen, und diese Verfolgung auch auf ihre Freunde auszudehnen; die Zerstörung von Crillons Grabmal im Jahre 1793 war das Werk jener Grundsätze.

Unter den Mitgliedern der alten Akademie von Avignon glänzten die ersten Gelehrten Europas, in einer Reihe Männern, die, aus dem Staube der Niedrigkeit hervorgegangen, auf den Stufen ihrer Tugend und Geisteskraft bis zum Cardinalshut, ja selbst bis zur Tiara empor gestiegen waren. Zur Zahl der letztern gehörte Benedikt XII., von welchem ein Schriftsteller aus jenem Jahrhundert folgenden sehr interessanten Zug erzählt:

»Zur Zeit der Regierung Benedikts machte ihm sein Vater einen Besuch, umgeben von mehreren Edelleuten, die den armen Mann mit kostbaren Kleidern von Seide angethan hatten. Sein Sohn Papst Benedikt, vor dem sich der Vater ehrfurchtsvoll beugte, sagte diesem, daß er ihn nicht kenne, auch nicht als seinen Vater anzuerkennen vermöge, da dieser kein seidenes Kleid zu tragen gewohnt sey. — In tiefem Schmerze entfernte sich der gute Mann, that die kostbare Klei-

dung von sich, zog seine ärmliche an, und kehrte wieder zu seinem Sohne zurück. Auf der Stelle gab ihm dieser die schönsten Beweise, daß er ihn nun als seinen Vater erkenne, und daß er ihn kindlich liebe. Er gab dem Vater so viel Geld, als dieser nöthig hatte um eine Mühle zu kaufen, und von ihrem Ertrage zu leben; es war Benedikts Grundsatz, nicht aus den Gütern der Kirche seine Eltern zu ernähren.« *)

Seit dem Jahre 1348 war die Stadt Avignon ein Eigenthum des päpstlichen Stuhles.

Johanna, Königin von Neapel und Gräfin von Provence, hatte Avignon an Clemens VI. verkauft, und die Päpste hatten ihren Sitz in dieser Stadt aufgeschlagen bis zum Jahre 1376, in welchem Gregor XI. ihn wieder nach Rom verlegte.

Es lag in der Natur der Sache, daß diese Stadt einst wieder an die Provinz fallen würde, welcher sie einverleibt war, dieses hätte jedoch Unterhandlungen erfordert; die Revolution fand es aber viel einfacher, sie geradezu in Besitz zu nehmen. Es darf hier nicht umgangen werden, daß in jenen Schreckenstagen, wo auch zu gleicher Zeit Avignons abtrünnige Einwohner das päpstliche Ansehen zu vernichten strebten, in ihrer Stadt eine furchtbare Hungersnoth ausbrach, und daß Pius VI., dieser würdige Stellvertreter Christi, der treulosen Stadt schwer beladene Kornschiffe aus seinen eigenen Mitteln sandte. Diese That gehört der Geschichte an; ihr gebührt ein Denkmal in jeder menschlichen Brust.

Auf das Portrait des Papstes Pius VI. machte Abbé Delile folgende Verse, welche, wie Sie finden werden, jenen heiligen Vater treffend bezeichnen.

Ehrwürd'ges Oberhaupt der Kirch', hochherz'ger Herrscher
Erhab'nes edles Schauspiel Himmels und der Welt,
Ehrt er mit einemmal durch seiner Tugend Größe
Das Unglück, ehrt das Alter, den Thron und den Altar.

*) J. Guérin.

Auf meinem Wege in die Cathedral-Kirche, welche gegenwärtig der hochwürdige Prälat, dem das Oberhirtenamt des Bisthums Avignon anvertraut ist, wieder in Stand setzen läßt bemerkte ich einen ohne allen architektonische Symetrie aufragenden Haufen von Mauern, die größtentheils von außerordentlicher Höhe sind. Die Bauart ist von gothischem Style, das Gebäude von Thürmen beschützt, mit Zinnen gekrönt und von Schießscharten durchbrochen. — Ich trat hinein, durchschritt mehrere Höfe, raumvolle Säle, dunkle Bogengänge, kletterte auf verfallenen Treppen hinan, bemerkte dort und da Ueberbleibsel von Malereien, die des Gebäudes vormaligen Glanz bezeichneten und sah verschiedene Abtheilungen, die jetzt als Magazine, Gefängnisse und Kasernen benützt werden. — Ich erkundigte mich, wo ich mich befände? — Im ehemaligen Palast der Päpste, war die Antwort. —

Nicht ferne von diesen Trümmern ehemaliger Größe und Pracht, ragt ein Thurm empor, dessen Anblick Schrecken und Schauder erregt; es ist die berüchtigte Glaciére, — das blutgedüngte Grab unzählbarer Schlachtopfer jeden Alters und jeden Geschlechtes, welche von Ungeheuern in menschlicher Gestalt — sie nennen sich Republikaner — mit teuflischer Kälte hingewürgt worden. O mein Freund! hätte ich doch die Macht, an diese grauenvolle Stätte alle Jünglinge zu führen, in deren lebensfrischer kräftiger Brust der Funke des Ehrgeizes und des Aufruhrs zu glimmen beginnt, die nichts träumen als Umwälzung und Vernichtung des ruhigen Zustandes der öffentlichen Dinge; diese Jünglinge würde ich auf die himmelschreienden Blutflecken an diesen Wänden hinblicken lassen; ich würde ihnen zurufen: »Dieses Blut wurde im Namen der Freiheit vergossen, dieser Freiheit, nach der ihr ohne Unterlaß rufet, es ist das Blut tugendhafter Bürger, edler Familienmütter, unentweihter Jungfrauen, silberhaariger Greise — es ist das Blut eurer Ahnen!« — Aber — würden sie meine Worte wohl hören? Die Verbrechen der Eltern, sagt man, sind der Fluch der Kinder; ist denn zu verwundern,

daß sie es auch für ganze folgende Generationen und für die benachbarten Völker sind?

Ich kam hier so unwohl an, daß ich gezwungen war, einige Tage das Zimmer zu hüten und einen Krankenwärter anzunehmen; doch hoffe ich mit Gottes Hülfe auf dem nächst abgehenden Dampfboote meine Reise fortsetzen zu können. — Wir haben vortreffliche Witterung und ich fühle mich besser. — Als ich eines Nachmittags der Predigt beiwohnte, machte ich die Bemerkung, daß Niemand hustete, während in den Kirchen von Lyon fast Niemand ist, der nicht hustete. — Welch herrliches Klima ist das hiesige gegen jenes von Lyon! Uebrigens hat dafür Lyon auch die mannigfaltigsten Entschädigungen.

Empfangen Sie, theurer Carl, neuerdings die Versicherung meiner herzlichsten Freundschaft.

Siebenter Brief.

Civita = Vechia, den 19. Dezember 1837.

Ihre Hoffnung lieber Carl! von mir einige Mittheilungen über Marseille zu erhalten, hat Sie diesmal getäuscht; ich litt während der 6 — 7 Tage meines dortigen Aufenthalts, in Erwartung des Dampfbootes, welches mich nach Civita-Vecchia bringen sollte, an meinem habituell gewordenen Uebel, doch hinderte mich dieses nicht, am 16. an Bord der Maria Christina zu gehen, wo ich mir auf dem Verdeck ein Kabinet bereiten ließ. Es war mir sehr angenehm, während der mehrtägigen Ueberfahrt für mich allein zu seyn, um meine Stunden dem Gebete, dem Lesen des Breviers u. s. w. widmen zu können. Vor meiner Einschiffung kam ich noch mit den Douane = Beamten in unangenehme Berührung: sie durchsuchten mein Reisegepäcke mit roher Strenge, wußten aber meine Frage, was denn Contreband=Waare sey, nicht zu beantworten; sie schienen darüber so unwissend zu seyn, wie

ich, und diese Verrichtung, nicht als ihr Hauptgeschäft zu treiben. Wir hatten die allergünstigste Witterung, und waren schnell dem Walde von Masten entschwunden, der aus dem Hafen von Marseille emporragt. Durch die Kriege hatte diese Stadt sehr gelitten, aber der Friede mit seinen Segnungen giebt ihr das Verlorne wieder und macht ihren Handel täglich mehr erblühen. Nachdem wir an Toulon, an den hyerischen Inseln und an Nizza vorbeigeschifft waren, landeten wir nach einer Fahrt von 30 Stunden im Hafen Genuas.

Ehe ich Ihnen, lieber Freund! meine Mittheilungen über Genua mache, will ich einiges von Nizza sprechen. Dieses, sowie Marseille, wurde von den Phoziern erbaut. Als diese glücklichen Schiffer ihre Colonie sich immer mehr vergrößern sahen, breiteten sie sich längs der Küste aus, und fanden an dem Var ein sehr fruchtbares und schönes Land, wo sie diese Stadt gründeten. Nizza, jetzt die Hauptstadt einer zum Herzogthum Piemont gehörigen Grafschaft, liegt am Fuße des Berges Montalban, nicht weit vom Einfluß des Poglione in das mittelländische Meer. Die Grafschaft, obgleich von hohen Bergen durchschnitten, ist reich an Wein, Oel und köstlichen Früchten. Von dieser einst sehr bevölkerten Stadt sah man noch vor kurzem die Ruinen alter Vorstädte. Die Verhältnisse gehen mit den Zeiten ihren Wechselgang; hat auch Nizza die Vortheile verloren, welche sie früher aus dem Handel gezogen, so empfängt sie andere aus dem Schoose der Natur, und diese wird sie nie verlieren. Ihrer Lage, ihrem Klima und ihrer gesunden Luft wird sie immer den zahlreichen Besuch von Fremden, und besonders von Leidenden verdanken. Diese müssen den Winter in Nizza zubringen; die Reise dahin ist unerläßlich und oft die letzte Verordnung des Arztes, der aus seiner Kunst keine Hoffnungen mehr schöpfend, mit dieser Verordnung den Ausspruch der Unrettbarkeit umhüllet, welchen er nicht den Muth hat, im Kreise einer trostlosen Familie zu verkündigen. Hat der Arzt auch keine Hoffnungen mehr, so will er sie doch im Ge-

müthe des Leidenden erblühen machen. Vor einigen Jahren, als ich mich in dieser Stadt aufhielt, lernte ich eine Frau kennen, die ihren Sohn in die Seebäder von Nizza begleitete, wo er an einem Brustübel starb. Noch am Rande des Grabes gab sich der Jüngling der schönen Hoffnung hin, baldiger Genesung entgegen sehen zu dürfen, und an den Busen der Mutter geschmiegt, sagte er zu ihr: »Gewiß liebe Mutter, du darfst keine Besorgniß mehr haben, die Luft von Nizza wird mir bald meine Gesundheit wieder geben.« — Und die Mutter wandte sich zur Seite, um dem Sohne die Thränen nicht aufs Antlitz fallen zu lassen, die ihrem Schmerze und seinem Wahne flossen.

Die Grafschaft Nizza hat einen Mann geboren, der unter den Astronomen seiner Zeit die erste Stelle behauptete. Ganz Europa kannte den fünf und zwanzig jährigen Caßini, der in der Blüthe seines Lebens von dem Senate von Bologna mit einem Lehrstuhle und mit Auszeichnung beehrt wurde, eine gerechte Anerkennung seiner wissenschaftlichen Leistungen und ihrer Erfolge. Colbert beneidete Italien um diesen Gelehrten, und auf Colberts Wink erbat sich ihn Ludwig XIV. vom Papst Clement IX. und vom Senate in Bologna, blos für einige Jahre. Caßini erhielt die Bewilligung zur Reise nach Paris, wo er im Anfange des Jahres 1669 ankam. Der König empfing den Fremdling mit einer Freude, wie man eine Seltenheit von hohem Werthe aufnimmt und sprach ihm eine Pension aus, welche mit den Opfern, die er von ihm forderte, in geregeltem Verhältnisse stand. Schon lange Correspondent der Pariser Akademie der Wissenschaften, wurde Caßini bald in diese eingeführt. Fruchtlos blieben die vom Papste und von Bolognas Senat einige Jahre darauf unternommene Bemühungen, den gelehrten Landsmann wieder in ihrer Mitte zu sehen. Er vermählte sich in Paris, und starb dort. Der Besitz dieses großen Mannes war dem Königreich Frankreich geblieben. Fontenelle hielt diesem Akademiker eine Lobrede; er wies darin auf den in schönster Ruhe immer sich

gleich bleibenden, von keinen Umtrieben der Eitelkeit gestörten Geist Caßinis hin; und nahm keinen Anstand, diese Vorzüge den Einwirkungen der Religion zuzuschreiben.« — »Tiefe religiöse Gefühle, sagte Fontenelle in seiner Rede — und was das Vorzüglichste ist, Bethätigung dieser Gefühle durch Werke sind die kräftige Quelle, aus welcher ein ungetrübter Friede des Innern geschöpft wird. Die Stimme des Himmels, welche die Ehre des Schöpfers in alle Welt verkündigt, hat mit aller Kraft zu diesem Manne gesprochen und seiner Seele die innigsten Ueberzeugungen eingeflößt.« — Es wäre mir sehr angenehm zu wissen, ob die christliche Lehre und die Ausübung der Religionspflichten noch heut zu Tage von den Mitgliedern der Pariser Akademie als ein Gegenstand einer belobenden Rede gewürdiget werden?

Nun zu Genua. Diese Stadt, eine der berühmtesten Italiens, im Genuße einer glücklichen heiteren Lage, erhebt sich am Abhange eines Hügels in Gestalt eines Amphitheaters, und gewährt den zu Wasser Ankommenden einen imposanten Anblick. Sein Hafen, tausend Klafter im Durchschnitte haltend, wird durch zwei, sich gegen über aufragende Dämme geschlossen, zwischen welchen die Schiffe einlaufen. Hat die Natur diese Stadt begünstiget, so hat ihr die Kunst die Macht der Vertheidigung gegeben; und dennoch wurde sie mehrmal genommen. Unter Europas Staaten war Genua derjenige, welcher am öftesten der Schauplatz von Revolutionen gewesen. Im Jahre 1805 Frankreich einverleibt, wurde Genua 1815 in Folge der auf dem Kongresse zu Wien gepflogenen Verhandlungen an den Prinzen von Piemont abgetreten, Hat diese Stadt auch eine Unabhängigkeit verloren, die sie mit so vielen Opfern erkauft hatte, so kann sie sich bei dieser Umgestaltung unter dem Scepter dieses Prinzen, des Genusses der Ruhe, durch sie eines glücklichen Zustandes erfreuen.

Kaum war der Anker geworfen, als die Offiziere der Sanitäts-Anstalt an Bord kamen, um die Zahl der Reisenden kennen zu lernen, und sie ärztlich zu untersuchen. Ich

wurde davon durch einen neapolitanischen Schiffsjungen verständigt, der mir in seinem zierlichen Französisch aus voller Kehle zuschrie: Monsu, venez vous faire compter, car on attend votre nombre*) Ich gehorchte der Aufforderung.

Da das Dampfschiff 20 Stunden in Genua anhält, so müssen die Reisenden ans Land gehen, sich auf dem Bureau der Polizei melden und für die Visirung ihres Passes 6 Francs bezahlen. Ist dieses geschehen, so wird ihnen vergönnt, im Innern der Stadt umherzugehen.

Genua, genannt die Stolze, und diesen glänzenden Beinamen der Pracht ihrer Palläste dankend, hat sehr schöne Kirchen; der Dom ist mit Marmor bekleidet, die Kirche der Verkündigung strahlt von Gold, und die des heiligen Sirus hält ihr an Glanz und Reichthum die Waage. Palläste und Kirchen bieten den Künstlern Gemälde und Statuen, die aus der Hand der größten Meister hervorgingen.

Bevor ich mein Vorhaben ausführte, die Spitäler, das Arsenal, die Residenz des Dogen, worin einst der Senat seine Sitzungen gehalten, zu besuchen, hatte ich eine heilige Pflicht zu erfüllen; es war Sonntag, und das Reisen spricht von der Heiligung des Tages, welcher der Tag des Herrn ist, nicht frei. Ich eilte nach St. Sirus, wo ich die Predigt, und nach ihr die Litaneyen der heiligen Jungfrau, diese der Standhaftigkeit geweihten Lobgesänge absingen hörte. Meine Andacht mit der Versammlung, und meine Stimme mit ihren frommen Gesängen zu vermischen, war für mich ein süßes Vergnügen. Die ganze Versammlung war auf die Kniee hingesunken; im Gotteshause herrschte tiefe Stille, und keine andere Bewegung war sichtbar, als die einiger Mütter, welche ihre kleinen Kinder nieder knieen ließen und, nach dem Altare hin zeigend, ihnen durch diese Bewegung zu sagen schienen, daß diejenige, deren Bild sich hier erhebe, auch ihre Mutter sey.

Aus Genua erstanden zwei hochberühmte Seefahrer, Christoph Columbus und Andreas Doria. Der Letztere weniger

*) Mein Herr, lassen Sie sich zählen; die Reihe kommt an Sie.

bekannt als der Erstere, erfreute sich eines glücklichen Geschickes. Das Vaterland, die Fülle der Verdienste dieses muthvollen, kundigen Seemannes würdigend, gab ihm während seiner Lebenszeit glänzende Beweise der Verehrung und Dankbarkeit, es nannte ihn Genuas Befreier und Vater. Beauftragt zur Verfolgung der Seeräuber, welche die Schiffahrt auf dem mittelländischen Meere unsicher machten, bereicherte er sich durch die Erbeutung ihres Raubes, kaufte einige Galeeren und behauptete, ohne die Schranken einer Privat-Stellung zu überschreiten, den Rang einer Seemacht. Franz I. und Karl V., den Geist dieses Mannes bewundernd, wetteiferten um seinen Besitz.

Columbus dagegen . . . . . Aber wer kennt nicht die Schicksale dieses Columbus, dessen Namen das Kind des Genuesers noch vor jenem eines Alexanders kennen lernt; aber zu spät ist diese Huldigung und fruchtlos die Reue. — In dem Leben des Staates wie in dem des Privatmannes schlägt eine Stunde, die über ihr Schicksal entscheidet; bleibt diese Stunde unbenützt, so kehrt sie nie wieder. — Columbus dieser außerordentliche Mann war aus Liebe zu seinen Mitbürgern von dem glühenden Wunsche beseelt, sie als die ersten die Früchte seiner Entdeckung ernten zu lassen; aber die Genueser achteten seine Vorschläge den luftigen Plänen eines Schwindlers gleich; sie wiesen seine Anträge zurück, und ihre Verblendung entriß ihnen für immer die Gelegenheit, Genua in seinem alten Glanze wieder aufstrahlen zu sehen.

Nachdem Isabelle und Ferdinand die Mauren besiegt, und sich zur höchsten Stufe des Ruhmes aufgeschwungen hatten, entschlossen sie sich, dem Columbus drei kleine Schiffe anzuvertrauen; bald ward ihnen die Kunde von dem vollkommenen Gelingen seiner Unternehmung und von der Entdeckung einer neuen Welt. Er selbst überbrachte ihnen die Botschaft seiner Thaten, und wurde mit Wärme empfangen, in den Adelstand erhoben, und zum Groß-Admiral ernannt. Als Befehlshaber einer aus 17 Schiffen gebildeten Flotte, segelte er dahin, und entdeckte neue Inseln. Aber bald war

die Flamme der Freude, durch seine Thaten angefacht, ihrem Erlöschen nahe. Die Königin und vorzüglich der König, in deren Charakter Undankbarkeit und Argwohn die vorherrschenden Züge waren, und die zu wenig Einsicht und zu viel Selbstsucht hatten, um den Ruhm dieser Entdeckung und die Vortheile eines ausgebreiteten Handels nach ihrem Werthe zu erkennen, liehen dem Geklatsche des Neides ihr Ohr, und rechneten die geringen Vortheile, welche sie vor der Hand aus diesem Welttheile, eine Goldgrube genannt, bezogen, einer fehlerhaften Verwaltung ihres Entdeckers zu, und statteten den habsüchtigen und grausamen Bodevilla mit unbeschränkter Vollmacht aus, dem Admiral Columbus auf dem Fuße zu folgen, seine Handlungen zu untersuchen, und an seine Stelle zu treten. Es lag im Interesse Bodevillas, Columbus schuldig zu finden, und dieses Interesse machte ihn ungerecht genug, denselben an Bord eines Schiffes zu schleppen und in Fesseln werfen zu lassen. Verurtheilt ohne richterlichen Ausspruch, keines Verbrechens, auch nicht eines Schattens von Verbrechen sich bewußt, schrieb Columbus an seinen König. Die Geschichte hat uns diesen Brief bewahret, und er ist ein Gegenstand tiefer Betrachtung.

Nur mit wenigen Worten die Wichtigkeit der Länder berührend, welche er für Castilien erobert, schildert Columbus die Mühseligkeiten, denen er Preis gegeben ist, und denen er noch entgegen zu blicken hat. Seine Ketten sind die einzigen Ueberreste einer ihm entrissenen Habe; seine Großmuth wünscht nur, seinen Feinden die Schamröthe über ihre Undankbarkeit zu ersparen.« —

„Ich Unglücklicher! — so schrieb er — Nichts kann ich mehr mein nennen, als diese Ketten, und habe ich das Glück, einer Beerdigung theilhaftig zu werden, so sollen sie mich in meine Ruhestätte begleiten, denn das Andenken an solche Ungerechtigkeit muß mit mir zu Grabe gehen; es muß um der Ehre des spanischen Volkes willen in ewige Vergessenheit versenkt werden. Nie sollen künftige Jahrhunderte erfahren, daß

in Spanien solch Elende lebten, die niederträchtig genug waren, zu glauben, daß sie sich bei Ferdinand einschmeicheln würden, indem sie den unglücklichen Columbus stürzten, dem zum Verbrechen gemacht wurde, für die Krone Spaniens eine neue Welt entdeckt, und sie ihr überliefert zu haben. Du großer Gott, hast mich zu Thaten begeistert, und meine Schritte gelenkt. Zu Dir flehe ich um die Gnade, dieser unglücklichen Unternehmung deine Huld zu verleihen. Mich beweine die ganze Erde, und ihr Engel des Himmels, die ihr meine Unschuld durchschaut, seid gnädig den Großen dieser Zeit, denen Neid und Härte nicht gestatten, mich zu beklagen. Gewiß werden unsere Nachkommen dereinst eine Thräne für mich haben, wenn ihnen die Geschichte sagt: daß Columbus, aus seinen eigenen Mitteln, mit wenig Unkosten, selbst ohne Opfer von Seite der spanischen Krone, mit Gefahr seines und seines Bruders Leben, im Zeitraume von 20 Jahren und auf 4 Seereisen, Spanien inhaltreichere Dienste geleistet hat, als je ein Herrscher sich deren aus dem Kreise seiner Diener erfreuen durfte; sie werden für mich eine Thräne haben, wenn sie einst hören, daß Columbus, ohne des geringsten Verbrechens beschuldigt werden zu können, der Armuth und dem Elende Preis gegeben wurde, nachdem man ihm alle seine Habe, nur seine Ketten nicht, genommen, und daß derjenige, der in Spaniens Lorbeerkrone einen neuen Welttheil geflochten, weder dort, noch in dem alten, für sich und seine Familie ein Obdach finden konnte.

Sollte es in den Beschlüssen des Himmels liegen, mich noch länger den Verfolgungen auszusetzen, aus Unzufriedenheit mit dem was ich gethan, als hätte die Entdeckung der neuen Welt für die alte Unglück erzeugt; sollte des Himmels Strafe an diesem Orte meinem kummervollen Leben sein Ziel setzen, o! dann ihr Engel Gottes, die ihr dem Unschuldigen und Unterdrückten zur Seite schwebet, dann geleitet diese Schrift in die Hände der Königin Isabelle. Sie kennt die Leiden, die ich zur Verherrlichung ihres Ruhmes, zur Mehrung meiner

Dienste geduldet; Sie wird so gerecht, so erbarmend seyn, es nie zuzulassen, daß der Bruder und die Kinder eines Mannes, der Spanien unermeßliche Reichthümer gegeben, der die Besitzungen dieses Landes durch neu entdeckte Königreiche, und durch die ausgebreitetsten Ländereien vergrößert hat, nicht so hülfelos werden, daß sie ihr Brod vor fremden Thüren betteln müssen. Isabella wird — sollte sie nicht früher aus diesem Leben gehen, die Unglückswolke des himmlischen Zorns heranziehen sehen, welche die Undankbarkeit und die Grausamkeit herbeigerufen haben. Diese Reichthümer, die ich entdeckt, werden das ganze Menschengeschlecht zum Raube anlocken, und meine Rächer erwecken, und die Nation wird einst für die Verbrechen büssen, die der Undank, die Bosheit und der Neid jetzt an mir üben!« —

Gewiß werden Sie mir es Dank wissen, mein Freund! daß ich Sie mit dieser, so einfach schönen, so rührenden Zuschrift bekannt machte; das ist die Sprache der Natur, der Bürge der Wahrheit; hätte irgend eine Schuld auf Columbus Seele gelastet, so würde er nicht die Kraft gehabt haben, mit so inniger Zuversicht zu Gott seine Zuflucht zu nehmen, mit solcher Festigkeit zu Isabella zu sprechen. — Doch die Leiden Columbus liegen so ferne von uns, und unsere Tage sind so reich an Ungerechtigkeiten, über die wir zu trauern haben, daß ich diese Stelle nicht abgeschrieben hätte, würden mich nicht die letzten Zeilen so sehr ergriffen haben. Sind sie ohne diese Wirkung an Ihnen vorübergegangen, so wollen sie selbe nochmal lesen, Sie werden die prophetische Stimme vernehmen, welche die Strafe verkündet, daß die Söhne einst büssen werden für das Unrecht der Väter, Sie werden dann hinblicken nach Spanien und den Gottlosen fragen, ob man an eine rächende Gottheit glauben soll. —

Fünfzehn Stunden nach unserer Abfahrt von Genua hatten wir Livorno erreicht. Den 10—12 Stunden langen Aufenthalt benützten die meisten meiner Reisegefährten zu einem Ausfluge nach Pisa. Da ich diese Stadt ohnehin kannte, und

verschiedene Briefe zu schreiben hatte, so blieb ich an Bord. Die schlechte Witterung, welche wir bei unserer Abfahrt von Livorno hatten, hinderte mich nicht, auf dem Verdecke zu verweilen, denn in meinen Mantel eingehüllt, wollte ich die Insel Elba bei unserm Vorbeifahren so genau als möglich betrachten. Bald erhob sie sich vor meinem Blicke und mit ihr die wichtigsten Erinnerungen. Das ist also die Insel, von deren Ufern hinweg der corsische Löwe, mit rascher Kraft seine Fesseln brechend, sich auf das Continent gestürzt, um allein auf sich gestellt, ein verlornes Reich wieder an sich zu reißen. Aber es war der Augenblick gekommen, in welchem Gott den Herrn dieser Erde eine große furchtbare Lehre geben, worin er auf das Großartigste beurkunden wollte, daß er der König der Könige, der Herr über Scepter und Krone ist.

Ein Mann kommt allein daher, um Frankreich sich anzueignen und es ist sein, denn Gott hat es so gewollt; aber nachdem dieser Mann den Thron wieder bestiegen hat, und umgeben ist von seinen tapfern Kriegern, da wendet sich Gott wieder ab, und bald steht er allein, verlassen von der Welt, und ein Schiff trägt den Gefangenen dahin nach einem glühenden Felsen des atlantischen Oceans, um dort sein viel und bunt bewegtes Leben zu enden.

Bonaparte war es, zu dessen Herrscherzeit Europas Thränen, Europas Blutströme flossen; gegen ihn, diese Geißel seines Zeitalters, habe ich mit allen meinen Kräften gekämpft. Es war meine heilige Pflicht, der Vertheidigung des Vaterlandes mein Herz und meinen Arm zu weihen; es war die Erfüllung dieser Pflicht, die ihn bewog, rechtlos mich ergreifen und in die Gefängnisse von Vincennes schleppen zu lassen. Lange Zeit hat mich dieser Gedanke, dieses Gefühl des Unrechts empört; als ich aber in Erwägung zog, daß mich diese Einkerkerung aus dem Kreise derjenigen, deren Blick nie auf dem Jenseits ruhet, in den Schooß der Kirche, in den Dienst des Herrn geleitet hat, wurde ich erfüllt von dankbarer Bewunderung der Wege Gottes, und ich erkannte Bonaparte als

das Werkzeug der Erbarmung, welche der himmlische Vater meiner Seele gewährt; das Gefühl des Hasses wandelte sich in das der Dankbarkeit um. Wie oft habe ich zum Himmel geflehet, der Seele dieses Mannes Ruhe und Frieden zu schenken, und jetzt, als Elba meinen Blicken entschwand, entblößte ich mein Haupt, hob das Auge zum Himmel empor und betete für den Gefangenen auf St. Helena.

Die Ode, welche Manzoni auf den Tod dieses außerordentlichen Mannes gedichtet hat, ward von ganz Italien mit bewunderndem Beifall aufgenommen; er gab ihr die Aufschrift: »Der 5. Mai.« — Empfangen Sie hier die Uebersetzung, welche ich der Freundschaft des berühmten Verfassers der Geschichte Pius VII. verdanke.

Es muß hier als einer merkwürdigen Sache erwähnt werden, daß Manzoni, einer der größten Schriftsteller der Halbinsel, nie an Napoleon eine Schmeichelei verschwendet nie zu seinen Füßen sich gekrümmt hat, wie der Haufe jener Verächtlichen, die ihm einst auf ihren Knieen gehuldigt, und in der Folge seinen Namen mit lästernder Zunge genannt haben. Als diese Undankbaren aus der Umgebung Napoleons enteilt waren, brachte ihm Manzoni, ein Mann, der gegen Napoleon keine Verpflichtungen hatte, sein Lob dar. Dieses entsprießte aus Manzonis Feuereifer für die christliche Religion und aus seiner Nächstenliebe, welche ihm die Ueberzeugung einflößte, daß Napoleon in der Stunde seines Todes an den Mutterbusen der Religion sich geworfen habe.

Auf den Tod Napoleons. *)

Der fünfte Mai.

Ode.

»Er war. Kaum lag nach dem letzten Athemzuge die »bewußtlose Hülle, eines solchen Geistes beraubt, ohne Be»wegung da, so steht erschüttert und entsetzt ob der Kunde »der Erdkreis still, denkt schweigend über die letzte Stunde des »Mannes des Verhängnisses nach, und weiß nicht, wann »ein ähnlicher Fußtritt eines Menschen auf seinem blutigen »Staube sich wieder eindrücken wird.

»Ich sah Ihn auf seinem Throne glänzen und schwieg, »da er abwechselnd jetzt fiel, jetzt wieder sich erhob, jetzt aber»mals zu Boden lag, und vermischte meine Stimme nicht »mit dem Schalle von tausend Andern.

---

*) IN MORTE DI NAPOLEONE.

(IL CINQUE MAGGIO.)

ODE.

El fu; siccome immobile,
Dato il mortal sospiro,
Stette la spoglia immemore
Orba di tanto spiro,
Cosi percossa, attonita,
La terra al nunzio sta;
Muta pensando all'ultima
Ora dell'uom fatale,
Nè sa quando una simile
Orma di piè mortale
La sua cruenta polvere
A calpestar verrà.

Lui sfolgorante in soglio
Vide il mio genio e tacque,
Quando con vece assidua
Cadde, risorse, e giacque,
Di mille voci al sonito
Mista la sua non ha:

»Unbefleckt von sklavischem Lob und feiger Beschimpfung »erhebt sich jetzt mein Geist, tief bewegt über das plötzliche »Verschwinden eines solchen Strahles, und richtet an die »Urne einen Gesang, welcher vielleicht nie untergehen wird.

»Von den Alpen bis zu den Pyramiden, vom Manza»nares bis zum Rhein folgte sein kühner Donner dem Blitze »nach; er scholl von der Scylla bis zum Don, von einem bis »zum andern Meer.

»War dieß ein wahrer Ruhm? Eine harte Frage für »die kommenden Geschlechter; wir aber beugen unser Haupt »vor dem höchsten Herrn, welcher in ihm das erhabenste Ab»bild seines Schöpfergeistes abprägen wollte.

»Die stürmische und furchtsame Freude eines großen »Vorhabens, die Aengstlichkeit eines Herzens, welches unge=

Vergin di servo encomio
E di codardo oltraggio
Sorge or commosso al subito
Sparir di tanto raggio,
E scioglie all'urna un cantico,
Che forse non morrà.

Dall'Alpi alle Piramidi,
Dal Mansanare al Reno,
Di quel securo il fulmine
Tenea dietro al baleno;
Scoppiô da Scilla al Tanai,
Dall'uno all'altro mar.

Fu vera gloria? ai posteri
L'ardua sentenza; noi
Chiniam la fronte al Massimo
Fattor, che volle in lui
Del creator suo spirito
Più vasta orma stampar.

La procellosa e trepida
Gioja d'un gran disegno,
L'ansia d'un cor, che indocilo

»lehrig von Verlangen nach Herrschaft glüht und sie erhält
»und so einen Preis gewinnt, den zu hoffen Thorheit war;

»Größern Ruhm nach der Gefahr, Flucht und Sieg, den
»Thron und das traurige Exil, zweimal im Staube, zweimal
»wieder erhöht: dieß Alles erfuhr Er.

»Er trat auf: zwei Jahrhunderte, das eine gegen das
»andere gewaffnet, wendeten sich demüthig an ihn, gleichsam
»ihr Schicksal erwartend; Er gebot Stillschweigen, und setzte
»sich als Schiedsrichter in ihre Mitte; Er trat ab, und schloß
»in Unthätigkeit auf so enger Küste seine Tage, ein Gegen-
»stand grenzenlosen Neides und tiefen Mitleids, unauslöschli-
»chen Hasses und ungemäßigter Liebe.

Ferve pensando al regno,
E'l giunge, e tiene un premio
Ch'era follia sperar,
Tutto ei provò; la gloria
Maggior dopo il periglio,
La fuga, e la vittoria,
La reggia, e il triste esiglio,
Due volte nella polvere,
Due volte su gli altar.

Ei si nomò: due secoli,
L'un contro l'altro armato,
Sommessi a lui si volsero
Come aspettando il fato:
Ei fe'silenzio, ed arbitro
S'assise in mezzo a lor;
Ei sparve, e i dì nell'ozio
Chiuse in sì breve sponda,
Segno d'immensa invidia,
E di pietà profonda,
D'inestinguibil odio,
E d'indomato amor.

»Wie über dem Haupte des Schiffbrüchigen die Woge zu»sammenrollt und ihn verschlingt, die Woge, auf welcher so »eben erst der Blick des Unglücklichen erhoben und gespannt um»herschweifte, um vergeblich die entfernten Gestade zu unterschei»den: so lastete auf dieser Seele die Masse von Erinnerungen. O »wie oft unternahm er es, sich selbst den kommenden Geschlechtern »zu erzählen, und seine müde Hand fiel auf Blätter für die Ewigkeit!

»O wie oft stand er bei dem stillen Hinscheiden eines »mühelosen Tages, da die blitzenden Strahlen sich gesenkt hat»ten, die Hände über der Brust ineinander geschlungen, da, »und wurde bestürmt von dem Andenken vergangener Tage! Er »gedachte der beweglichen Gezelte, und der durchbrochenen Wälle, »und des Glanzes der Fußgänger und der Woge der Rosse »und des schnellen Kommando's und des hurtigen Gehorsams.

Come sul capo al naufrago
L'onda s'avvolve e pesa,
L'onda, su cui del misero
Alta pur dianzi e tesa
Scorrea la vista a scernere
Prode remote invan;
Tal su quell' alma il cumulo
Delle memorie scese;
Oh! quante volte ai posteri
Narrar sə stesso imprese,
E sulle eterne pagine
Cadde la stanca man!

Oh! quante volte al tacito
Morir d'un giorno merte,
Chinati i rai fulminei,
Le braccia al sen conserte,
Stette, e dei dì che furono
L'assalse il sovvenir.
Ei ripensò le mobili
Tende, e i percossi valli,
E il lampo dei manipoli,
E l'onda dei cavalli,
E il concitato imperio,
E il celere obbedir.

»Ach, vielleicht würde sein Geist vor solcher Pein athem=
»los in Verzweiflung dahingesunken seyn: aber da kam eine
»mächtige Hand vom Himmel, und versetzte ihn mitleidsvoll
»in eine leichter zu athmende Luft, und leitete ihn auf die
»blumigen Pfade der Hoffnung, und auf die ewigen Gefilde,
»zum Lohne, der alles Verlangen übersteigt, wo der Ruhm,
»der vergangen ist, Stillschweigen und Finsterniß ist.

»Schöner, unsterblicher, Wohlthaten spendender Glaube,
»der du an Triumphe gewöhnt bist, zeichne auch diesen auf!
»Freue dich; denn nie beugte sich eine stolzere Höhe vor dem,
»der einst Golgatha's Schmach gewesen war! Du verbannst
»jedes Wort des Vorwurfs von seiner müden Asche: der Gott
»welcher zu Boden wirft und wieder aufrichtet, welcher schlägt
»und tröstet, setzte sich an Napoleon's Bett in der Wüste.«

Ahi! forse a tanto strazio
Cadde lo spirto anelo,
E disperò; ma valida
Venne una man dal cielo,
E in più spirabil aere
Pietosa il trasportò;
E l'avviò su i floridi
Sentier della speranza,
Ai campi eterni, al premio
Che i desiderii avanza,
Ov'è silənzio e tenebre
La gloria che passò.

Bella, immortal, benefica
FEDE ai trionfi avvezza,
Scrivi ancor questo; allegrati:
Che più superba altezza
Al disonor del Golgota
Giammai non si chinò.
Tu dalle stanche ceneri
Sperdi ogni ria parola;
Il Dio che atterra e suscita,
Che affanna e che consola,
Sulla deserta coltrico
Accanto a lui posò.

Bis zum Umsinken müde kam ich in Civita-Vecchia an. Ich hatte einen Brief an Herrn Palomba Caracciolo unsern österreichischen Consul, dessen Humanität und Gefälligkeit ich nicht genug rühmen kann. Er stellte mir einen Freipaß (Lascia passare) zu, welchen ihm ein Prälat von Rom für mich übermacht hatte, um mich von dem Besuche der Mauthbeamten zu befreien, welche für den Reisenden eine wahre Geißel sind.

Kaiser Trajan war es, welchem Civita-Vecchia, eine kleine Stadt am Meeresufer, ihre Entstehung und ihren Hafen verdankt. Sie ist ziemlich gut gebaut, und von Urban VIII. befestigt worden. Daß sie übrigens nicht sehr bevölkert ist, ungeachtet ein Bischof, ein Gouverneur und ein Gerichtshof I. Instanz darin ihren Sitz haben, rührt größtentheils von dem schlechten Wasser her, welches überdies im Sommer höchst ungesund ist; auch hat Civita-Vecchia ein Zeughaus, und im Hafen dieser Stadt liegen gewöhnlich die päpstlichen Galeeren.

Nun, mein theuerer Freund! habe ich das Land der Kirche betreten, das Land dieses Staates, welches so oft als das Asyl der Unwissenheit und als der Sitz des Aberglaubens dargestellt wird. Ginge diese Darstellung von reisenden Christen aus, so würde mich das Loos menschlicher Dinge trauern machen, und ich müßte mir die Frage stellen, wie ein Volk in die Dunkelheit versinken konnte, in welchem so viele Wunder die geheiligte Flamme der von Gott eingegebenen Wissenschaft und die Liebe zur Wahrheit erhalten sollten: aber ich darf nicht unberührt lassen, daß reisende Philosophen diejenigen sind, die sich gefallen, den päpstlichen Staat mit so düstern Farben zu zeichnen, und ich verwahre mich gegen den beißenden Spott, der aus ihren Schilderungen verletzend hervortritt. Sind sie auch reich genug an hellem Geiste und hellem Blicke, um die Sache so aufzufassen, wie sie ist; sind sie auch als Schriftsteller anziehend genug, um den Leser zu fesseln, ohne die Wahrheit zu beeinträchtigen, so macht es ihnen doch Vergnügen, von dieser den Blick abzuwenden, sich selbst

zu täuschen, und solche Täuschung auf die Lesewelt übergehen zu lassen. Das ist Sektengeist.

»Immerhin eine Lüge — sagte eines ihrer Oberhäupter, immerhin eine Lüge: es bleibt doch etwas von ihr haften.

Es sind nicht die Erzeugnisse ihrer Menschenliebe: die sich in ihren Schriften über den Kirchenstaat mit ehrender Anerkennung ausgesprochen haben; der Fürst dieses Staates ist der Stellvertreter Christi, wie könnten sie dem Stellvertreter hold seyn, wenn sie für Christus selbst keine Liebe fühlen? — es ist nicht der Clerus, gegen welchen sie die Fehde führen, da die Religion für sie keinen Werth hat; es ist der Katholicismus, der in der Person des römischen Papstes zum Gegenstand ihrer Angriffe erkoren wird. — Wir jedoch, wollen uns dadurch nicht erbittern lassen, denn es giebt gewisse feindliche Angriffe, die so viel Werth haben, als seyen sie Lob und Huldigung.

Es könnte sich Ihnen, theuerer Freund, aus diesen Bemerkungen vielleicht die Vermuthung aufdringen, daß ich mich über die Sache der Gegner ausbreite, und von einem heiligen Eifer hingerissen, meiner Reisebeschreibung das Kleid einer langen Lobrede gebe. Fürchten Sie nichts. So sehr ich dem päpstlichen Stuhle anhänge, ja selbst für seinen Schutz das Blut meines Herzens ausströmen ließe, so vermag doch keine Macht der Erde, in mir das Gefühl und die Sprache der Wahrheit zu unterdrücken, um das mit der Lippe zu preisen, was mein Innerstes verwirft. Ich weiß recht wohl, daß Gott seiner Kirche die Unfehlbarkeit verheißen, sie aber nicht allen einzelnen Gliedern, aus denen dieselbe gebildet ist, verheißen hat. — Daher ist es kein Unrecht, sich über Mißbräuche und Mängel rügend auszusprechen; doch würde ich immer jene Schriftsteller verächtlich finden, die dadurch ihre Geistesgaben entweihen, daß sie über die Gesellschaft ein tödtendes Gift ausgießen, die verschiedene Klassen derselben verderben, junge Priester mit ihren Doctrinen anstecken, und endlich gegen Laster eifern, die nie bestanden hätten, wären nicht die verderb-

lichen Schriften dieser falschen Eiferer der Oeffentlichkeit übergeben worden.

Das Gefühl alles Guten, das in jedem Herzen wurzeln sollte, ist die Liebe des Nächsten; wir finden zwar nicht einen Menschen, der sich nicht des Mitgefühles an den Leiden seiner Brüder rühmt, aber dieses Mitgefühl ist nicht immer die Tochter der Wirklichkeit, es beschränkt sich so oft nur auf Worte, und hat diese Worte der Haß geboren, so können sie leicht zum Kriegsgeschrei werden.

In seinem Werke über die Angelegenheiten Roms breitet sich de la Mennais in einem Schwall von Worten des Mitleides über die Lage der armen Gefangenen aus, welche bewacht von päpstlichen Sbirren zwei zu zwei zusammen gekettet, ihm auf seiner Reise begegnet waren. Er will bemerkt haben, daß das Gesicht der meisten nicht das Gepräge des Verbrechens, sondern das der Leiden trägt, er erzählt, wie ihn alle umrungen, wie sie die Hand nach ihm ausgestreckt, und mit kläglicher Stimme um einige: **Bajochi per carità** *) gefleht haben. Diese Mittheilung erregte in mir das Verlangen, die Art der Behandlung, welcher man im Kirchenstaate die Gefangenen unterstellt, kennen zu lernen; die Gelegenheit dazu war die günstigste, weil gerade der Hafen von Civita-Vecchia ein sehr beträchtliches Bagno enthält. Ich besuchte es. Nur auf das, was ich mit eigenen Augen gesehen, auf eigne genaue Prüfung, auf die Einsicht der Register, und auf verschiedene Fragen, die ich selbst an die Gefangenen gestellt, gründet sich folgendes:

Die Galeerensclaven sind vollständig und gut bekleidet, und haben zwei complete Anzüge, sowohl für den Sommer als auch für den Winter. Als Verköstigung wird ihnen an Fleischtagen ein weißes Brod von 2 ½ Pfund, 6 Unzen Ochsen- oder 8 Unzen Schaffleisch, 16 Unzen Wein — beiläufig eine Flasche — nebst sehr nahrhafter, an Fleischtagen mit Speck, an Fasttagen mit Oel bereiteter Suppe gereicht. An

*) Kreuzer um Gotteswillen.

letztern Tagen erhalten sie statt Fleisch 5 Unzen Stockfisch, oder 3 gesottene Eier, oder 3 Unzen Käs; 9 Unzen Brod guten Salat, und eine ½ Bouteille Wein machen täglich das Nachtessen aus. Den Kranken widmet man besonders aufmerksame Pflege; ihre Suppe ist die kräftigste Fleischbrühe man giebt ihnen nur zartes Fleisch, und sie genießen jede, mögliche Erleichterung.

Mehrere Hunderte von Galeerensclaven werden in einer, dem Bagno nahe gelegenen Baumwollen-Fabrik beschäftigt; andere arbeiten in den Salinen, wieder andere werden bei der Verfertigung der für Rechnung der Regierung unternommenen hydraulischen Maschinen verwendet. Ihr Taglohn beträgt 8 bis 12 Sous, und das Gouvernement gewährt ihnen überdieß einen Nachlaß an ihrer durch den Gerichtshof ausgesprochenen Strafzeit, so daß ihnen jedes Jahr für 16 Monate angerechnet wird. Es giebt auch einige Galeerensclaven, welche auf ihrem Handwerk arbeiten, man sieht unter ihnen Schneider, Schuhmacher in voller Thätigkeit; selbst Privatleute nehmen keinen Anstand, sie bei Ausladung ihrer Schiffe oder andern Arbeiten zu verwenden, wozu man nur vertraute Leute anstellt.

Was die Galeerensclaven auf diese Art durch Arbeit erwerben, wird in drei gleiche Theile getheilt; der erste fällt dem Gouvernement zu, über die Verwendung des zweiten dürfen sie verfügen, und der dritte, wird in einer eigenen Kasse bewahrt, und ihnen nach abgelaufener Strafzeit bei ihrem Austritte aus den Bagno eingehändigt; eine sehr weise Verfügung des Gouvernements, wodurch für ihre Zukunft gesorgt wird, damit sie sich nicht am Tage ihrer Entlassung hilflos und zur Begehung neuer Verbrechen gezwungen finden.

Die Verwaltung des Bagno beschränkt ihre liebevolle Sorge nicht blos auf die zeitlichen Bedürfnisse der Gefangenen, sondern dieselbe erstreckt sich auch auf die ihrer Seele. Im Bagno sind fünf Kapuzinermönche, die sich der Seelsorge widmen und durch ihren rastlosen Eifer schon Viele dieser Verbrecher in den Schoos der Tugend zurückgeführt haben.

Sie werden mir zugestehen, mein Freund! daß an keinem Orte der Welt die Menschlichkeit gegen Verurtheile in solchem Umfange ausgeübt wird, als wie im Sclavenzwinger von Civita-Vecchia. Meiner Ansicht nach überschreitet sie selbst ihre Grenzen; denn solche Nachsicht und Milde, wie sie sich hier bethätiget, flößt nicht mehr jene heilsame Furcht ein, die allein im Stande ist, jene Elenden von Verbrechen abzuhalten, die ohne geistige Gaben, ohne Arbeitsliebe, für den Werth der Ehre und der Freiheit kein Gefühl haben. Das, was ich hier gesagt, bestätigt sich durch folgendes Beispiel: Vor einigen Monaten wurde einem Galeerensclaven angekündigt, daß die Zeit seiner Haft sich ihrem Ende nahe und er sich zum Austritt aus dem Bagno bereit zu halten habe. Namenlos war sein Erschrecken, seine Verzweiflung. Bittschrift auf Bittschrift ließ er an den heiligen Vater abgehen, um die Vergünstigung zu erhalten, sein Leben im Bagno hinbringen zu dürfen. Ob diese charakteristische Bitte Gewährung finden wird, kann ich nicht sagen; bisher ist noch keine Entschließung von Rom eingelaufen.

Im Jahre 1823 war der ganze Kirchenstaat durch eine Bande von Räubern und Mördern, deren Hauptmann Gasparone hieß, beunruhigt und gefährdet. Der Stiefbruder des Hauptmanns, ein wilder Bursche, der Henker der Bande, war das Ungeheuer, das allenthalben Furcht und Schrecken verbreitete. In der Tiefe der Wälder oder in Felsenklüften hatte Gasparone seine geheimen Schlupfwinkel, aus diesen hervor eilte er von einem Punkte zum andern mit unbegreiflicher Schnelligkeit; er war überall und nirgends. Der Staat hatte einen starken Preis auf sein Haupt gesetzt, um seiner, todt oder lebendig, habhaft zu werden, man ließ selbst Militär gegen ihn ausrücken, aber vergebens, man konnte sich seiner nicht bemächtigen. Niemand hatte Muth genug, diesem Furchtbaren feindlich entgegen zu treten, denn Gasparone hatte überall seine Spione — und wehe demjenigen, der ihm verdächtig erschienen wäre. — Rasch und schauderhaft, oft wider den Willen des.

Hauptmanns vollbracht, waren die Grausamkeiten der Rachsucht, die dessen Stiefbruder ausübte. Die Grausamkeit dieses Henkers glich der des Tigers, und er mordete oft, um nur die teuflische Lust zu haben, Blut zu sehen. Eines Tages wurde in einem Dorfe eine Hochzeit gefeiert; beide Familien saßen zusammen an einer Tafel und überließen sich der Freude. Da hören sie plötzlich ein Geschrei und im nämlichen Augenblicke umringte die Bande das hochzeitliche Haus; Gasparone, an der Spitze seiner Gesellen, stürzt herein; der Kampf bricht los, Ströme Blutes fließen, und mit gewaltiger Faust reißt der Henker der Bande die Neuvermählte aus dem Kreis der Ihrigen an sich und schleppt sie in seine Felsenkluft, den Eltern die Kunde zurücklassend, daß nur ein Lösegeld von 2000 Thalern ihnen die Tochter zurück bringe. Diese für Landleute so bedeutende Summe wird mit Mühe aufgebracht, und man beeilt sich, sie dem Räuber zu überliefern. Seine Rechte faßt nach dem Gelde und seine Linke schleudert dem Ueberbringer einen Sack zu; in ihm lag — der blutige Kopf der Neuvermählten.

Noch viele solcher Schauderthaten könnte ich Ihnen erzählen, aber ich eile darüber hinweg, um Sie mit einer Thatsache bekannt zu machen, die mir eben so ungeheuer als jene Verbrechen erscheint. Gasparones Stiefbruder, unter dessen Dolche mehr als hundert Unglückliche ihr Leben ausgeröchelt haben, und dem es eine Wollust war, die Opfer seiner Blutgierde auf das Grausamste zu peinigen, dieser bluttriefende Wütherich, mordete nie an einem Samstage, und, viel gesagt, fastete zur Ehre der heiligen Jungfrau diesen ganzen Tag hindurch. — Hier entsinkt meiner Hand, die Feder: etwas Aehnliches hat man, seitdem die Welt steht, nicht erlebt.

Gott erbarmte sich endlich des mit Angst und Schrecken erfüllten Landes. Von allen Seiten eingeschlossen, durch ansehnlichen Verlust ihrer Mitglieder verringert, sah sich die Bande zur Unterhandlung gezwungen und ergab sich unter der Bedingung, das Leben geschenkt zu erhalten. Jener Wütherich,

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

des Hauptmann Stiefbruder, ist bereits todt, Gasparone aber schleppt sich noch heutigen Tages mit einigen seiner Raubgesellen in den Ketten des Bagno von Civita-Vecchia. Ich trug Verlangen, ihn zu sehen; und mit einem Gefühle von Schauder, für das ich keine Sprache habe näherte ich mich seinem Kerker. Ich dachte mir einen solchen Räuber, das Auge voll Feuer, stolzen Ganges, mit drohender Geberde, das Haar tief schwarz und wild verwachsen, mit einem Worte, — so wie uns der Roman den Raubmörder zeichnet — daherschreiten zu sehen; aber wie groß war mein Erstaunen, als ich, die Augen auf die Kerker-Thüre geheftet, aus der er herauskommen sollte, einen Mann erscheinen sah von 60 — 65 Jahren, hoch gewachsen, mit scheuem Blicke und unsicherem Gange; Jacke und Beinkleid waren kurz, die Strümpfe von grobem Zeuge, und die graue Mütze lief, wie ein Zuckerhut in eine Spitze aus; in aller Ruhe strickte er an einem Strumpfe. — Das war dieser Gasparone, noch in jüngster Zeit Italiens Schrecken. —

Man erzählte mir, er habe einst einem österreichischen Officier das Leben gerettet; diese Sage gab mir einen schicklichen Vorwand, ihm ein Almosen zu reichen; aber ich enteilte schnell seiner Nähe, denn es widerte mich an, mit einem Gasparone die nämliche Luft einzuathmen. —

Leben Sie wohl, mein theuerer Freund.

Achter Brief.

Rom den 10. Jänner 1838.

In einer mit drei flüchtigen Pferden bespannten Postkutsche fuhr ich Morgens sehr frühe von Civita-Vecchia ab, welches ungefähr 48 Meilen von Rom entfernt ist. Es war ziemlich kalt. Einige Meilen hindurch hatte ich zu meiner Rechten das Meer, zu meiner Linken eine wüste Steppe. Die sehr schöne Straße, diese alte: via Aurelia, wurde 1565 un-

ter Pius IV. in guten Stand gesetzt. Monteroni, wo die Pferde gewechselt wurden, ist nichts als eine Art von Scheune, und diese Scheune ist der Gasthof, oder wenn Sie lieber wollen, das Caffee=Haus. Man both mir ein Frühstück an, aber ich schlug es aus, weil mich das lebhafte Zureden meines Postillons, der gleich von einer Menge seiner Kameraden umringt wurde, zu der zwar nicht sehr arglosen Vermuthung führte, das ich das Vergnügen haben dürfte, für ihn und alle diese Herren da, denen der Hunger aus den Augen sah, das Frühstück zu bezahlen. Der Gastwirth, ebenfalls in Betreff des Frühstücks betheiligt, hielt sich, die Mütze in der Hand, sehr respektvoll in einer gewissen Entfernung, zwar schweigend, aber sein Schweigen war sehr beredt; da er sich jedoch sehr bald überzeugte, daß ich in diesem Punkt unerbittlich sey, warf er die Mütze auf den Kopf und schob sich brummend davon. —

Noch 12 Stunden von Rom entfernt, sah ich schon die Spitze des Kreuzes auf der Kuppel der St. Peterskirche, und bald die Kuppel selbst majestätisch zum Himmel emporragen. Von welcher Seite immerhin man sich Rom nähert, hat man vor Allem den Anblick dieser Kuppel, welche wie die Thürme von Notre=Dame in Paris alle anderen Gebäude beherrscht, und der Eindruck, den sie macht, ist viel großartiger als jener, indem sie die Thürme von Notre Dame um 33 Klafter an Höhe übertrifft.

Ich glaube nicht, daß wohl jemals ein Reisender sich Rom genähert hat, ohne sein Innerstes von lebhaften Empfindungen bewegt zu fühlen. Man müßte der gemeinsten Rohheit angehören, man müßte den Anfangsgründen der Religion und den ersten Prinzipien der Literatur ganz entfremdet seyn, könnte man hier mit kaltem Geblüte an den Aschenkrügen der ersten Märtyrer, an der Wiege von Männern vorübergehen, deren Tugenden uns nach so vielen Jahrhunderten mit Bewunderung erfüllen, und deren Schriften der ernste Gegenstand unserer Studien sind. Die Eindrücke des Anblickes dieser Orte hängen von der Lebhaftigkeit unsers Glaubens, von dem Umfange unserer

Erkenntniß ab, und ihre Verschiedenheit geht entweder aus den Beweggründen, die uns nach Rom führen, oder aus der Stimmung, in welcher wir diese Stellen besuchen, hervor. Sie theurer Freund, wissen, wie mich einst bei meiner Annäherung an Jerusalem eine gewisse Empfindung des Schreckens erfüllte: Alles, auch der geringste Gegenstand erweckte in meiner tief betrübten Seele, die Erinnerungen an die Leiden und den Tod meines Erlösers. Mit solchen Empfindungen betrat ich jene Stadt, auf welcher die Verwünschung lastet, sah nichts als die Werkzeuge seiner Marter, die Dornenkrone, die Nägel, das Kreuz, die Schädelstätte, wo der Heiligste sein Leben ausgehaucht, und die Grabeshöhle in welche sein Leichnam versenkt worden. Mit ganz entgegengesetzten Empfindungen schritt ich Bethlehem zu, es war mir, als hörte ich die Friedensstimme eines Engels, der mir wie einst den Hirten, die schönen Worte zurief: »Fürchte dich nicht!« — Wie in die Herzen jener Hirten, so ergoß sich nun in das meinige, ein Strom von heiliger Wonne, welcher noch lebendiger aufwogte als ich die heilige Grotte betrat, als ich die geheiligte Stätte, sah, wo mein Erlöser das Licht des Lebens erblickte, wo ihn die Hirten in Anbetung umgaben, wo ihn Maria am nährenden Busen wiegte, und an ihrem Herzen erwärmte.

Darf ich urtheilen nach den Gefühlen, die in Jerusalem und Bethlehem meine Seele bewegten, so sage ich, daß beide Städte auf den Christen tiefe, heftige Eindrücke machen, und diese, nur ein Gefühl, nur einen Gedanken in ihm erzeugen. Nicht so verhält es sich mit Rom. Kommen wir an bei dieser Königin der Welt, so werden wir zu gleicher Zeit von unzähligen Empfindungen und Gedanken befallen; unsere Erinnerungen werden wach; die Jahrhunderte auf welche wir zurück blicken, die Revolutionen, welche sich einander anreihen, theilen sich in unsere Seele, und bringen alle ihre Kräfte in Bewegung. In der That! Welche Stadt gleich ihr, kann so viele große Männer aufweisen! Welcher Boden wurde von so vielen Blutströmen getränkt, welches Land wie Rom von

so vielen Unfällen heimgesucht, und durch so viele Tugenden geheiliget!

Ich war noch in der Blüthe des Jugendalters, als ich das erstemal nach Rom kam. Von leidenschaftlicher Bewunderung für große Waffenthaten und die klassische Literatur hingerissen, konnte ich nicht schnell genug das Capitol ersteigen, worin die Szipione, die Cäsare gewandelt waren. Vom Capitol stieg ich nieder zu jenem Forum, wo Ciceros donnernde Rede gegen Catilina erscholl, wo sein Patriotismus ihn würdig gemacht, der Vater des Vaterlandes genannt zu werden; vom Forum flog ich nach dem Pantheon, dem Coliseum, zum Triumphbogen des Titus; und dann wollte ich den Apollo von Belvedere, den Laokoon und die andern Meisterwerke bewundern, welche der Zahn der Zeit und das Beil der Barbarei unverletzt gelassen. Vor diesen Denkmälern, vor diesen Meisterwerken thaten sich die Annalen Roms meinem Auge auf; es war mir, als bewege ich mich in einem Kreise des Schönsten und Erhabensten, was Rom je zu Tage gebracht. So tiefen Eindruck dieses Alles auf mich machte, so war er doch nur vorübergehend, weil er mehr auf meinen Geist, als auf mein Herz einwirkte. Jetzt, wo vorgerücktes Alter und ernstes Nachdenken meine Einbildungskraft gelähmt, und meinen Glauben lebendiger gemacht haben, hat auch das alte Rom weniger Reiz für mich. — Mit dem Gedanken, daß jenes Rom Nationen unter das Joch seiner Herrschaft gebeugt, vereint sich zu gleicher Zeit die Vorstellung, daß es sich auch ihre Irrthümer angeeignet, daß es der Schoos des Götzendienstes war, und die Weltherrschaft, nach der es rang, und welche ihm die Trugworte der cumanischen Sybilla verhießen, nur zu Gunsten des Christenthums erhalten, dadurch zum heiligsten Tempel der Wahrheit geworden, nur mehr nach dem Besitze der Seelen gestrebt, und keine andere Waffen mehr gekannt hat, als das Licht des Evangeliums und die Macht des Kreuzes, die der Unglaube Thorheit nennt. Das ist die Hauptstadt des Christenthums, in der ich nun umherwandle, das sind die re-

ligiösen Denkmale, nach deren Bekanntschaft ich so innig strebe, das sind die Gegenstände der Frömmigkeit, an die ich mich zuerst feßle. Glauben Sie ja nicht, lieber Carl! daß der Indifferentismus unserer Zeit in allen Herzen das Gefühl für solch erhabene Gegenstände erkaltet habe; wie gerecht auch immer die Vorwürfe seyn mögen, die man unserem Jahrhunderte macht, wie heftig auch immer das Geschrei der Ketzer erschalle, so wallet doch alltäglich eine zahlreiche Schaar frommer Pilger durch Roms Thore, um am Grabe der Apostel zu bethen, dem päpstlichen Stuhle ihre Verehrung darzubringen, und den Segen des Stellvertreters Jesu Christi zu erflehen.

Nach dieser Mittheilung, werden Sie, lieber Carl! von jetzt an nicht mehr eine geregelte Folge meiner Briefe fordern: Erfüllung religiöser Pflichten, Besuche, die der Anstand gebietet, und eine Menge von Geschäften, werden mich hindern, in meiner Correspondenz die nämliche Ordnung zu beobachten, die Sie in so manchen Reisebeschreibungen finden.

Auch gehöre ich nicht zur Zahl derjenigen, die nur nach Rom kommen, um Gebäude, Denkmäler und Kunstwerke zu besehen, die mit dem »Wegweiser für Fremde« in der Hand, einen Cicerone zur Seite, am Morgen ihre Wohnung verlassen und Abends die Ausbeute ihrer Wanderungen methodisch reihen und niederschreiben. Nicht die Absicht, Ihnen ein Gemälde dieser Stadt, deren wir bereits eine Unzahl haben, zu überliefern, hat mich zur Reise von La Trappe nach Rom bestimmt; übrigens werde ich doch einige Zeichnungen geben, weil ich nun einmal die Reise unternommen habe, und weil ich nun einmal hier bin. Auf diese Art werden Sie nichts vermissen, wenn es Ihnen nur nicht an Geduld gebricht, und wenn Sie nachsichtig genug seyn wollen, mir einige Abweichungen, einige eigenthümliche Ideen zu erlauben, in welchen Sie das Bild meines Charakters erkennen werden. Ihre Freundschaft berechtigt mich zu dieser Erwartung.

Neunter Brief.

Rom, 22 Januar 1838.

Mein Wagen rollte durch das Thor Cavalligiera in die Stadt hinein. Ich hatte unter meinen Freunden einen Prälaten angegangen, mir eine Wohnung in einem Kloster zu besorgen; aber meinen Wünschen konnte vor der Hand nicht entsprochen werden; ich mußte daher in einem Gasthofe absteigen und noch die weltlichen Kleider beibehalten, die ich so ungerne trug. Nur die nöthigsten Augenblicke in meinem Gemache verweilend, eilte ich nach der St. Peterskirche. Niedergesunken am Grabe der Apostelfürsten, welches Tag und Nacht ein Lichtmeer von hundert Lampen umstrahlet, dankte ich Gott für meine glückliche Ankunft und den Schutz, den er mir auf meiner Reise gespendet, und flehte zu den heiligen Peter und Paul, während der Dauer meines Aufenthaltes zu Rom alle meine Schritte zu leiten, auf daß ich wandle zu Gottes Ehre und Wohlgefallen. Und zu Gott bethete ich für mein Vaterland, und für alle Menschen, die meinem Herzen theuer sind, also auch für Sie, mein guter Carl!

Meine Reisen hatten mich durch weite Räume geführt, und mein Auge das Erhabenste und Schönste gesehen, was Natur oder Kunst geschaffen; aber namenlos war die Bewunderung, von der ich bei meinem Eintritte in diese Kirche erfüllt wurde, die an Schönheit und Umfang alle Gotteshäuser der Welt übertrifft. Sobald ich mein Gebet beendigt, verließ ich die Kirche, da ich dießmal nicht gekommen war ihre Schönheiten zu betrachten, aber oft werde ich wieder dahin gehen, denn dieser Tempel des Herrn erregt bei jedem Besuche neue Bewunderung, und ich werde nicht unterlassen, Ihnen darüber einige Mittheilungen zu machen.

Wer kennt nicht die Entstehung dieser Stadt? — Rom, so bewunderungswürdig einst unter seinen Kaisern und Consuln, so bedeutungsvoll jetzt als Hauptstadt des Kirchenstaats,

wurde 753 Jahre v. Christi Geburt von Romulus gegründet, unter Servius Tullius vergrößert, durch die Gallier verwüstet, bald hierauf auf Betreibung des Camillus wiederhergestellt, und in der Folge durch Augustus verschönert, der sich auf seinem Todbette rühmte, daß er die Stadt, die er beim Antritt seiner Regierung von Backsteinen aufgeführt gefunden hatte, ganz in Marmor hinterlasse. Unter Nero wurde Rom den Flammen Preis gegeben, und beinahe ganz in Asche gelegt; man beschuldigt diesen Kaiser, er selbst sei der Veranlasser jener Feuersbrunst gewesen, um sich ein anschauliches Bild vom Brande Trojas zu schaffen. Sei es auch wie immer, er wollte sich der Trümmer seines Vaterlandes bedienen, um seine Herrlichkeit darzuthun; auf seine Unköften ließ er einige Palläste, einige Säulengänge aufführen, und die Stadt Rom ward wieder erbauet. Seit jener Zeit wurde sie in sieben verschiedenen Zeiträumen vom Feinde genommen und geplündert.

Von Mauern umschlossen, und durch Thürme befestigt, hat Rom gegenwärtg einen Umfang von ungefähr 16 römischen Meilen (mehr als 23,800 französische Meter) und zählt in dieser weiten Ausdehnung 160,000 Einwohner.

Einige Schriftsteller behaupten, daß Rom, vor dem Untergang seiner Weltherrschaft, einen Umkreis von 50 Meilen und eine Bevölkerung von mehreren Millionen gehabt haben soll. Man kann wohl annehmen, daß diese Berechnung auf einer starken Uebertreibung beruht, und Alles, was wir daraus schließen können, ist die Vermuthung, daß Roms Umgebungen sehr bevölkert waren. Man darf darüber nicht staunen, wenn man erwägt, wie sehr die großen Städte Alles an sich ziehen. Nun aber sind in dem neuen Italien Städte entstanden, die das alte nicht kannte, oder die nie von einiger Bedeutung waren, daher thaten die Bewohner, über deren Verminderung man so sehr trauert, nichts anders, als daß sie aus dem nemlichen Erdstriche sich ausbreiteten, sich, so zu sagen, ausstreuten, um alle Ländereien urbar zu machen, und dem Handel und

der Betriebsamkeit einen größern Wirkungskreis nach Aussen zu geben. Hat sich auch Roms Bevölkerung sehr vermindert, so glänzt sie doch immerhin als Hauptstadt der gesammten Christenheit der Welt, und ihre Kirchen, Palläste, Straßen, Springbrunnen, dann, die Reste ihres ehemaligen Glanzes: ihre Ehrenpforten, Tempel, Obeliske, Statuen, Amphitheater, ihre Bäder und Wasserleitungen reißen den Bewunderer, zum Aufruf hin: »Es ist nur Ein Rom!" —

Die Tiber, welche Rom in zwei Theile theilt, dankt ihren Ruhm nur den römischen Dichtern; sie ist an sich ein unbedeutender Fluß, der sich so zu sagen kaum zu zeigen wagt, und in einem engen Bette sich fortbewegt; sein Gestade hat keine Quais, keine Anfurten, er ist ein gelbschlammiges, stinkende Dünste aushauchendes Wasser, und die Fische, die er ernährt, sind ungesund und von schlechtem Geschmack. Aus zwei Mündungen sich in das mittelländische Meer ergießend, behält der eine Arm, der früher der einzige war, den Namen der Tiber; und wie Ostia am östlichen Ufer dieses Armes, einst eine berühmte, jetzt beinahe ganz verfallene Stadt, gleichsam die Pforte war, durch welche sich die Tiber in das Meer ergießt, so war es auch die Einlaßpforte für die Waaren, welche Rom zu seiner Consumtion gebrauchte.

Nach Verlauf einiger Tage war ich so glücklich ein Kloster zu finden, worin mir der Ordens-General selbst eine Wohnung bewilligte. Dieß war ja mein sehnlichster Wunsch, daher Sie Sich auch meine Freude über dessen Erreichung denken können. Nun wohne ich also in dem Kloster St. Magdalena, in welchem, an der Stelle der früher darin lebenden Nonnen, jetzt Mönche ihren Aufenthalt haben, die den gewöhnlichen drei Klostergelübden noch jenes der Pflege der Kranken, und namentlich der Pestkranken beifügen. Rastlos in Erfüllung dieses vierten Gelübdes, eilen sie jede Stunde des Tages, oder der Nacht an das Krankenlager, und setzen ihr Leben ein, um das ihrer Brüder zu erhalten. Der heilige Camillus von Lellis, ein wahrer Apostel der Nächstenliebe,

ein zweiter Vinzenz von Paula, ist ihr Stifter. Ihre Kleidung, in einem Oberkleide und Mantel von schwarzem Tuche bestehend, ein großes Kreuz von rother Farbe auf der Brust, hat wirklich etwas Schönes. Das Klostergebäude mit seinen vortrefflichen Kreuzgängen, und seinen prachtvollen Treppen ist von weitem Umfange. Die Kirche eine Schöpfung des verflossenen Jahrhunderts, ist nicht sehr groß aber schön, sie ist mit Marmor bedeckt und mit Basrelifs geschmückt, nur möchte eine Verschwendung von Verzierungen zu tadeln seyn. Ihre Orgel, deren Töne für mich so viel reizendes haben, gilt mit Recht als die beste von ganz Rom. Nicht für Jedermann steht die Klosterpforte offen; ein eigener Frater hat sie zu bewachen, und schon zu guter Tagszeit zu verschliessen. Strenge Beobachtung der Ordenspflichten waltet im Innern dieses Klosters, daher auch der Geist einer heiligen Würde darin weht. Mit diesen so werthvollen Vorzügen vereint sich für mich das Angenehme, zwei Zellen zu besitzen, von denen ich ebenen Fußes die Emporkirche betreten kann. Aus den Fenstern meiner Zellen blicke ich auf einen raumvollen einsam gelegenen Hof, dessen Stille nur das Geräusche eines Springbrunnens und die Pendelschläge der Thurmuhr unterbrechen. Diesem Geräusche des stürzenden Wassers, diesen eintönigen Schwingungen des Pendels verdanke ich so manche heilsame Betrachtung; der Springbrunnen gibt mir ein Bild von der Eitelkeit jener Menschen, die durch Gunst erhoben, einen Augenblick auf ihrem Glanzpunkte schweben, durch sich selbst ihrer Höhe entsinken, und im verschlingenden Strome des Menschengewühles untergehen; aus den Pendelschlägen ruft mir eine Stimme zu, wohl zu erwägen den Werth dieser Spanne Zeit, die mir verliehen ist, auf daß ich mich zur Reise in jenes Land bereite, welches ich vielleicht nicht immer genug im Auge habe.

Aufgenommen in diese klösterlichen Hallen, vertauschte ich meinen weltlichen Anzug mit dem Ordenskleide, und trat meine Besuche an. Der erste führte mich zu Sr. Eminenz

dem Kardinal von Gregorio, meinem einstigen Leidensgefährten im Gefängnißthurme von Vincennes. Kein Wort vermag die Freude auszudrücken, welche wir beide beim Wiedersehen empfanden; er drückte mich an seine Brust, und gab mir die rührendsten Beweise seiner Freundschaft. Vier und zwanzig Jahre hatten wir uns nicht gesehen. War auch sein Haar von der Zeit gebleicht, so fand ich ihn doch fast gar nicht weiter verändert; es war noch die nämliche Lebhaftigkeit, die nämliche Herzensgüte, die nämliche edle Haltung, der heitere Sinn, die diesem Manne im Kerker und unter den Riegeln der Polizei eine solche Auszeichnung gaben. — Ganz Rom hegt für diesen Kardinal die ausgezeichnetste Hochachtung; Liebe und Verehrung begleiten einen jeden seiner Schritte.

Aus dem Pallaste Gregorios eilte ich zum Kardinal Lambruschini, der lange Zeit die Würde eines Nuntius in Frankreich bekleidete, und gegenwärtig Staatssecretair der auswärtigen Angelegenheiten ist. Es war einer meiner sehnlichsten Wünsche, diesen weltberühmten Mann kennen zu lernen, der, ein ausgezeichneter Diplomat, mit glänzenden Talenten die feinste Klugheit, da wo es nöthig ist, den festesten Muth und eine tiefe Menschen- und Sachkenntniß in sich vereinigt. Bei dem anziehendsten Benehmen, im Besitze eines geistreichen Auges und die französische Sprache mit Anmuth und Leichtigkeit sprechend, ist Lambruschini ein höchst liebenswürdiger Mann, dessen Gesundheit aber leider sehr gelitten hat; sein Hintritt wäre für den päpstlichen Stuhl ein wahrer Unglücksfall, und sein Verlust schmerzlich zu bedauern.

Nachdem der heilige Vater den Tag bestimmt hatte, an dem mir das Glück eines Empfanges zu Theil werden sollte, fuhr ich in Begleitung des Monsignor Viale, Employé bei der Kanzlei der auswärtigen Angelegenheiten, in der Equipage des Kardinals Lambruschini nach dem Vatikan. — Monsignor Viale hatte sich in der Schweiz, wo er lange Zeit der Nunciatur beigegeben war, durch geistige Vorzüge und Redlichkeit einen großen Ruf begründet, und ward kurz zuvor

zum Inter-Nuntius in Bayern ernannt. Im Vatikan abgestiegen, schritten wir durch den Saal der Garden, der Thürhüter und Schweizer in einen Salon, wo sich — es war gerade Rathssitzung — mehrere Ordensgenerale, Prälaten, Kardinäle u. s. w. versammelt hatten. Einige dieser Letzteren, unter ihnen Gregorio, Odescalchi, Sala, Polidori ꝛc. thaten mir die Ehre an, mich in ihre Unterhaltung zu ziehen.

In hohem Grade majestätisch und Ehrfurcht gebietend ist das Erscheinen des heiligen Vaters. Die Ehrenkämmerlinge und die Geheimen-Kämmerlinge vom Sammetkäppchen, oder vom Degen, die nebst den Kammerherrn-Schlüsseln ein schwarzes kurzes Amtskleid, ein goldenes Halsgehänge und einen mit weißen Federn geschmückten Hut tragen; die Nobelgarde und mehrere Prälaten vom Dienste bilden die Umgebung und das Gefolge des Papstes. Als Kammermeister, — diese Stelle führt zur Kardinalwürde — dessen Obliegenheit es ist stets zur Verwaltung seines Amtes in der Nähe Sr. Heiligkeit zu seyn, fungirte Monsignor Massimo, ein sehr leutseliger und sehr unterrichteter Prälat aus einer der ältesten Familien Roms, der Sohn einer Prinzessin von Sachsen, welche an der Cholera starb.

Ich wurde Sr. Heiligkeit vorgestellt, welche mich mit wahrhaft väterlicher Güte aufnahm, mich niedersitzen hieß und mir eine drei Viertelstunden dauernde Unterredung vergönnte. Als ich mich empfahl, ward mir die Gnade zu Theil, von Sr. Heiligkeit zu einem öfteren Besuche eingeladen zu werden. »Oft, recht oft!« das waren die Worte des heiligen Vaters, die noch immer in meinem Herzen mit dem schönsten Nachklange ertönen.

Papst Gregor XVI., 73 Jahre alt, aber mit dem Aussehen eines angehenden Sechzigers, genießt eine sehr kräftige Gesundheit, die, zum Heil der Kirche, ihm noch eine lange Reihe von Lebensjahren verspricht. Ueber alle Beschreibung anmuthig, besitzt er eine Sanftmuth — ich wage selbst zu sagen, einen Frohsinn, welcher das Gefühl ehrfurchtsvoller

Scheue mildert, die durch den Anblick des Nachfolgers des heiligen Petrus, des Stellvertreters Jesu Christi auf Erden in jedem Gläubigen erzeugt wird. Ein gründlicher Theologe, ein ausgezeichneter Gelehrter und ein Mann von Geschmack, sorgt er mit Liebe und Umsicht für das Blühen der Religion der Wissenschaften und der Künste. Dem Christen ein Vater, dem Künstler ein Gönner, flößte seine Weltklugheit und Charakterstärke in den schwierigsten Stellungen Bewunderung ein. Vorzüge, die dem Anscheine nach einander entgegen gesetzt sind, liegen so sehr in seiner Natur vereinigt, daß er sich ohne allen Stolz von einem zum andern bewegt; hier tändelt er mit einem Kinde und eilt von ihm, wenn die Umstände es gebieten, um vor einen Attila zu treten.

Gregor XVI., vor seiner Thronbesteigung im Orden der Camaldulenser, beobachtet noch immer einen Theil ihrer strengen Regel. Dieser Mann, dessen erhabene Schläfe die dreifache Krone umschließt und dessen Macht sich über alle Nationen erstreckt, schläft an der Seite eines prachtvoll aufgepfühlten Bettes, auf einem ärmlichen Strohlager. Seine Lebensweise ist die eines unbemittelten Edelmannes. Man erzählt sich, daß Gregor nach seiner Erwählung zum Papst dem Pallastmeister auf die Frage: »Wie nun die Tafel bestellt werden solle« die lakonische Antwort gegeben habe: »Glaubst Du, daß jetzt mein Magen anders sey?« — Eine seiner Verwandten, gerade im Begriffe, ihre Tochter zu verheirathen, wäre so gerne nach Rom gegangen, um den Papst zu bitten, die Einsegnung ihrer Tochter vorzunehmen. »Es genügt dazu ihr Pfarrer« war seine Antwort. —

Die Stelle eines Großmeisters des Maltheser-Ordens, welche 5000 römische Thaler trägt, war unbesetzt und eine eigene Deputation erschien vor Gregor, mit der Bitte, ihm diese Stelle für seinen Neffen anbieten zu dürfen. — »Ich nehme dieses Anerbieten mit Vergnügen an — erklärte der Papst den Abgesandten, aber für den Kardinal Odescalchi.« — Statt seine Anverwandten zu bereichern, thut Gregor vielleicht

zu wenig für sie, und doch hat er sich durch die Ergießungen seiner Wohlthätigkeit einen unvergänglichen Ruf erworben; aber seine Familie ist das Volk, seine Kinder sind die Armen und seine Brüder die Christen. Das Wenige, was er vom Staate bezieht, gelangt nie bis zur Tiefe seiner Börse, denn schon früher hat es sein wohlthätiger Sinn unter die Armen vertheilt.

Erhab'ner Pontifex, du Stütze und Trost der Armen!
Der Engel Gottes hüte deine weißen Haare,
Zu seinem Lob verläng're Gott Dir deine Jahre!

Am Schluße dieses Briefes kommt mir der Gedanke, daß Ihnen theuerer Freund, einige Details über die Kleidung des Papstes, über seinen Hof und seine Macht willkommen seyn werden. Es soll davon im nächsten Briefe die Sprache seyn.

Zehnter Brief.

Rom 30. Jänner 1838.

Im Innern seines Pallastes ist der Papst mit einem Talar von weißem Tuche und einem Chorhemd von feiner Leinwand bekleidet. Ueber seinen Schultern trägt er ein rothsammtnes, mit Hermelin besetztes Mozett, eine Art Kappe, und sein Haupt bedeckt eine geräumige, die Ohren verhüllende Calotte, Camauro genannt, die ebenfalls von rothem Sammt, im Winter einen Besatz von Hermelin hat, wie das Mozett, das während des Sommers aus Carmoisinfarbenem gewässerten Mohr besteht. Die, nach der Jahreszeit abwechselnden Schuhe von rothem Tuch mit Goldstickerei, oder von Maroquin, haben in der Mitte ein gesticktes Kreuz. Die Farbe und der Schnitt der gewöhnlichen Kleidung bleibt sich immer gleich, nur während der Dauer des Advents, der 40tägigen Fasten oder an den Fasttagen trägt der Papst einen Talar von weißem Wollenzeug; auch vom Samstage vor der heiligen Woche bis zum folgenden, sind Mozett und

Camauro von weißem Damast; verläßt er aber seinen Pallast, dann trägt er noch die Stole um den Hals.

Von seiner Pontifikal-Kleidung giebt es zwei Arten, eine für Verrichtung des Meßopfers, die andere zur Erscheinung bei öffentlichen Ceremonien.

Wenn der Papst die Messe liest, wird er bekleidet mit dem Talar, den Sandalen, dem Chorrock, Amict, Chorhemd, mit einem goldgestickten Seidengürtel, dem Pectoral, der Stole, Manipel, mit zwei Tuniken, dem Meßgewand, dem Pallium, der Inful und den Handschuhen, die in der Mitte mit einem gestickten Kreuze geziert sind. Die Farbe dieser aus Silber- oder Goldstoffen bestehenden Ornamente wird durch die Zeiten der Kirchenfeier bestimmt. Beim Messe lesen ist der Papst jederzeit mit Inful und Chormantel angethan, ausgenommen in der Nacht des Christfestes, wo er einen Mantel mit einer Capuze, und in der Charwoche, wo er einen Tuchmantel trägt. — Unter der Inful trägt er immer eine weiße Calotte.

Bei jeder Versammlung des Papstes mit den Cardinälen (Consistorium) ist er wie gewöhnlich gekleidet, doch bei der ersten, die nach seiner Erwählung gehalten wird, und worin er dem geheiligten Kollegium seinen Dank für die getroffene Wahl abstattet, erscheint er im Chor-Mantel und mit der Inful. Hier darf nicht unbemerkt bleiben, daß bei jeder Gelegenheit, wo sein Haupt mit der Inful geschmückt ist, die Kardinäle und zwar zuerst die Kardinal-Diacone, hierauf die Kardinal-Priester, endlich die Kardinal-Bischöfe paarweise dem Papste voranschreiten; begiebt er sich aber zum Consistorium, wo er weder die Inful noch die Tiare trägt, so schreitet er voraus, und die Kardinäle folgen ihm und zwar in umgekehrter Ordnung, indem die Kardinal-Bischöfe den Kardinal-Priestern und diese den Kardinal-Diaconen vorangehen.

Der Etat des päpstlichen Hauses erfüllt, in Beziehung auf Prunk, alle Bedingungen, die der Rang, welchen der heilige Vater in den Reihen der Souveraine behauptet, in An-

spruch zu nehmen hat. Seine Würde als das von allen katholischen Völkern anerkannte Oberhaupt der Kirche verkündigt sich durch die Umgebung von Kardinälen, Prälaten und andern Oberbeamten, die seinen Hofstaat ausmachen und theilweise sein Gefolge bilden, wenn er sich öffentlich zeigt. Die Kardinäle sind seine Räthe, Nuntius heißt der ordentliche Gesandte, Legat der außerordentliche und der Gouverneur einer Provinz. Den Namen: Congregation führt der Rath oder die Versammlung, wo man Religions- oder Staatsangelegenheiten abhandelt; Tribunal der Rota heißt der Gerichtshof, welcher die wichtigsten Civil-Rechtshändel in letzter Instanz entscheidet, die Daterie nennt sich die Kanzlei, worin die päpstlichen Bullen ausgefertiget werden.

Sollten Sie, lieber Freund, mir auch den Vorwurf der Weitschweifigkeit machen, so muß ich doch diesen ersteren Notizen einige Erläuterungen anfügen.

Einst für alle Bischöfe gebräuchlich, gegenwärtig nur dem Bischofe von Rom vorbehalten, ist die Benennung Papst, der höchste unter den erhabensten Titeln der Christenheit, aus einem griechischen Worte gebildet und bezeichnet Vater. Die Tiare, welche das Haupt des Papstes bei der Feierlichkeit seiner Krönung umfaßt, hat einige Aehnlichkeit mit der Kopfbedeckung der Chaldäer, welche rund, thurmförmig und bei ihren Fürsten von einer Krone umschlungen war. Papst Bonifaz VIII. fügte der Tiare eine zweite Krone bei, um dadurch die Vereinigung der zeitlichen Macht mit der geistlichen zu bezeichnen; und um sichtbar zu machen, daß mit dem Vereine der beiden andern Mächte sich auch die väterliche verwebe, fügte Benedict XII. im Jahre 1334 noch eine dritte Krone bei. Aber diese dreifache Krone ist doch nur eine Dornenkrone, denn es ist eine Eigenthümlichkeit der päpstlichen Würde, daß sie eine Bescheidenheit, eine Unterwürfigkeit darthut, welche die Glorie des erhabensten Ranges kaum auszugleichen vermag. Der Papst betritt nie das Schauspielhaus, findet sich nie am Spieltische; er speist allein und seine Tafel ist sehr einfach besetzt.

Hat er der Andacht und der Verwaltung öffentlicher Angelegenheiten den ganzen Morgen gewidmet, so besucht er eine Kirche oder ein Hospital; diese Besuche sind seine einzige Erholung. Unter Andachtsübungen und Regierungsgeschäften gehen die Tagesstunden des Papstes dahin. Es möchte wohl nicht viele Männer geben, die sich für den Besitz eines Thrones so harten Entbehrungen und Mühen unterwerfen würden.

Die Sitte, dem Papste die Füße zu küssen, ist auf seine Erhabenheit über jede andere Macht gegründet. Kaiser Constantin küßte die Füße des heiligen Sylvesters, Kaiser Justin I. jene des Papstes Johann; Justinianus die des Papstes Constantin, Karl V. die des Papstes Clemens VIII.; und so könnte man noch viele Beispiele dieser Huldigung aufführen, welche der Christ dem Erlöser in der Person seines Stellvertreters darbringt und alle Könige und Gesandte beobachten diese Ceremonie.

Die Kardinäle bekleiden am römischen Hofe den ersten Rang, sie bilden den gewöhnlichen Rath des Papstes, sind seine Vertraute, die Werkzeuge seiner Macht; sie sind es, von denen die Wahl ihres Oberhirten ausgeht, und der nur aus ihrer Mitte hervorgehen kann, wodurch ihnen Aussichten und Rechte erblühen, welche sie über Alle erheben, die nicht die Kardinalswürde bekleiden. In seinem eigentlichen und natürlichen Sinne drückt das Wort Kardinal den Rang des Ersten, des Vornehmsten oder des Angesehensten aus. Es ist vom lateinischen Worte cardo hergeleitet, welches Thürangel bezeichnet, weil es den Anschein hat, daß alle Wesen der nämlichen Natur sich, so zu sagen, nach den Hauptpunkten hinbewegen. Nicht ohne Grund ist dieser Name jederzeit den Priestern gegeben worden, welche den Rath des heiligen Vaters bilden; im Vatikan bewahret man eine Satzung des Papstes Johann, nach welcher die Kardinäle, gleichwie der Papst der Repräsentant des Moses ist, auch jene 70 Altväter vorstellen, die unter dem Hohenpriesterthum das Richteramt verwalteten und besondere Angelegenheiten schlichteten.

Die Kardinäle sind jedoch nicht immer im Range über die Bischöfe gestanden, sondern erst gegen das Ende des eilften Jahrhunderts, wo ihnen das Recht der Papstwahl zuertheilt worden war, versicherten sie sich leicht des Vorrangs, nicht nur über die Bischöfe, sondern auch über die Erzbischöfe und Patriarchen. Sowie nur die Kardinäle den Papst erwählen, so ernennt auch nur dieser zur Kardinalswürde. Ihre Zahl ist auf Siebenzig festgesetzt: nämlich sechs Kardinal = Bischöfe, fünfzig Kardinalpriester, und vierzehn Kardinal=Diacone. Ein rother oder violetter Talar je nach den Zeiten des kirchlichen Jahres, sowie ein Chorrock ist die Kleidung der Kardinäle. Nur bei großen Feierlichkeiten tragen sie den rothen Hut, der ihnen vom Papst Innocenz IV. im Jahre 1265 auf der Kirchenversammlung zu Lyon verliehen wurde, zur Bezeichnung der Pflicht, die sie haben, da, wo der Dienst des Herrn oder die Vertheidigung der Kirche es erforderte, ihr Blut fließen zu lassen.

Die wichtigsten Stellen des römischen Hofes sind den Kardinälen, die minder wichtigen den Prälaten anvertraut.

Dem Kardinal = Kämmerling — camerlingo — so betitelt als Verwalter aller Güter der apostolischen Kammer camera apostolica — ist die Leitung aller Gegenstände, die in das Bereich der Finanzen gehören, übertragen. Unter allen Würden des römischen Hofes behauptet diese die höchste Stufe. Dem Camerlingo untergeordnet ist der General=Schatzmeister dessen Stellung jedoch unabhängig ist und der mit dem Papste arbeitet.

Der Kardinal=Staatssekretär, das Haupt der Verwaltung aller kirchlichen wie auch politischen Geschäfte, berichtet direkt an Seine Heiligkeit.

Der Kardinal = Datarius hat den Vorsitz bei der Ernennung zur Beziehung von Pfründen und hat diesen Titel daher, weil seine Hauptverrichtung früher darin bestand, die Verleihung der Pfründen mit dem Datum zu unterfertigen.

Er hat überdies die ehelichen Dispensen und Alles das zu besorgen, was die päpstlichen Annaten begreift.

Die bischöflichen Functionen verrichtet der Kardinal-Vikarius; er ertheilt das Sacrament der Firmung und die geistlichen Weihen.

Das Amt des Gouverneurs von Rom, des Schatzmeisters, des Oberhaushofmeisters, des Finanz-Ministers ꝛc. bekleidet immer ein Prälat. Diese Aemter stehen dem Kardinalat am nächsten und führen direkt zu dieser Würde. Ueberdieß sind die Prälaten die kirchlichen Beamten des römischen Hofes.

Das Consistorium — concistorio — die Versammlung der Kardinäle unter Vorsitz des Papstes, zerfällt in das außerordentliche oder geheime Consistorium, worin sich der Papst nur im Kreise einer kleinen Anzahl eigens dazu erkohrener Kardinäle mit besonders schwierigen Gegenständen beschäftigt, und in das gewöhnliche oder öffentliche, welches in jedem Monate eine Sitzung hält, der sämmtliche Kardinäle beiwohnen, um sich über Ertheilung oder Verweigerung der Gnaden und Privilegien zu berathen, um welche der päpstliche Stuhl gebeten wird. —

Besondere Congregationen werden von Kardinälen und Prälaten gebildet, deren Obliegenheit es ist, die zu behandelnden Gegenstände vor deren Ueberlieferung an das Consistorium sorgfältig zu untersuchen.

Sie sollen nun Einiges über die Congregation des Index — dell' indice — und die des Ritus hören, denn diese beiden haben Interesse für jeden Christen.

Erstere beschäftigt sich mit der Censur jener Bücher, die als eine gefährliche Lectüre verboten werden sollen. Unter den Kardinälen nnd Consultoren, aus welchen diese Congregation besteht, befindet sich jederzeit der Gottesgelehrte, genannt Meister des geheiligten Pallastes, der die Direction des Buchhandels über sich hat. Der Index ist das Verzeichniß der verbotenen Schriften. Die erste Ausgabe dieses Kataloges wurde

im Jahr 1559 unter Paul IV. veröffentlicht. Vor einigen Jahren erschien eine neue Ausgabe, welche beträchtlich vermehrt ist, indem seit einem Jahrhundert sich in Europa eine gottlose, verwegene Secte gestaltet hat, die ihre Irrthümer mit dem prunkenden Titel der Philosophie schmückt und sich als Meister alles Wissens ausruft.

»Die Anhänger dieser Secte — schrieb im Jahre 1770 »Sèguier — haben sich zu Lehrern des Menschengeschlech»tes erklärt. Gedankenfreiheit! — dieses ihr Feldgeschrei, er»schallt von einem Pole zum andern. Ihre Rechte rüttelt »an den Pfeilern des Thrones, ihre Linke an den Stufen des »Altares. Zahlreich erheben sich die Proselyten, wie ein aus»tretender Strom verbreiten sich ihre Grundsätze, die König»reiche fühlen das Wanken ihrer alten Grundstützen und die »Nationen, staunend über die Zerstörung ihrer Prinzipien, »fragen sich: welch unglückliches Verhängniß diese Verände»rungen in ihnen herbeigeführt habe.«

Was würde dieser Mann wohl sagen, lieber Freund, wenn er dem Grabe entsteigen und sehen könnte, daß die vorausgesagte Revolution wirklich ins Leben getreten ist, daß es Philosophen giebt, denen es gelungen ist, das Licht des alten Glaubens auszulöschen, und dem Geiste eine andere Richtung über die Verfassungen des Bürgerthums und der Kirche zu geben? Die Congregation des Index macht uns wohl mit den Namen der Werke bekannt, deren Inhalt die Seele vergiftet, aber hat sie die Macht, diesem Uebel vorzubeugen und dem Umlaufe solcher Schriften Schranken zu setzen? Tiefen Blickes das Verderben erschauend, das uns bedrohte, erließ 1771 Papst Clemens XIV. ein Breve an den König von Frankreich, um dahin zu wirken, daß die Regierung all ihr Ansehen, alle ihr zu Gebote stehenden Mittel gegen die Anhänger des Unglaubens in Thätigkeit setzen sollte.

Welche Vorwürfe mußte sich daher dieser König machen, eine Gesellschaft aufgehoben zu haben, die so berühmt, die eine Schule der Weisheit und der Tugend war, und die nur darum

solche Verfolgungen erlitten, weil sie muthig gegen die Irrthümer jener Zeit angekämpft, und weil sie durch eine weise Erziehung der Jugend das Licht der Erkenntniß verbreitet oder doch wenigstens der Verderbtheit jenes Zeitalters Einhalt gethan hatte!

Die zweite Congregation, über welche ich Ihnen meine Bemerkungen mittheilen wollte, ist die Congregation des Ritus. Die Ueberlieferungen der Kirche aufrecht zu erhalten, ihre Feste zu ordnen und die kirchlichen Ceremonien für den ganzen Umfang der katholischen Christenheit festzusetzen, ist das Geschäft dieser Congregation, in deren Schooß der Papst in Betreff jener Personen, deren Leben durch erhabene Tugenden in heldenmüthigem Grade ausgezeichnet war und aus deren Grabe einige Wunder hervorgegangen, seinen Ausspruch niederlegt, daß diese Personen der Heiligsprechung, nämlich der Aufnahme in den Kreis der Heiligen würdig seyen, denen wir unsere Verehrung darbringen dürfen. — Die gerichtlichen Verhandlungen, welche dem Urtheile über Heiligsprechung — für die Protestanten ein Gegenstand des verspottenden Witzes — unerläßlich vorangehen müssen, sind eben so langwierig als streng. Die sich damit beschäftigende Congregation besteht aus Richtern, Beisitzern und einem Notar; sind die bezüglichen Schriften in ausländischer Sprache verfaßt, so wird auch ein Dolmetscher beigezogen, wie auch, wenn die Umstände es erheischen, Aerzte, Physiker und Mathematiker der Congregation beizuwohnen haben. — Die nemliche Genauigkeit, die nemliche Strenge in der Prüfung, mit welcher man bei Aburtheilung eines Verbrechens verfährt, wird für den Act der Canonisation beobachtet. Sind die Zeugnisse nur einigermassen verdächtig, nicht triftig genug, nicht genügend, so wie sie es seyn müßten, um über einen Angeklagten die Todesstrafe zu verhängen, so reichen sie auch hier nicht aus, um eine Heiligsprechung zu erwirken. Dieses so weise und vorsichtige Verfahren gründet sich auf die Wichtigkeit des Gegenstandes, und auf die Nachtheile, welche der Religion aus einem übereilten Richterspruche erwachsen würde.

Der Verfasser der Lebensbeschreibung des heiligen Johannes Franziskus Regis erzählt hierüber folgende Thatsache, welche er aus dem Munde eines sehr glaubwürdigen Mannes erfahren hat: »Ein reisender Engländer, der sich in Rom aufhielt, äußerte daselbstverschiedene Vorurtheile; ein römischer Prälat gab ihm einen Akt zu lesen, der die Beweisführung mehrerer Wunder enthielt. Der Protestant las die Schriften mit vielem Interesse und sagte bei ihrer Rückgabe: Es ist nicht zu läugnen, daß diese Art, die Aechtheit von Wundern zu ermitteln, die allersicherste ist; wären alle Wunder, deren Gültigkeit die römische Kirche anerkennt, auf solche gründliche und authentische Bürgschaft gestützt, wie die vorliegenden, so möchte es uns wohl nicht schwer fallen, sie einzuräumen, und es würde jedem Gespötte vorgebeugt seyn, dessen Gegenstand ihre angebliche Wunder sind.« — »So wissen Sie dann — belehrte ihn der Prälat, daß auch nicht eines dieser Wunder denen Sie so viele Wahrheit und Glaubwürdigkeit zugestehen, von der Congregation des Ritus anerkannt worden ist, da ihr die Beweise dafür nicht genügend waren.« Diese Antwort machte den Protestanten um so mehr staunen, als er sie nicht erwartet hatte; er gestand, daß nur das allerbefangenste Vorurtheil die Heiligsprechung als eine nichtige Sache erklären könne, und daß er sich nie die Vorstellung gemacht habe, die römische Kirche breite sich in ihrer Prüfung der Wunder so umfangreich aus. Die Protestanten unserer Zeit sind nicht mehr so aufrichtig; überdieß, mein lieber Freund! liegt es im Geiste und in den Verhältnissen der Jahrhunderte, daß man in solchen, welche die wenigsten Heiligen erzeugen, auch am wenigsten an das Daseyn der Heiligkeit glaubt.

Nun muß ich Ihnen, lieber Freund! noch einige Worte von dem Tribunal der Rota sagen. Diese sacra Routa ist der Gerichtshof über die wichtigsten Civilrechtshändel, gleichviel, seyen sie anhängig zwischen Unterthanen des Papstes, oder zwischen jenen auswärtiger Staaten, welche öfters in den

Fall kommen können, zum richterlichen Ausspruch des päpstlichen Stuhles den Recurs zu ergreifen. Die Gerichtsräthe der Rota haben ihre Benennung entweder davon, daß sie ihre Sitze um einen großen, runden Schreibtisch haben, oder weil sie, der treffenden Reihe nach, über die Rechtshändel, welche mittelst eines Erkenntnisses abgehandelt werden sollen, Vortrag zu erstatten haben. Da das Tribunal der Rota Angelegenheiten zu prüfen hat, die aus allen Ländern der Welt einlaufen, mithin die Richter dieses Tribunals auch aus verschiedenen Ländern seyn müssen, so befinden sich unter den zwölf Richtern der Rota ein Deutscher, ein Franzose, zwei Spanier u. s. w.; diese Zusammensetzung des Gerichtshofes aus verschiedenen Landsleuten gibt auch jedem der auswärtigen Länder einen höhern Grad von Zutrauen.

Dieser Brief ist, wie ich bemerke, von ansehnlicher Länge; daher finde ich es für gut, über die römischen Staaten und über die Doppelmacht des Papstes ein anderesmal zu schreiben.

Gott befohlen mein lieber Freund!

Eilfter Brief.

Rom, den 6. Februar, 1838.

Die Regierung der römischen Staaten ist eine rein monarchische, und dadurch der Unterthan des päpstlichen Stuhles um nichts weniger glücklich. Man kann sagen, sie ist die älteste aller Monarchien, und kein Souverain kann sich innerhalb seiner Landesgränzen solch ausgezeichneter Verehrung rühmen, wie sie der Papst in seinen Staaten genießt, dem überdieß noch viele Reiche mit liebender Ehrfurcht zugethan sind. Dieses liegt auch in der Natur der Sache, denn der Papst vereinigt in sich das Gepräge der Königswürde mit dem der Göttlichkeit, und reicht auch sein Scepter als Landesfürst, nicht über den Saum des kleinen Flächenraumes seiner Be-

sitzungen, so breitet sich doch seine Macht als die eines Stellvertreters Christi über die ganze Welt aus. So ist der Papst Herr zweier Reiche, eines geistlichen und eines weltlichen; letzteres im Mittelpunkte Italiens, in dem reichsten, anmuthigsten Theile dieses Landes gelegen, umfaßt 13 Provinzen, welchen noch das Fürstenthum Benevent und das Herzogthum Ponte-Corvo innerhalb der Grenzen des Königreichs Neapel beizuzählen sind. Der römische Staat 300 Miglien, oder 100 Meilen lang, und 100 Miglien oder 38 Meilen breit, erstreckt sich von einem Meere zum andern, vom Hafen von Civita-Vecchia am toskanischen bis zu jenem von Ankona am adriatischen Meere, von den Mündungen des Po bis zum Golf von Terracina. Unter der unmittelbaren Regierung des Papstes selbst stehen die Rom zunächst liegenden Provinzen; die Leitung der Regierung in den entfernteren Provinzen ist Gouverneurs, in der Person von Legaten oder Vicelegaten anvertraut und die Unterthanen aller dieser Provinzen erfreuen sich eines gleichen Zustandes von Wohlfahrt, welche schwerlich anderswo in so reicher Blüthe prangt. Es ist ein Staat, worin der schönste Geist der Ruhe waltet, und diese Ruhe wird durch die ehrfurchtsvolle Unterwürfigkeit eines Volkes verbürgt, dessen Regierung die Grundsätze der Gerechtigkeit und der Tugend adoptirt hat. Zogen auch manchmal in dem Wechselgange der Zeit trübe Wolken heran, die die Sonnenblicke des innern Friedens im Kirchenstaate verhüllten, so waren es nur bald dahin schwebende Dünste, die sich aus der unvermeidlichen Berührung mit den benachbarten Völkern geschaffen und nie den Zweck hatten, in den Gesetzen, in der Religion, in dem natürlichen Wesen der Regierung irgend eine Veränderung zu erzeugen. Ja ich wiederhole es, die Veranlassungen hiezu kamen aus der Fremde, während die Verwirrungen und Unruhen, von denen uns andere Staaten so viele Beispiele geben, sichtbar aus der Constitution dieser Staaten selbst, besonders aus der Verschiedenheit der Grundsätze, welche bei ihnen Eingang finden, hervorgehen. Diese

Behauptung bedarf wohl keiner Beweisführung, und wir dürfen uns der Ueberzeugung hingeben, daß die Ruhe, welche im Innern der römischen Staaten ihren Sitz begründet hat, ebenso im Innern anderer Staaten regieren würde, wenn die Völker; von den Banden der Einheit umschlossen, in der Person des Papstes, den Nachfolger Petri — und den Stellvertreter des Erlösers anerkennen würden.

Leerem Geschwätze sollen wir kein Gehör leihen; es ist allein die Stimme Jesu Christi, der sich unser Ohr öffnen soll; nun aber hat Jesus Christus im Kreise der übrigen Apostel zu Petrus geredet, indem er sprach: »Du bist Petrus und auf diesen Felsen will ich meine Kirche bauen, und die Pforten der Hölle sollen sie nicht überwältigen. Ich gebe dir die Schlüssel des Reiches der Himmel; alles was du bindest auf Erden, soll gebunden seyn im Himmel, und alles, was du lösest auf Erden, soll gelöset werden im Himmel.« — Fruchtlos ist die Mühe der Ketzer, die Kraft dieser göttlichen Worte zu vereiteln, sie werden ewig der Triumph der römisch-katholischen Kirche seyn, denn sie sind hinreichend, um die Macht der geistlichen Autorität des Papstes zu begründen. Im Style der heiligen Schrift ist unter den »Pforten der Hölle« die Gewalt des Satans begriffen, und die Schlüssel sind das Symbol der gesetzmäßigen Macht und Herrschaft. Immer hat Jesus Christus seine Kirche das Reich der Himmel genannt und auch hier nennt er sie so. Dieses Reich, welches er durch den Preis seines Blutes erworben, und in welchem er allein der König und Herr ist, ist in all seinen Verhältnissen getrennt und unabhängig von den Königreichen dieser Welt: in ihm hat der Mensch keine andere Bestimmung als Gott zu dienen, und ihn für die Ewigkeit zu besitzen. Aber wie wird dieses Königreich der Himmel auf dieser Erde beherrscht werden, nachdem sein König zu den Höhen hinaufgestiegen ist? wer wird an seiner Stelle rezieren, bis hin zu den Grenzen der Jahrhunderte dieser unendlichen Zeit, bis zu welcher, nach der Verheißung dieses Königreich bestehen soll?

Es ist der heilige Petrus, denn ihm sind die Schlüssel des Königreichs der Himmel überliefert worden; da aber dieses Reich nie aufhören wird, und Petrus dem Tode seinen Tribut erlegen mußte, so müssen mit diesem Heiligen auch seine Nachfolger verstanden werden, so wie die Katholiken gethan haben, und selbst die Ketzer, ehe sie von ihrem Glauben abfielen, gethan. Die Macht, zu binden und zu lösen, üben in der Kirche der Papst, die Bischöfe und die Priester aus; alles was sie in dieser Beziehung den vorgeschriebenen Satzungen gemäß thun, ist im Himmel gutgeheißen; dieses sind die eigenen Worte Jesu Christi. Nur Gottlosigkeit und Verstocktheit kann diese Bande verachten, die, wenn auch unsichtbar, nichts desto weniger furchtbar sind. — Es steht mir nicht zu, Meldung zu machen von verschiedenen Stellen, die man gewöhnlich anführt, um die Macht des päpstlichen Stuhles klarer und überzeugender darzuthun. Wollte ich dieses, so müßte ich mich zu weit von dem Pfade entfernen, den ich mir vorgezeichnet habe; ich könnte mich auch hierüber nicht besser und gründlicher aussprechen, als bereits vor mir die Kardinäle Bellarmin, Orsi und mehrere andere Schriftsteller gethan haben: ich will mich daher nur auf Thatsachen beschränken: eine Begebenheit, die ich Ihnen aus der Zeit unserer Tage anführen werde, beweist eben so gut und einleuchtend wie eine theologische Abhandlung, daß Gott über dem Ruhme seiner Kirche schützend wacht, und daß sie nie die Pforten der Hölle zu übermältigen vermögen. Besser kann ich meinen kleinen Commentar über die Stelle des heiligen Matthäus nicht beschließen.

Es war im Jahre 1799, als die Franzosen nach der Besitznahme von Italien, Pius VI. den Greis, in dessen schwacher Brust kaum mehr ein Lebensfunke glimmte, mit sich fortschleppten, und die Mitglieder des heiligen Collegiums, aus deren Mitte allein der verwaiste Stuhl Petri mit einem rechtmäßigen Oberhaupte der Kirche wieder besetzt werden konnte, in alle Welt zerstreuten.

Meister des Vatikans, schmeichelten sich die Männer der Revolution, bald die katholische Kirche durch das Schattenbild einer Wahl zu zerreißen, wozu bereits der Plan vorbereitet war, und wohlgefällig gaben sie sich der Hoffnung hin, auch in allen Theilen des christlichen Europa die religiösen Spaltungen erstehen zu sehen, wodurch Frankreich zu einer Wüste geworden. Aber Gott war eingedenk seiner Verheißungen, die er Simon-Petrus gemacht. Er verlängerte die Tage des greien Pius, und während er noch zögert, die vielen Tugenden dieses Mannes mit dem ewigen Lohne zu verherrlichen, ruft er von Nordens Eisfeldern die Retter des Südens heran; den Beschützer der griechischen Kirche erwählt er sich zum ritterlichen Vertheidiger der Römischen; ihm trägt er auf, die Gestaltung Italiens umzuwandeln, alle Hindernisse zu beseitigen, und durch Bereitung aller Wege dem Conclave die Mittel zu verschaffen, sich nach den bestehenden Gesetzen zu versammeln, um weder dem Scheine, noch dem Vorwande zur geringsten Spaltung Raum zu geben. — Die Heere der verbündeten Mächte breiten sich unverzüglich über ganz Italien aus, sie bahnen den Häuptern der christlichen Völker sichere Pfade, und nachdem alle Vorkehrungen getroffen sind, der Kirche einen legitimen Oberhirten zu geben, ruft Gott den ehrwürdigen Greis, — dessen Andenken nie untergehen wird, so lange die Religion besteht, deren Oberhaupt und Martyrer er gewesen, aus diesem Leben in ein besseres ab. Venedig wird nun der Sitz des heiligen Kollegiums. Dort versammeln sich alle seine Mitglieder; nur eine Gesinnung, die der Kirche ein Oberhaupt zu geben, das ihre Wunden zu heilen vermag — beseelt sie in diesem entscheidenden Augenblicke, es erscheint der 13. März des Jahres 1800 und dieser Tag giebt die dreifache Krone dem Kardinal Chiaramonti, welcher, um das Andenken seines Vorgängers zu ehren, den Namen Pius VII. annimmt.

Aber dieses wichtige Ereigniß sollte das Gepräge göttlicher Dazwischenkunft tragen. Was sich die Einbildungskraft an

glänzenden Hoffnungen auf die erfolgreichen Fortschritte der russischen Armeen geschaffen hatte, verschwand wie ein Nebelgebilde. Der Papst ist erwählt, und in diesem Augenblicke schreiten die Franzosen auf ihrer siegbekränzten Bahn wieder dahin.

Unser Auge, theuerer Freund, müßte geblendet seyn, erschaute es nicht in dem Zusammenfluß solch außerordentlicher Ereignisse die waltende Hand der Vorsehung, die des Menschen Willen mit überirdischer Kraft lenkend, alles für die Erhaltung ihrer Kirche thut. *)

Ich glaube, daß die französische Revolution, unter deren zerstörender Gewalt, wie der Anschein befürchten ließ, das Christenthum sein Grab finden sollte, gerade dessen Macht und Herrlichkeit beurkundet hat. Wir haben noch eine andere Begebenheit, eine andere Scene aus diesem großen Drama, welche zur Genüge beweiset, daß die Vorsehung auch die zeitliche Unabhängigkeit der Päpste im Ange hat. Hören wir was Haller, jener berühmte Publizist, über diesen Gegenstand sagt:

»Die Bischöfe von Rom standen immer als Nachfolger Petri durch diese ihre päpstliche Würde in großem Ansehen: überdieß sind sie sowohl von den ersten christlichen Kaisern, als auch von freigebigen Gläubigen, besonders von Pipin und Karl dem Großen mit verschiedenen Gütern reich begabt worden, und ohne sich darum zu bewerben, von Stufe zu Stufe zur Unabhängigkeit aufgestiegen, oder vielmehr, sie sind faktisch freigegeben und sich selbst überlassen worden theils durch stillschweigende, theils durch förmliche Verzichtleistung der Kaiser von Konstantinopel und der Könige von Deutschland, in deren Macht oder Wille es nicht lag, in diesen Ländereien ihre Gewalt länger geltend zu machen. Der päpstliche Stuhl ist daher ein auf die höchste Legitimität

*) Der Erzbischof von Alais hat diese schöne Betrachtung sehr anziehend auseinandergesetzt, aber seine Abhandlung ist für den Raum dieser Blätter zu ausgedehnt.

gegründeter Thron; und ist es nicht eine ans Wunderbare gränzende Erscheinung, daß dieser Thron durch alle Katastrophen während der Umwälzung so vieler Staaten und dem Sturze so vieler berühmten bischöflichen Sitze seine Fortdauer und Unabhängigkeit erhalten hat? Die Bischöfe von Rom zählen mehr Feinde, als alle Bischöfe der Welt, und doch sind sie die einzigen, die noch aufrecht stehen im Besitze Alles deßen, was sie seit Tausend Jahren ihr Eigenthum nannten; sie allein sind nicht Unterthanen, nicht Söldner einer irdischen Macht. Die Geschichte sagt uns, daß Rom öfters mit Sturm genommen, und der Plünderung Preis gegeben worden war; und doch hat es immer wieder seine Unabhängigkeit erlangt. In unsern Tagen wurden die Grundbesitzungen des Papstes weggenommen, und dem Anscheine nach secularisirt, mit eben den Verkehrungen und eben dem Unrechte wie jene der Erzbischöfe von Frankreich, insbesonders der Fürstbischöfe Deutschlands, deren mehrere in ihren Landen eine zeitliche, fast vollkommene Unabhängigkeit behaupteten, und selbst großen regierenden Häusern ansehnliche Jahresgelder anboten, während der päpstliche Stuhl regelmäßig nur mit Italienern besetzt wird. Nichts desto weniger hat sich in jenem berühmten Congreß von Wien, wo die Zahl der protestantischen Fürsten die vorherrschende war, und wo der Zeitgeist unter andern Beziehungen, nur zu einflußreich gewesen, auch nicht eine Stimme zu Gunsten der in ihren Gerechtsamen und ihren weltlichen Gütern beeinträchtigten Bischöfe erhoben, während Alle nur eine Stimme hatten, um den Papst wieder in den Besitz seiner weltlichen Domainen zu setzen. Mag immerhin wer da will, Ereignisse dieser Art nur der menschlichen Klugheit und Politik zuschreiben; ich glaube aus ihnen das Werk unsichtbarer, göttlicher Einwirkung klar hervorleuchten zu sehen. Es wäre allerdings in der Absicht der Philosophie gelegen, je nachdem die Umstände es erforderten, die Zweige zu schonen und dafür den Stamm aus seinen Wurzeln empor zu reißen; aber Tausende von Zweigen

fielen unter des Beiles Schärfe, und unverletzt blieb der Stamm, um neue Knospen zu treiben. Auf Petri Felsen erhob sich das erschütterte Gebäude der Kirche von Neuem wieder in schönerem Glanz; noch steht Rom, sichtbar die Mutter und die Wurzel aller andern Kirchen."

Sie werden mir zugestehen mein Freund, daß diese Worte des weisen frommen Haller eine ernste Betrachtung verdienen, und daß es einen schönen Anblick gewährt, die Feinde des päpstlichen Stuhles zu dessen Befestigung mit eigener Hand thätig zu sehen. Wenn man bedenkt, daß Gewinn und Habsucht die mächtigen Waffen sind, nach denen zu jeder Zeit das Ketzerthum gegriffen hat, um die Fürsten irre zu leiten und dem Irrthnme die Stütze der Gewalt zu geben, so fühlt man um so mehr, was der Herr bei dieser Gelegenheit gethan, und man wird hingerissen, Ihm für den Triumph zu danken, den sein heiliger Wille seinem Stellvertreter bereitete. Es würde in das Gebiet des Unmöglichen gehören, die Päpste ihre geistliche Gewalt behaupten zu sehen, wenn sie nicht im Besitze zeitlicher Unabhängigkeit wären. Wie unerläßig nothwendig Letztere zur Aufrechthaltung der Ersteren ist, zeigt uns die Erinnerung an das, was im Jahre 356 dem Papst Liberius, was 537 dem Papste Silverius und 652 dem Papste Martinus begegnet war. Liberius hatte über die Sekte der Arianer, das Anathem ausgesprochen und wurde dafür nach Thracien verbannt; Silverius sank unter den Dolchen der Mörder, weil er den Fortschritten des Eutychianismus standhaft entgegen getreten war, und Martinus, welcher die Ketzerei der Monotheliten verdammt hatte, wurde von Rom fortgeschleppt, und in die Krimm gebracht, wo er im Elend verschmachtete. Hätten jene heiligen Päpste in damaliger Zeit die Länder besessen, über welche ihre Nachfolger gegenwärtig herrschen, so würden sie gewiß nicht die Opfer solcher Verfolgungen und Leiden geworden seyn. — Die Namen zweier Redner, welche selbst unsere Gegner mit Achtung nennen, seyen zur Bekräftigung

des eben Gesagten hier angeführt. Boßuet sagt in seiner Vertheidigung »der Erklärung der Geistlichkeit von Frankreich:«

»Darüber, daß dem päpstlichen Stuhle die Souverainität über Rom, wie auch über andere Ländereien zuerkannt worden ist, äußern wir unsere lebhafteste Freude: Nun kann dieser Stuhl die apostolische Macht im Bereiche der ganzen Kirche mit mehr Freiheit und mit größerer Sicherheit ausüben. Für Erhaltung dieser Souverainität wollen wir nicht aufhören, recht inbrünstig zu bethen.« —

»Würde der Papst — sagt Abbè Fleuri — seit Europas Theilung unter mehrere von einander unabhängige Fürsten unter einem Derselben gestanden seyn, so wäre zu befürchten gewesen, daß ihn jene Fürsten nicht gerne als das allgemeine Oberhaupt anerkannt hätten; man würde annehmen dürfen, daß häufige Kirchenspaltungen daraus hervorgegangen wären. Man darf daher die Unabhängigkeit des Papstes und seine Souverainität, die ihn gegen leicht eintretende Unterdrückung von Seite anderer Souveraine schützt, nur den alleinigen Einwirkungen der göttlichen Vorsicht danken.«

Der Papst bedarf also, wie Fleury und der Bischof von Meaux darüber ihr Urtheil aussprechen, dieser Unabhängigkeit um die Macht der Schlüssel in ihrem ganzen Umfange ausüben zu können; ohne diese Macht hätte er nicht die Gewalt zu binden, zu lösen, er würde aufhören Papst zu seyn; diese Behauptung unterstützte 1826 ein Abbè, der damals zu so schönen Hoffnungen berechtigte; er sagt: »Ohne Papst kann keine Kirche bestehen, und ohne Kirche kein Christenthum; wo dieses nicht waltet, da lebt auch keine Religion und nur diese gründet und pflegt die menschliche Gesellschaft. — Ja, theurer Carl, das Christenthum ist die felsenfeste Grundstütze der Gesellschaft, wollte Gott! ich könnte unter diesem Worte, die christliche Religion im Allgemeinen begreifen, aber man überzeugt sich so leicht, daß dieses Vorrecht nur der katholischen Kirche gebührt, denn nur sie ist die Mutter der Einigkeit, und wo diese nicht segnend waltet, da ist Spaltung, Wider-

Spruch, Unordnung und Unglück. Wer möchte über diese Behauptung staunen? Der Glaube ist dem Menschen das Nöthigste; glauben heißt: den Antrieb und die Leitung eines Wesen, das entweder seiner Natur, oder seinen Verrichtungen nach über uns ist, in der gesetzmäßigen Ordnung der Macht, die es über uns auszuüben hat, willig aufnehmen. — Wollen wir an die Stelle eines kindlich-lenksamen Glaubens, die Individualität des Geistes mit seinen Anmassungen, die Philosophie mit ihrer Zweifelsucht, den Protestantismus mit seiner Unzuverläßigkeit setzen, so werden wir sehen, wie sich die Völker bald von ihrer alten Glaubenslehre, bald von ihrer alten Regierung losreißen. Man ruft ihnen zu: Gehorchen sei eine Sklavenkette, an der sie sich fortschleppen müssen; dieser Zuruf wird die des Gehorsams Müden dahin reißen, sich unterdrückt zu fühlen, wenn sie nicht selbst herrschen; und dieses Sehnen nach Unabhängigkeit, mehr oder weniger aufgeregt, mehr oder minder durch die Erfolge begünstigt, wird die Flamme der Begierde nach Staatsumwälzung anfachen, oder die Grundlage der Gesellschaft in geheimer Thätigkeit untergraben.

Welche Macht vermag es, solch schwerem Unglücke vorzubeugen: Abbé de la Mennais sagt sehr treffend: »Dieses »ist die Sache der Regierungen. Die Zukunft der Nationen, »sowie ihre eigene Zukunft, ruht wenigstens zum Theil, in »ihrer Hand; dieses mögen sie ernstlich in Erwägung ziehen, »es ist eine Lebensfrage: Was haben sie bis zu dieser Stunde »anders gethan, als die Verschwörung gegen sich selbst genähret? Die Begründung der Wohlfahrt war nicht da zu finden, »wo sie dieselbe gesucht haben. Den Regierungen soll es eine »Sache von Wichtigkeit sein, wohl aufzufassen und zu berücksichtigen, daß heutigen Tages in der Gesellschaft nur zwei »Kräfte wurzeln: die Kraft der Erhaltung, deren Grundstoff »das Christenthum, deren Schooß die Kirche ist, und die Kraft »der Zerstörung, die ihre treibende Wurzel in alle Fugen »senkt, um Religionslehren, Verfassungen, und selbst die Macht »zu zerstückeln.«

»Die meisten Regierungen sind in die Mitte dieser bei=
»den Kräfte getreten, um gegen beide das Schwert zu schwin=
»gen. Sie kämpfen gegen die Kirche an, weil sie hartnäckig
»an einem Systeme absoluter Unabhängigkeit hängen, welche
»alle Begriffe des Rechtes verletzend, die Souverainität in
»ihren Grundpfeilern erschüttert. Polizei oder Bajonette, wie
»es immer in ihrem Vermögen liegt, sind die Vertheidigungs=
»waffen gegen die revolutionäre Gewalt, und diese streitet ge=
»gen sie mit ihren eigenen Grundsätzen.«

»Verlassen die Regierungen nicht bald und nicht raschen
»Schrittes diese Stellung, so sind sie rettungslos verloren; es
»ist ja durch die Erfahrung und aus der Geschichte aller Zei=
»ten und aller Nationen dargethan, daß keine Macht bestehen
»kann, welche nicht die stützenden Kräfte der Gesellschaft zur
»Basis hat. Wer nur durch sich selbst herrschen will, dem
»wird bald der Scepter entsinken, nur ungerne beugt sich der
»Mensch unter das Joch des Menschen. Alle Macht kommt
»von dem, der da gesagt hat: »Durch mich regieren die Kö=
»nige!« — Auf Vernunft, auf Ueberzeugung gründet sich die
»Behauptung; nicht ein Thron wird sich in Europa aufrecht
»erhalten, wenn die Regierungen sich der Kirche nicht auf
»das Innigste anschließen — ohne diese Vereinigung mit der
»Kirche, werden sie »im Sturme der Ungewitter,« wo=
»von der Geist Gottes spricht: »zerstieben wie Spreu
»und Staub im Winde.« — Die Revolution verkündet
»laut ihren Sturz; in dieser Beziehung täuscht sie sich nicht;
»mit richtigem Blicke durchschauet sie die dunkeln Windungen
»der Zukunft.«

»Aber grell wären ihre Täuschungen, wenn die Revolu=
»tion den Gedanken aufnehmen wollte, aus den Trümmern der
»gestürzten Regierungen neu geschaffene emporsteigen zu lassen,
»und durch zerstörende Lehrsätze eine neue gesellige Ordnung
»mit dem Anscheine irgend eines dauernden Bestandes zu er=
»zeugen. Die Anarchie ist die einzige Geburt, dieser den höl=
»lischen Mächten angehörenden Mutter, und Thränen und Blut

»sind die grauenvollen Früchte, die sie vom Baume des Ver=»derbens schüttelt.«

Wie schön, mein theurer Freund, sind diese Worte aus der Feder des Abbé de la Mennais geflossen, welch tiefe Wahrheiten umfassen sie, zu welch ernsten Betrachtungen leiten sie uns hin! In ihnen findet man diesen de la Mennais wieder, der seitdem — Aber damals war er noch Orthodoxe.

Leben Sie wohl, mein Freund!

Zwölfter Brief.

Rom, den 8. Februar 1838.

Die Ungerechtigkeit so vieler beschuldigt die Päpste der Begünstigung des Despotismus, der Gründung ihrer Macht auf die Unwissenheit der Völker; und gerade die Päpste sind es, welche die bürgerliche Freiheit zu allen Zeiten beförderten, die Künste in Aufschwung brachten, und das Menschengeschlecht durch Wohlthaten beglückten. Die Veranlassung zu dieser unwürdigen Anklage kann ich nicht auffinden; denn ein einziger Blick ist genügend um zu sehen, daß jene Nationen, die von der Kirche abfielen, jene, denen Jesus Christus noch ein unbekanntes Wesen ist, unter dem Joche des Despotismus schmachten, während Europa, das man den Sitz des Christenthums nennen kann, auch jener der Freiheit ist.

Um der Frage zu begegnen, wie das Evangelium vermochte, den Menschen in den Stand seiner Würde zu setzen und wenigstens die Maaße von Uebeln zu mindern, zu denen er verurtheilt schien, darf man nur dahin weisen, daß im Evangelium kein anderes Gesetz als das der Nächstenliebe ist, und daß die Erfüllung dieses Gebotes auch die Erfüllung des ganzen Gesetzes in sich faßt. Wir wollen uns mit einigen Beobachtungen der Veränderungen beschäfti=

gen, welche das Evangelium in dem menschlichen Geiste geschaffen hat.

Zur Zeit der Erscheinung Jesu Christi auf Erden, kannte man noch nicht die Menschenrechte, und es lag in der Absicht der Weisen, sie mit einem fast undurchdringlichen Dunkel zu umhüllen, statt über sie ein verklärendes Licht auszugießen. Die so erleuchteten, gebildeten Griechen und Römer hatten den Ausspruch gethan; die Menschheit zerfalle in zwei Theile, in Freigeborne und in Sclaven; auch, daß man sich gegen die Barbaren, wie sie die Ausländer nannten, jede Handlung erlauben dürfe. Die Gewalt unterstützte, die Habsucht verbreitete diese unmenschlichen Grundsätze, und beinahe die ganze Erdfläche war von dem Netze der Sclaverei umstrickt. — Athen allein zählte nur 20,000 freie, gegen 200,000 Sclaven; unter Tiberius zitterte die Stadt Rom vor der Uebermacht der Sclaven, wovon es überschwemmt war, während sich die Familien aus dem Stande der Freien von Tag zu Tag verminderten. Ein Römer hatte den Vorschlag gemacht, die Sclaven durch eine bezeichnende Kleidung kenntlicher zu machen, aber Roms Senat, das Mißverhältniß zwischen der Zahl der Freien und der Sclaven wohl erwägend, verwarf diesen Vorschlag, da zu befürchten war, daß die Sclaven, durch die ausgezeichnete Kleidung ihre überwiegende Anzahl zu sehr erkennend, auf die eignen Kräfte aufmerksam gemacht und zu einem Aufstand angereizt würden, wie in den Zeiten der Republik geschehen ist. Man hätte auch gar nicht Ursache gehabt, über den Eintritt einer Empörung zu staunen, denn der Zustand der Sclaven war von dem der Lastthiere wenig unterschieden, und ihre Behandlung von der Art, daß man darüber schaudern muß. Diesen Unglücklichen, auf denen das eherne Joch der grausamsten Unterdrückung lastete, war jede Annäherung an die Schranken der Gerechtigkeit und ihrer Hülfe zur Unmöglichkeit gemacht; der mindeste Fehltritt warf sie auf die Folterbank, überlieferte sie der zerfleischenden Ruthe, oder heftete sie an das Kreuz. Alle Sclaven eines Herrn,

der in seinem Hause ermordert wurde, verbluteten schuldig oder unschuldig unter dem Beile des Nachrichters. Einen solchen Fall haben wir aus Neros Zeiten. Pedanius, eine obrigkeitliche Person, wurde auf seinem Ruhelager getödtet. Es erhoben sich einige Stimmen für die Rettung der 400 Sclaven, die dem Pedanius angehörten; Anzahl, Alter, Geschlecht, die mit Sicherheit zu verbürgende Unschuld der Meisten wurden zur Berücksichtigung empfohlen; aber das Gesetz forderte mit unerbitterlicher Strenge seine Opfer, und über vierhundert Unglückliche wurde das Todes-Urtheil ausgesprochen.

Das war ein Recht, welches in jener Zeit alle Nationen ausübten, bis die Kirche den Menschen die wohlthätige Belehrung gab, daß sie Alle Kinder des nämlichen Vaters, die Erben der nämlichen Verheißungen seyen. —

Die Episteln des heiligen Paulus theilen uns über diesen Punkt die Vorschriften der evangelischen Moral mit: »Jeder bleibe — sagt dieser Apostel — in dem Stande, wo»zu er einmal berufen ist. Nach der Taufe giebt es nicht »Juden, nicht Heiden, nicht Herren, nicht Sclaven mehr; ihr »alle seid ein Leib in Jesus Christus. — Sclaven, gehorchet »euern zeitlichen Herren mit Furcht und Einfachheit des Her»zens, als wenn ihr Gott und nicht den Menschen dientet; »und ihr Herren, thuet ebenso an euern Sclaven und seid »eingedenk, daß ihr im Himmel einen Herrn habt, welcher »der eurige und der ihre ist, und zwar ohne Ansehen der »Person.«

Die Weltweisen, welche die niedere Klasse zu gering schätzten, um sie an ihren erhabenen Lehrstühlen zuzulassen, beschäftigten sich nur unbedeutend mit deren Unterrichte. Aber vor den Aposteln und ihren Nachfolgern, die wohl wußten, daß vor Gottes Auge alle Seelen ihren gleichen Werth haben, galt weder Kleid noch Aussehen; mit offenen Armen empfingen sie jeden, der heran kam ihre Worte zu hören, und sie erleuch-

teten sie mit dem gleichen Lichte und ließen sie Theil nehmen an den gleichen Sacramenten.

Den reichen Senator und den dürftigen Plebejer, den Hauptmann und den gemeinen Soldaten, den Herrn und den Knecht in einer und derselben Versammlung vereint zu sehen, war für die Religion ein Anblick erhebenden Trostes. Einigkeit der Herzen war die goldne Frucht, welche auf dem Felde solcher Versammlungen geerntet wurde. Und traten Herr und Knecht aus den heiligen Hallen, worin sie das nämliche Brod gebrochen, durch das nämliche Liebesmahl verbrüdert wurden, welcher Herr hätte da noch eine grausame Handlung gegen jene begehen können, die Glück oder Geburt seiner Herrschaft unterthänig gemacht hatte? — So war nun die schmachvolle Scheidewand gefallen, die der Luxus zwischen den verschiedenen Ständen erhoben hatte, und der Geist religiöser Gleichheit erstarkte bald so sehr in den Gemüthern der neuen Christen, daß sie daraus gewissermaßen einen Abschnitt ihres Glaubensbekenntnisses machten. Der Richter fragte einst einen Martyrer, der einer berühmten Familie angehörte: wessen Standes er sei? — »Ich bin ein Knecht Jesu Christi,« antwortete der Mann aus edlem Geblüte, während ein anderer von serviler Abkunft, auf die nämliche Frage entgegnete: »der Erlöser habe ihm seine Freiheit gegeben;« ein dritter endlich, um dem fragenden Richter die Vortrefflichkeit der christlichen Glaubenslehre anschaulich zu machen, erwiederte: das ist ihr erstes Gebot, »Liebe deinen Nächsten wie dich selbst.«

Eben so ungegründet als schamlos ist daher die Behauptung gewisser Philosophen: es enthalte das Evangelium auch nicht eine Stelle, welche das Menschengeschlecht an den freien Zustand erinnere, für den es geboren wurde, und daß das Christenthum für die Wunden, welche die Sclavenfessel schlage, keine heilende Hand habe. Diese Unsinnigen lästern, was sie nicht verstehen.

Die Kirche begnügte sich nicht, den Menschen das Leben sicher zu stellen; ihr Streben war auch noch, sie den schmachvollen Fesseln der Knechtschaft zu entreißen. Hochherzige Fürsten, wohl erkennend, daß das Geschenk der Freiheit nur dann am werthvollsten sei, wenn die Religion dieses Geschenk heilige, schlossen sich der Kirche an, und gaben in Gegenwart der Bischöfe Befehl zur Aufhebung der Knechtschaft ihrer Unterthanen, und vereinten damit die edle Bestimmung, daß die Taufe, welche den Sclaven die Freiheit der Kinder Gottes verleihe, ihnen auch die Vortheile der bürgerlichen Freiheit zufließen lassen sollte.

Während die Kirche an dem Werke der Befreiung der Sclaven arbeitete, übersah sie keineswegs die Rechte, welche den Herrn gebühren. Sie beachtete diese Rechte, und es war unter den Christen jener Zeit eines der gewöhnlichen guten Werke die Freiheit ihrer Brüder durch Lösegeld zu erkaufen; ja es gab Männer, die die christliche Liebe zu solch einem Heldenmuthe begeisterte, daß sie um andere zu befreien, sich selbst an die Sclavenkette fesseln ließen. Die Bischöfe lebten der Ueberzeugung, keinen bessern Gebrauch von den Schätzen ihrer Kirchen machen zu können, als sie zu Loskaufungen hinzugeben; und die Päpste erstreckten ihren Eifer überall hin, wohin immer ihr Ansehen sich verbreitete.

Lassen Sie mich Ihnen, mein lieber Freund, die edle That erzählen, welche Gregor der Große gegen das Ende des VI. Jahrhunderts für die Engländer vollbracht hat. Zu jener Zeit noch Diacon, gieng er eines Tages zu Rom über den Marktplatz und sah einige zum Verkaufe dahin geführte Sclaven, deren Schönheit und blendend weiße Hautfarbe seine Aufmerksamkeit erregte. Auf seine Frage: aus welchem Lande diese Menschen seyen, sagte ihm der Sclavenhändler: sie seyen aus der Insel Brittannia, wo alle Eingeborne Leute von so schönem Schlage seyen. — »Sind sie Christen? — Nein, sie sind noch Heiden.« Als Gregor dieses vernahm, sprach er seufzend: »O! welch ein Unglück, daß Menschen von so schöner Leibes-

gestalt unter der Herrschaft des bösen Feindes schmachten müssen!« — Beflügelten Schrittes eilte er, sich vor dem Papste Benedikt nieder zu werfen, um ihn inständigst um die Gnade anzuflehen, den Einwohnern der Insel Brittania Verkündiger des göttlichen Wortes zu senden. — Als Gregor in der Folge auf den Thron des heiligen Petrus gelangt war, ließ ihn der Andrang seiner Geschäfte keineswegs die Bekehrung der Britten aus dem Auge verlieren, und vierzig Missionäre giengen auf sein Gebot, unter der leitenden Aufsicht Augustins, eines bis zur Heiligkeit frommen Mönches, in jenes Heidenland ab. Unzählige Wunder und der tugendhafteste Wandel dieser Männer gingen gleichen Schrittes mit ihren heilvollen Lehren und Predigten, die auch der Bekehrung des Königs von Kent zum Christenthum, den Unterricht seiner Völker, ihren Eingang in den Schooß der christlichen Kirche und ihre mit so vielen Vortheilen verwebte Sittenverfeinerung zur so segenreichen Folge hatten.

Die Geschichte des Mittelalters erzählt uns gleiche Erscheinungen unter andern Völkern; es ist das Licht des Evangeliums, welches sie auf den Pfad zum unvergänglichen Glück geleitet; es ist das Christenthum, das den Barbaren Sinn und Liebe für die Menschlichkeit, für die Veredlung des Herzens, für die Anbethung des alleinigen Gottes eingeflößt hat. Indessen kann nicht geläugnet werden, daß selbst nach Einführung des Christenthums die Theilung der Königreiche unter die Glieder einer und derselben Dynastie, der Mangel an richtiger Ausscheidung der Grenzen und die Unmündigkeit der Gesetze feindlichen Einfällen noch Raum ließen, durch welche die Freiheit der Einzelnen gefährdet wurde; aber je heftiger die gesetzwidrige Gewalt gegen die Rechte der Menschheit den drohenden Arm erhob, desto wirkungsreicher waren die Schutzwaffen, welche ihr die Bischöfe zum Schutze ihrer Brüder entgegen hielten. Sie bildeten einen heiligen Bund, benützten die geheiligte, von der Religion ihnen verliehene Macht, und scheuten nicht die furchtbarsten Leiden und

Anstrengungen um den Angriffen auf die Freiheit der Menschen im Stande der Vertheidigung entgegen zu treten.

Papst Alexander III. hob endlich 1167 auf der dritten Kirchenversammlung von Lateran die Knechtschaft gänzlich auf; diese Handlung allein windet ihm eine Lorbeerkrone, die im Andenken aller Menschen ewig grünen wird. Seinem erhabenen Beispiele folgte, so viel es die Umstände gestatteten, der größte Theil seiner Nachfolger, indem sie dem Despotismus einiger Herrscher zügelten, den Mangel an Gleichgewicht herstellten und die Nachtheile, welche aus dem Feudalsystem erwachsen waren, so sehr verringerten, daß man sagen kann: Gott der dem päpstlichen Ansehen die Liebe der Menschen zulenken wollte, habe sich der Einwirkungen und des Strebens jener Männer bedient, um die Völker mit dem unschätzbaren Geschenke der bürgerlichen Freiheit zu beglücken, welche ihnen die Verderbtheit des Heidenthums entrissen hatte. Auch die eifrigste Bemühung, ein Volk zu bilden, bleibt fruchtlos, wenn nicht dessen Unterricht mit regem Eifer betrieben wird, daher mußte auch die Stadt Rom, welche zum Mittelpunkt des Christenthums bestimmt worden war, die Schatzkammer, die Goldgrube des menschlichen Wissens seyn. Wenn daher mitten im Dunkel der Unwissenheit Italien die geheiligte Flamme der Wissenschaften nährend bewahrte; wenn aus seinem Schooße ein lebendiges Licht seine strahlenden Funken hervorsprühte; wenn es in späterer Zeit neue Meisterwerke gebar, so ist es die Religion, deren Kraft und Einflüsse, so sind es die Päpste, deren segensreichem Wirken es diesen Ruhm zu verdanken hat.

Dante, Petrarka und Boccaccio waren die Ersten, die sich durch ihre Schriften bei dem Wiederaufleben der Literatur in Italien unsterbliche Verdienste erworben haben. Diese glänzenden Geister lernten ihre Mitbürger den Werth der Meisterwerke, die aus dem Jahrhundert eines Augustus an sie übergegangen waren, in ihrem ganzen Umfange kennen, und indem sie dem Geschmacke an römischer Literatur Leben und Richtung gaben, fachten sie das Verlangen nach Bekanntschaft

mit der griechischen, dem Borne, aus welchem jene geschöpft, zu einem Feuereifer an.

So war also schon im Anfange des fünfzehnten Jahrhunderts, vor der Einnahme Konstantinopels, vor dem Zeitpunkte, wo dessen Gelehrte im Schrecken über die Verwüstung dieser Stadt sich nach unsern westlichen Regionen geflüchtet hatten, die Liebe zu den Wissenschaften in Italien verbreitet. Mehrere dieser Flüchtlinge kamen nach Rom, und dieses bereicherte sich mit den literarischen Schätzen, die sie mit sich brachten.

Aber Jahre wurden vom Strome der Zeiten verschlungen, bis der menschliche Geist alle die Fesseln abschüttette, welche ihm die Jahrhunderte der Unwissenheit angelegt hatten. Waren auch die ersten Versuche nicht glücklich, so tauchte doch bald die schimmernde Morgenröthe aus dem nächtlichen Dunkel empor, hellte sich auf zum lichten Tage, leuchtete heller und heller, und strahlte zuletzt im Anfange des sechzehnten Jahrhunderts unter dem Pontifikat des zehnten Leo, im Glanze des schönsten Feuers.

Aus der berühmten Familie der Mediceer entsprossen, bestieg Leo in seinem sechs und dreißigsten Lebensjahre den Stuhl Petri. Von der zartesten Blüthe seiner Kindheit an dem Unterrichte und der Leitung der geschicktesten Männer seiner Zeit anvertraut, schmückte er seinen Geist mit einer Fülle von Kenntnissen. Sein Hof war der glänzendste in Europa, seine Umgebung Wissenschaft und Kunst, bei ihm fanden die Talente schmeichelhafte Aufnahme, Hochachtung, Ehre und Belohnung. Die Gelehrten waren die Freunde dieses Papstes; mit ihnen stand er in fortwährendem Verkehr; seine Freigebigkeit belebte ihre Leistungen; sein Rath leitete sie, und sein Urtheil war das eines competenten Richters. Leos Liebe zu den schönen Künsten, die Verschwendungen seiner Gunst, an jene, die ihr Wachsthum pflegten, machten ihn würdig der Ehre, dem Jahrhunderte, das sein Leben und Walten gesehen, seinen Namen zu geben; ein Ruhm, den in den Reihen der Mächtigen, in deren

Hand der Herrscherstab ruhte, nur drei mit ihm theilen: Alexander, Augustus und Ludwig XIV. —

Das Zeitalter Leo X. hatte für den Abbé Barthelemi solch einen anziehenden Reiz, daß er dasselbe Anfangs erwählte, es zum Gegenstand seiner Nachtstudien, zum Denkmal seines Ruhmes zu machen. — Warum er in der Folge Alexanders Zeitalter zur Bearbeitung vorzog, ist mir unbekannt. Der Besitz seines schätzbaren Werkes: »Reise des jungen Anacharsis durch Griechenland« — macht mir viel Vergnügen, und ich glaube, daß er dafür ein einstimmiges Lob ernten würde, hätte er darin nicht so manche Stelle gegeben, die Nachklänge der Doctrinen der Zeit sind. — Würde er sich aber entschlossen haben, einen andern Reisenden in das der christlichen Lehre angehörende Italien zu senden, so würden seine Nachforschungen über die Bewohner von Latium, seine Betrachtungen über die Einflüsse einer Religion, die der ganzen Erde eine Umgestaltung gegeben, wie auch seine Beschreibung der alten Roma und des christlichen Roms, ebensoviel Interesse eingeflößt haben, als seine Bemerkungen über die Sitten und Gebräuche Griechenlands. — Eine Unterhaltung mit Michael-Angelo, Raphael, Ariost und Tasso würde uns einen nicht minder großen Genuß gegeben haben, als uns das Wiedersehen eines Epaminondas, Aristoteles und Philippus gewährt hatte, die, so ferne sie uns auch sind, uns dennoch besser bekannt waren.

Eben dieser Geist beseelte auch den größten Theil der Nachfolger Leo X., und wenn die Huldigung, welche man den Talenten widmet, das geeignete Mittel ist, ihre Blüthe zu befördern, so sind wir jenen Päpsten eine reiche Anzahl großer Männer schuldig, die die Glanzpunkte jenes Zeitalters und die Wohlthäter der Menschheit waren.

Unter allen Fürsten, welche den Gelehrten großartige Belohnungen spendeten, hat sich Clemens VIII. am glänzendsten hervorgethan; Baronius, Bellarmin, Ossat, du Perron erhob er zur Kardinals-Würde und dem Torquato Tasso erkannte er die Ehre des Triumphes zu. Verdient jener Gregor XIII.

den Vorwurf, dem Unterrichte feindlich entgegengetreten zu seyn, und das nächtliche Dunkel der Unwissenheit gepfleget zu haben? Seine Regierung hat sich durch die Reformirung des Kalenders *) mit nie welkenden Lorbeern bekränzt. Astronomie und Religion haben aus dieser Reform unschätzbaren Gewinn gezogen; und doch — das liegt in der Macht der Vorurtheile — kostete es mehr Mühe, diese Reform bei gewissen Nationen in Aufnahme zu bringen, als er auf deren Verfassung durch seine Mathematiker verwendet hatte. Sie kam vom Papste, daher verweigerten ihr die Protestanten die Aufnahme; es ist unbegreiflich, wie ein vernünftiger Mensch sich einer vernünftigen Sache versagen kann, komme sie auch wo immer her; auch die Russen haben sie bis heutigen Tages noch nicht eingeführt, denn diese wollen lieber — wie ein geistreicher Schriftsteller sagt, mit dem ganzen Himmel befeindet seyn, als mit der römischen Kirche in irgend eine freundliche Berührung kommen.

Gregor XV., dessen väterliche Sorgfalt sich über alle Völker erstreckte, verdient die dankbarste Anerkennung, denn im Jahre 1522 gründete er das Missions-Kollegium oder das der Propaganda, eine Anstalt, die bis an die entferntesten Regionen der Welt ihr segenreiches Wirken ausbreitet. Sollten Sie, lieber Carl, einst nach Rom kommen, so sey Ihnen der Besuch dieses Kollegiums aufs innigste empfohlen; in seinen Sälen werden Sie eine

*) Alois Lili, ein Arzt zu Verona, entwarf einen Plan zur Verbesserung des Julianischen Kalenders, nach dem Namen seines Stifters, Julius Cäsar genannt, und nach Lilis Tode überreichte jenen Plan sein Bruder dem Papst Gregor XIII. Zur Ausführung desselben berief dieser eine Anzahl Prälaten und Gelehrte zusammen. 1577 nahmen alle katholischen Regenten den Vorschlag an und 1582 schaffte er durch ein Breve den Julianischen Kalender in allen katholischen Ländern ab und führte den neuen ein, welchen wir unter dem Namen des Gregorianischen oder verbesserten Kalenders oder des neuen Styls besitzen, dahingegen jener nur der alte Styl genannt worden.

Anmerk. d. Uebers.

Bibliothek von Werken finden, die in 36 verschiedenen Sprachen abgefaßt sind, und auf eben so vielen Pressen gedruckt werden. Diese Schriften haben den geheiligten Zweck, alle Nationen der Erde zur Erkenntniß des wahren Gottes und zu seiner Anbetung zu bringen; noch mehr aber werden Sie staunen, wenn ich Ihnen sage, daß zweihundert junge Priester sich damit beschäftigen diese verschiedenen Sprachen zu erlernen, und sich so zu dem großen Berufe vorbereiten, den Ungläubigen das Evangelium in ihrer Landessprache zu predigen.

Es wäre hier am Orte Ihnen über Roms Akademien einige Mittheilungen zu machen; da mir aber die vielseitigen, zur Schätzung ihres Werthes unentbehrlichen Kenntnisse mangeln, und es mir daher nicht möglich ist, einer jeden das verdiente Lob zu spenden, so muß ich mich blos auf die Mittheilung beschränken, daß keine Stadt so viele Akademien zählt, wie Rom, daß dieses die Schule und die Nährmutter aller Künste, aller Wissenschaften und aller Zweige menschlicher Kenntnisse ist; es mag auch hier noch die Bemerkung Statt haben, daß mehrere Schriftsteller, die sich im Laufe der jüngsten Zeiten unter den angränzenden Nationen einen ehrenvollen Namen gemacht, den größten Theil dieses Rufes den großen Geistern verdanken, die Italien, in den vorhergegangenen Jahrhunderten der Welt gegeben hat.

Die alten Römer kannten keinen andern Beruf und kein anderes Streben, als Welttheile zu erobern; nur die blinkende Waffe, der blutige Kampf war ihr Idol. Eine jener wahrsagenden Jungfrauen — Sibillen genannt — rief ihnen einst zu:

Es mögen Andre sich des Ruhms erfreuen,
Die Kunst zu pflegen, mit geschickter Hand;
Der Pinsel mag der Leinwand Zauber leihen
Durch Farbenschmelz, dem Aetherhauch verwandt;

Der Meißel schaffe aus dem Marmor Leben,
Der Griffel hauch' dem Erze Athem ein;
Die Schmeichelei mag Reiz der Sprache geben,
Des Himmels Wunder ihre Feder weih'n.

Dir, Römer, ziemt's den Erdkreis zu regieren,
Den Frieden gieb' dem, den dein Schwert gefällt —
Die Waffe siegreich in der Schlacht zu führen,
Das, Römer, ist die Kunst der Herrn der Welt!

Zeiten und Verhältnisse haben sich geändert und die jetzigen Römer, frei von Eroberungssucht, finden ihren Ruhm in der Pflege der Künste, welche ihre Vorahnen keiner Beachtung werth gehalten. — Diese Pflege erhebt den Römer über jede andere Nation, und Rom wird, wie einst die Roma, Herrscherin der Völker seyn, aber nicht mehr durch Siege und Schlachten, sondern durch das Wort Gottes, welches das römische Reich mehren und ihm den Scepter der Welt reichen wird.

Mein nächster Brief, lieber Freund! wird Ihnen eine Skizze der vornehmsten Basiliken Roms überbringen, und Sie werden daraus den Aufwand kennen lernen, welchen die Päpste für die Errichtung neuer Denkmäler gemacht, und die sorgliche Aufmerksamkeit, die sie der Erhaltung der alten Monumente gewidmet haben; und so werden Sie eine Probe erhalten von dem Geschmacke derselben für Alles, was in den Bereich der Künste und Wissenschaften gehört.

Leben Sie wohl, mein lieber Carl!

Dreizehnter Brief.

Rom, den 28. Februar 1838.

Um eine Beschreibung von Rom zu liefern, die allen Bedingungen und Ansprüchen Genüge zu leisten vermöchte, müßte man mehrere Jahre innerhalb der Mauern dieser Stadt leben, einen Reichthum mannigfaltiger Kenntnisse mit einem feinen Geschmack, lebhafter Einbildungskraft, und dem Talente der Mittheilung, in sich vereinigen, und dann mehrere Folianten anfüllen.

Es ist nur Ein Rom. *). Diese Stadt mit ihren 35 Thoren, 30 Hauptkirchen, 200 Kirchen, 150 großen kirchenähnlichen Kapellen, 60 merkwürdigen Palläſten, 60 Tempeln der Vorzeit, 20 Villen (Landhäuſern), 16 Triumpfbögen und vielen aus Egypten hierher gebrachten Obelisken mit einer großen Anzahl von Muſeen, voll Statuen und noch einer größern Anzahl von Gallerien mit tauſenden von Gemälden, vereint mit dieſen Denkmälern, dieſen Statuen, dieſen Gemälden, verſchiedenen Jahrhunderten angehörend, eine Pracht, eine Schönheit, einen Geiſt, wovon ſich der Menſch kein Bild zu ſchaffen vermag. Würde ich es verſuchen, Ihnen, mein Freund, von allen dieſen nur eine flüchtige Idee geben zu wollen, ſo hieße dieſes, ſolche Meiſterwerke entſtellen; würde ich es wagen alle Quellen der Sprache und alle Formen der Bewunderung zu erſchöpfen, ſo würde dieſes noch unter der tiefſten Stufe der Wirklichkeit ſtehen. Ich tröſte mich jedoch über dieſes Unvermögen, weil Ihnen, wie mir, Rom weniger für den Tempel der Künſte als für die heilige Halle des Chriſtenthums gilt; beruhigt durch dieſen Gedanken, iſt Rom, nicht als der Schooß der Künſte, ſondern als die Hauptſtadt aller der Welttheile, in welchem das Himmelslicht der chriſtlichen Lehre leuchtet, der Anziehpunkt meines religiöſen Blickes.

---

*) Die Stadt Rom iſt noch jetzt — wie ein ſehr geiſtreicher und wohlunterrichteter Schriftſteller ſagt — obſchon ſeit Jahrtauſenden durch mancherlei feindſelige Schickſale heimgeſucht, die herrlichſte aller Städte. Die Ruinen des alten, wie die Prachtgebäude des neuen Roms umſchwebt der Zauber heiliger Schauer und Würde; glänzende Erinnerungen aus allen Zeiten ſind an die Denkmale geknüpft, die bei jedem Schritte des Wanderers ſich häufen. Das Leben der Vorzeit und Gegenwart erſcheint nirgend ſo, wie innerhalb der Mauern Roms; jenes claſſiſch in aller ſeiner nach außen gekehrten Kraftfülle, dieſes in ſeinem mehr nach Innen gerichteten beſchaulichen Treiben voll romantiſchen Reizes. Daher der tiefe, unauslöſchliche Eindruck, den Rom auf jeden ſinnigen unbefangenen Gaſt macht, daher die Sehnſucht ſo vieler, die dort geweſen, dahin zurückkehren. Anm. des Ueberſ.

Der heutige Tag sei dem Geschäft geweiht, mich Ihnen über Roms vier Hauptkirchen, über die von St. Peter, von St. Johann von Lateran, von St. Paul und von Santa=Maria=Maggiore mitzutheilen. Warum ich mit der vierten beginne, werden Sie leicht einsehen, wenn ich Ihnen sage, daß diese Kirche den Namen der Gottesmutter, die auch unsere Mutter ist, führt:

Maria, unaussprechlich heil'ger Name,
Dem himmlischen Gesang der Seraphim entlehnt,
Den man der Himmelssprache keuschen Ausfluß nennt,
Der Trost und Rührung spendet unserm Grame;

Maria! — O! wem zittert nicht die Stimm' vor Wonne
Bei diesem Namen, welcher Weltenherrschaft übt,
Ein Name, der so schön, so süß, so ungetrübt,
Wie Edelstein so klar, so rein ist wie die Sonne.

Vor dieser Hauptkirche ist ein schöner freier Platz, in dessen Mitte sich eine prächtige Granit=Säule erhebt. Diese Säule hat eine Höhe von 130 Fuß und auf derselben steht das Bild der heil. Maria in vergoldeter Bronze.

Es geht die Sage, daß 353 unter der Regierung des Papstes Liberius, ein vornehmer Mann, Namens Patrizi, am 5. August Schnee fallen sah, wie ihm die heilige Jungfrau im Traume vorhergesagt hatte. Zum Andenken an dieses Wunder ließ er eine kleine Kirche bauen, und gab ihr den Namen: Unsere liebe Frau vom Schnee. Papst Sixtus III., der das verfallene Kirchlein 442 wieder in Stand setzen ließ, erhob es zu einer Kirche von ihrem gegenwärtigen Umfange, ließ dahin die heilige Krippe bringen und sie erhielt nun den Namen »heilige Maria von der Krippe;« als die schönste der Kirchen, die zur Ehre Mariens erbaut worden sind, erhielt sie in der Folge den Namen: »Santa=Maria=Maggiore.«

Es giebt Tempel, über deren Schwelle man nur mit dem Gefühle einer gewissen Furcht tritt, und in deren Raume das Herz bebt, als stünde man vor dem Richterstuhle des aller=

höchsten Richters; aber hier ist der zermalmende Eindruck, den dieser Gedanke auf unsere Schwachheit macht, bedeutend gemildert; in den Hallen dieser Kirche durchströmen unsere Brust nur die belebenden Wellen des schönsten kräftigsten Trostes, welchen die Religion einzuflößen vermag; man ist im Hause Mariens, man steht vor der Krippe des Erlösers. Kaum hatte ich diese Kirche betreten, als ich mich vor der Kapelle, in welcher die heilige Krippe aufgestellt ist, auf meine Kniee niederwarf; es erfaßte mich der Gedanke an Bethlehem, die Erinnerung an die Tage, die ich dort gelebt; ich sah mich für einen Augenblick an die Stätte zurückgesetzt, wo Jesus geboren wurde, an die heilige Grotte, die ich so öft mit meinen Thränen benetzt hatte. Und nun flossen sie wieder; aber es waren die Thränen der Wonne, ich fühlte mich glücklich. Nachdem ich mich einige Zeit diesen süßen Empfindungen hingegeben hatte, kehrte ich zu mir selbst zurück, mein Herz schlug in Wehmuth und Beklommenheit, und es entstieg demselben ein tiefer Seufzer. — So sind nun sechs Jahre hingegangen — sagte ich zu mir selbst — seitdem du deine Lippen erglühend in Dank und Liebe, auf den Marmorboden des Heiligthums von Bethlehem gedrückt hast! sechs Jahre sind dahin gegangen! Als Christ, mehr noch als Mönch, solltest du wissen, daß jeder deiner Tage dem Streben nach Vervollkommnung geweiht seyn muß, das hast du gewußt, wirf nun heute in dein Inneres den prüfenden Blick; welche Fortschritte im Guten hast du seit jener Zeit gethan: bist du besser geworden? — Für diese Frage, an mein Bewußtseyn gestellt, hatte ich keine Antwort, denn ich fürchtete, von der heiligen Krippe gehört zu werden. Ich schlug an meine Brust, erhob mich von meinen Knieen, und in reicherem Maße strömten meine Thränen; ach, es waren nicht mehr die Thränen der Wonne, der Herzenserhebung, die ich noch vor wenigen Augenblicken vergossen hatte.

Der Säulengang der Kirche umschließt die kolossale Broncestatue Philipps III. Königs von Spanien. Die Könige

dieses Landes führen den Titel und genießen die Vorrechte der ältesten Domherrn von Santa-Maria-Maggiore. Ob Christinen und Isabellen etwas daran gelegen ist die Würde von Stiftsdamen dieser Kirche zu bekleiden, ist mir unbekannt. Die Kirche umfaßt drei Schiffe, welche von sechs und dreißig jonischen Säulen aus weißem Marmor getragen werden. Das Mittelschiff höher liegend, als die Seiten-Schiffe, besitzt den größten Reichthum, und ist im auserlesensten Geschmacke ausgestattet. Mit dem ersten Golde, das Ferdinand und Isabella aus Peru erhielten, wurde seine Decke zur Zeit Alexanders VI. vergoldet. Es ist ein schöner Anblick, wenn die Monarchen der Hülfe ihres Gottes günstige Erfolge zuschreiben, ihm die Erstlinge ihrer Siege darbringen, und durch diese Opfergaben das Geständniß ablegen, daß, wenn sie auch auf einem Throne stehen, ihr Daseyn nichts desto weniger durch Gottes Hand und durch seine höchste Macht beherrscht wird.

Wie in andern Hauptkirchen, steht auch der Hochalter von Santa-Maria-Maggiore abgesondert. Ueberwölbt, von einem Thronhimmel, der auf vier Porphyrsäulen ruht, besteht er aus einem großen Sarkophage, der, wie man sagt, die Gebeine des Stifters dieser Kirche aufgenommen hat. Der Deckel des Sarkophages von weißem und schwarzem Marmor, durch vier Kinderstatuen von vergoldeter Bronze gestützt, bildet die Altarplatte.

Nicht ferne von da sind zwei prachtvolle Kapellen, deren eine von Sixtus V. gestiftet, die Sixtinische genannt wird, und das bewunderungswürdige Mausoleum dieses Papstes enthält. Dasselbe wird gebildet von vier Säulen aus grünlichtem Marmor (verde antico), die einen Thronhimmel tragen, unter welchem die Statue dieses Papstes in knieender Stellung ruht. Dieses Denkmal schmücken die Statuen der Liebe und der Gerechtigkeit, die des heiligen Franziskus von Assisi und des heiligen Antonius von Padua. Ihm gegenüber sieht man das Grabmal Pius V., dessen Urne von grünlichtem Marmor,

das Werk einer Meisterhand ist. Ein prachtvoller Tabernackel dieser Kapelle bewahrt das Hochwürdigste.

Die andere Kapelle, genannt die Borgheſiſche, enthält die Grabesstätte Pauls V., eines Sprößlings der hochberühmten Familie Borgheſe, welcher als der Gründer dieser Kapelle angeſehen wird. Es möchte ihm übrigens nur ihre Wiederherſtellung zugerechnet werden können, da auch der vor ihm verſtorbene Clemens VIII. in ihrer Gruft ruhet. Statuen und Basrelifs ſchmücken ihre Sarkophage ſo wie auch der Altar mit einem Reichthume an allem, was man ſich von hohem Werth und von beſonderer Seltenheit vorſtellen kann, ausgeſtattet iſt. Lapis-lazuli bildet den Hintergrund, und aus der Mitte des Altars lächelt uns der heiligen Jungfrau Bild, der Sage nach ein Gemälde des heiligen Lukas, unter einer ſtrahlenden Diamantenkrone. Im Vordergrunde des Altars erblicken wir einen Basrelif, welches das Wunder vom Schnee darſtellt.

Unter den andern Grabmälern dieſer Hauptkirche erſieht man noch jenes von Nicolaus IV. und jenes von Clemens IX.

Beim Eingange in die Sakriſtei ſteht der von einem geſchmackvollen Geländer umfaßte Taufſtein. Aus der Mitte einer großen Porphyrſchale, welche das Waſſer der Wiedergeburt aufnimmt, erhebt ſich die Statue des heiligen Vorläufers.

Unter den Merkwürdigkeiten dieſer Kirche, verdienen eine beſondere Erwähnung die Moſaikgemälde, die im fünften Jahrhundert in Folge eines Gebotes des Papſtes Sixtus III. zur Zierde dieſer Kirche angebracht wurden, und die ſich noch an dem Bogen befinden, der das Chor von dem Schiffe ſcheidet. Dieſer Papſt ließ dort das Bild der heiligen Jungfrau in Moſaik-Arbeit errichten, um Zeugniß zu geben von ihrer Eigenſchaft als Mutter Gottes, nach dem die allgemeine Kirchenverſammlung zu Epheſus das Verdammungsurtheil über das Ketzerthum des Neſtorius ausgeſprochen hatte. Nur wenige Reiſende würdigen jenes Denkmal des hohen Alters dieſer Kirche

einer aufmerksamen Beschauung und doch ist es um so werthvoller, als die zweite Kirchenversammlung von Nicäa dieses Monument, als einen Beweis für die Tradition der Kirche über die Verehrung der Bilder angeführt hat.

Um Santa-Maria-Maggiore im Strahlenglanze ihrer höchsten Pracht zu sehen, muß man sie am Weihnachtstage betreten; an diesem Tage wird das Auge von dem Glanze des Goldes, mit welchen diese Kirche, vielleicht zu reich, geschmückt ist, durch den Wiederschein des Flammenmeeres geblendet, das aus unzähligen Wachskerzen in alle Theile der Kirche ausströmt; und wie einst zu Bethlehem, wo vor der Krippe des Erlösers Könige und Hirten ihre Kniee gebeugt hatten, so beten auch hier, im Staube niedergesunken, die Vornehmsten und die Niedrigsten, die Reichsten und die Dürftigsten, an den Stufen der Krippe, welche in einem maßiv aus Silber gefertigten Reliquienkasten bewahret ist.

Eine Bemerknng, die zur Erhöhung der Ehrfurcht für diese Kirche wesentlich beiträgt, darf ich nicht umgehen, nemlich die, daß diese Krippe das Holz der wahren Krippe ist, während jetzt zu Bethlehem der Pilger nur mehr die heiligen Orte sieht, wo einst dieses Holz seinen Platz gehabt. Nach einigen Gelehrten steht Santa-Maria-Maggiore auf der Stelle, die einst der Tempel der Juno-Lucina eingenommen; und nach ihnen sind die Säulen, mit welchen die Kirche geziert ist, aus den Ruinen jenes Tempels entnommen.

Andere widerlegen diese Behauptung. Was mich anbelangt, mein lieber Carl, so will ich mir, der ich kein Gelehrter bin, auch kein Urtheil darüber anmassen; aber ein Blick auf diese Krippe erregt in mir alle die Gefühle, welche sie in dem Herzen eines jeden Christen erzeugt, und die ich mit sorgsamer Liebe pflegen werde. Diese Juno, dieser Jupiter und diese Unzahl von Götter und Göttinen, können mir nur ein Belächeln abgewinnen, da ein Kind, geboren unter dem Strohdache, und in der Dunkelheit eines Stalles, alle diese lächer-

lichen Gottheiten von ihrem luftigen Olymp in die endlose Tiefe des Nichts gestürzt hat.

Treten wir nun, lieber Freund, aus den heiligen Hallen von Santa-Maria-Maggiore in die der St. Peterkirche über, und staunen ein Gotteshaus an, das durch seinen Umfang, durch die Regelmäßigkeit seiner Formen, durch die reiche Pracht seiner Verzierungen und durch die Sorge und Reinlichkeit, welche ihrer Erhaltung gewidmet wird, alle andere Kirchen weit überragt und vielleicht das schönste Gebäude der Welt ist. Oft muß man diesen Dom besuchen und dann sein Inneres mit genau prüfendem Blicke durchforschen, um das Edle des Planes, die Kühnheit der Unternehmung und die Vollkommenheit der Ausführung in seinem ganzen Umfange aufzufassen. Wäre auch diese Kirche das einzige Gebäude in ganz Rom, so würde doch eine Reise dahin durch ihren Besuch reichlich vergütet seyn, denn weder Paris noch London besitzen ein ähnliches Wunder der Baukunst; für sie haben sich alle Künste vereint und die ausgezeichnetsten Künstler den Reichthum ihres Wissens entfaltet, um ihr den höchsten Grad von Schönheit zu geben. Die St. Peterskirche ist nicht allein das Meisterwerk Italiens, sie ist das Wunder der Welt.

An dem nordwestlichen Ende Roms, am Fuße des Berges Vatikan, nach der Gegend hin, wo die Gärten Nervs lagen, erhebt sich die St. Peterskirche. *)

Constantin hatte im Jahre 325 auf dieser Stelle eine ansehnliche Kirche zur Ehre des Apostel-Fürsten erbaut. In Mitte des fünfzehnten Jahrhunderts drohte sie den Einsturz und

---

*) Bramante begann den Bau; ihm folgten Sangallo und Peruzzi; aber den größten Theil der Zeichnungen lieferte Michael Angelo, der die ungeheure Kuppel darauf setzte, die bis zur Spitze des Kreuzes 68 Toisen hoch ist. — Späterhin arbeiteten mehrere Architecten daran; Maderni vollendete die Vorderseite und die beiden Thürme. — Der ganze Bau währte von 1506 bis 1614 und kostete 45 Mill. römische Thaler.

Anm. des Uebers.

Papst Nikolaus V, machte den Entwurf zu ihrer Wiederherstellung. Der Ruhm der Ausführung aber war einem seiner Nachfolger vorbehalten.

Julius II. 1503 zur päpstlichen Würde erhoben, ein Mann von ausgezeichnetem Geiste und für großartige Unternehmungen geschaffen, wollte sich durch ein ausgezeichnetes Denkmal verewigen, und legte nach geschehener Berathung mit den ausgezeichnetsten Baumeistern am 18. April 1506 den Grundstein zu dieser Kirche.

Der Platz, über welchen man zur St. Peterskirche gelangt, bildet einen Vorhof, dessen Großartigkeit das Gebäude verkündet, für welches er gemacht ist. Eine vierfache Säulen-Kolonnade bildet die Halle, welche im Halbkreise zur Façade der Kirche ausläuft, und deren Breite mit der ungeheueren Tiefe im Einklange steht. Ueber der bedeckten Gallerie dieser Kolonnade, die das Auge entzückt, erhebt sich eine Balustrade, auf welcher eine Reihe von hundert sechs und dreißig Bildsäulen heiliger Martyrer und Ordensstifter, und in Zwischenräumen die Wappen jener Päpste aufgestellt sind, welche an dem Bau dieses Prachtwerkes Theil haben. Papst Alexander VII. legte 25. August 1661 den Grundstein zu diesem Porticus, welcher hierauf nach dem Plane und unter der Leitung des Ritters Bernini zur Ausführung gebracht wurde. Auf der Mitte des Platzes erhebt sich ein Obelisk, aus einem einzigen Granitblocke gehauen von 74 Fuß Länge und mit Einschluß des Piedestals und des Kreuzes, das auf seine Spitze gepflanzt ist, von 124 Fuß Höhe. —

Dieser Obelisk gehört unter diejenigen, welche man dem Pheron, Sohn des Sesostris, zuschreibt, der, wie Herodot erzählt, im Sonnentempel 2 Obelisken geheiligt hat. Kaiser Caligula ließ diesen Koloß von Alexandrien nach Rom schaffen. Dürfen wir der Versicherung des Plinius Glauben schenken, so war das Schiff, welches den Obelisk trug, das größte, das je auf dem Meere gesegelt; es war an sich schon ein Wunder.

Dieser Obelisk war in dem Circus des Nero aufrecht stehen geblieben, bis Nikolaus V. den Gedanken faßte, ihn auf den Vorplatz der St, Peterskirche zu übertragen. Er starb aber zu früh, um die Ausführung dieser Idee ins Leben treten zu lassen. Paul III. wollte das Unternehmen dem Michel-Angelo Buonaroti übertragen, doch dieser lehnte es von sich ab, da er nicht den Muth hatte, gegen die Hindernisse anzukämpfen, die sich ihm entgegen stellen würden.

Dreißig Jahre später bestieg Sixtus V. den römischen Stuhl, Ein Mann von unternehmendem Geiste und von Charakterstärke, so wie die Regierung der Kirche in jener Zeit ein Oberhaupt nöthig hatte, das den wüthenden Stürmen, von denen sie erschüttert zu werden drohte, zu gebieten vermochte, fand dieser Papst seine Freude darin, Europa zu zeigen, daß die Hindernisse, welche einigen seiner Vorgänger unübersteiglich waren, ihn nicht abhalten sollten, den lange genährten Plan zur Ausführung zu bringen. Wie dem auch sey, seine erste Sorge gleich beim Antritt seiner Regierung war, die Mittel ausfindig zu machen, den Vorplatz von St. Peter mit diesem Obelisk zu schmücken. Er berief nach Rom alle Architekten und Mechaniker, die einen Ruf hatten; aus ganz Italien, selbst aus Griechenland sammelten sie sich um den Papst; es wurde eine eigene Commission ernannt, um die Pläne zu diesem Riesenwerke zu prüfen, deren mehr als fünfhundert vorgelegt wurden. Nach langwieriger und strenger Prüfung erkannte die Commission dem Plane des Dominikus Fontana den Preis zu, jedoch mit dem Vorbehalte, die Ausführung dieses Planes zwei Baumeistern zu übergeben, die durch Alter und Erfahrung dem Riesenwerke gewachsener wären. Der Papst fand diesen Ausspruch höchst unbillig; seine Vernunft sagte ihm, daß sich von dem Erfinder solch eines Planes, mehr als von jedem Anderen die gelungene Ausführung erwarten lasse, er übertrug sie daher nebst großer Ermächtigung dem Fontana.

Die Maße dieses Monuments, welche nach Fontanas Berechnung, ein Gewicht von 963,537 römische Pfund hatte, trat der Fortbringung als das wesentlichste Hinderniß entgegen; auch dieses ward besiegt und am 15. April 1586 wurde der Obelisk zwei Palmen *) hoch über sein Fußgestell gehoben, am 7. Mai zur Erde niedergelegt, und so gering die Entfernung von der Stelle war, wo er aufgerichtet werden sollte, so verflossen doch 4 Monate, bis man mit seiner Dahinschaffung zu Stande gekommen war. Durch die Anwendung von 44 Maschinen, welche von 800 Menschen und 150 Pferden in Bewegung gesetzt wurden, kam man im Zeitraume von 5 Stunden dazu, ihn aufzurichten, und senkrecht auf enorme Eisenstangen zu setzen, die ihn in seinem Stützungspunkte hielten. —

Der Donner der Kanonen und das Geläute der Glocken verkündigten in diesem Augenblick das Gelingen eines Werkes, welches Fontana mit Ruhm bekränzte und den Wünschen des Papstes Genüge leistete. Von dem Acte der Aufstellung erzählt man sich folgendes: Fontana hatte sich in seinen Berechnungen der nöthigen Länge der Seile getäuscht; die Aufstellung des Obelisks wäre nicht zu Stande gekommen, hätte sich nicht unter den Zuschauern ein Seefahrer von San-Remo Namens Bresca, befunden, der, mit Kennerauge die unrichtige Berechnung ersehend, ungeachtet des an die umstehende Menge erlassenen Verbotes, während der Aufstellung nicht ein Wort zu sprechen, aus voller Kehle schrie: Acqua alle funi! (Wasser auf die Seile). — Dieser Zuruf machte den Architekten auf die Nothwendigkeit aufmerksam, die Seile benetzen zu lassen, welches ihm ein Mittel gab, sie mehr zu verengen. Man sagt, der Papst habe diesem Schiffskapitain zur Belohnung seines gemessenen Rathes für ihn und seine Nachkommen das Privilegium ertheilt, an die Kirchen von Rom die Zweige zu liefern, mit welchem sie sich jeden Sonntag schmücken. Der Schrift-

*) In Italien ist die Palme ein Längenmaaß von einer Spanne. Anm. d. Uebers.

steller, aus welchem ich diese Anekdote entlehnt habe, bemerkt, es sey möglich, daß sie zu jenen tausend Mährchen gehöre, womit der gemeine Mann sich über das glückliche Loos des Genies tröstet; indessen, wahr ist es, daß diese Begebenheit unter den Freskogemälden in der Bibliothek des Vatikans dargestellt ist.

Am 27. des nämlichen Monats, wurde der Obelisk nach einer feierlichen Prozession eingesegnet, und auf seine Spitze das Kreuz gepflanzt, womit durchgehends alle Obeliske Roms geschmückt sind. — Die Kosten beliefen sich auf 40,000 römische Thaler. —

Der Granit, aus welchem Roms Obelisken gehauen sind, ist eine sehr harte Masse, aus einer Vermengung anderer rother, mit schwarzen Flecken untermischter Steine, den Alten unter dem Namen: Sienit-Marmor bekannt. »Die Könige — sagt Plinius, indem er von den Hirtenkönigen spricht, benützten mit großem Eifer diesen Marmor, um daraus eine Art scharf behauener Balken zu bilden, denen sie den Namen Obelisk gaben, und die sie der Sonne weihten. Ihre Gestalt hatte einige Aehnlichkeit mit den Strahlen dieses Gestirnes und selbst das Wort Obelisk bezeichnet in der Sprache der Egyptier einen Strahl. Nuncoree, Herrscher in der Sonnenstadt, war der erste, der zu Folge eines im Traume erhaltenen Befehls damit begonnen, und es mangelte ihm nicht an Nachahmern.« — Dieser Mittheilung des Plinius zufolge darf man die Erfindung der Obeliske der grauen Vorzeit zuerkennen. Als die römischen Kaiser sich Egyptens bemächtigt hatten, ließen sie mehrere Obeliske nach Rom bringen, und sie zur Verzierung der öffentlichen Plätze, der Circus und anderer Orte, wo sie die Erhabenheit ihrer Macht selbstgefällig ins Auge treten lassen wollten, verwenden. Es gehört wirklich zu den bemerkenswerthen Erscheinungen, daß sowohl der Obelisk auf dem Vorplatze von St. Peter, so wie zwei minder beachtungswerthe, einst vor dem Mausoleum des Augustus, und jetzt der eine rückwärts von Santa-Maria-Maggiore, der an-

dere auf Monte-Cavallo aufgestellt, keine Hieroglyphen enthalten; da aber, nach Champollion die Denkmäler, welche man im Vordergrunde der Tempel errichtete, der Geschichte angehören, so mußte ihnen eine Inschrift gegeben werden. — Die Inschriften, welche Papst Sixtus V. auf diese Obeliske setzen ließ, beziehen sich auf das Kreuz, welchem er sie gewidmet hatte.

Oben liest man der Kirche gegenüber:

SANCTISSIMAE CRUCI SACRAVIT SIXTUS V. PONT. MAX. È PRIORI SEDE AVULSUM ET CAESARIBUS AUGUSTO ET TIBERIO ABLATUM *).

Auf dem Piedestal. Gegen Ost:

ECCE CRUX DOMINI: FUGITE PARTES ADVERSAE: VICIT LEO DE TRIBU JUDA **).

Gegen West:

CHRISTUS VINCIT, CHRISTUS REGNAT, CHRISTUS IMPERAT, CHRISTUS AB OMNI MALO PLEBEM SUAM DEFENDAT ***).

Gegen Nord:

SIXTUS PONT. MAX. CRUCI INVICTAE OBELISCUM VATICANUM AB IMPURA SUPERSTITIONE EXPIATUM JUSTIUS ET FELICIUS CONSECRAVIT ANNO MDLXXXVI. PPNT. II. †)

Gegen Süd:

SIXTUS V. PONT. MAX, OBELISCUM VATICANUM AD APOSTOLORUM LIMINA OPEROSO LABORE TRANSTULIT ANNO MDLXXXVI. PONT. II. ††)

---

*) Dem heiligsten Kreuze weihte Papst Sixtus V. diesen Obelisk, der unter den Kaisern Augustus und Tiberius von seinem frühern Standorte hinweggenommen und fortgebracht ward.

**) Siehe das Kreuz des Herrn, fliehet ihr Feinde, der Löwe vom Stamme Juda hat gesiegt! —

***) Christus überwindet: Christus herrscht: Christus gebietet: Christus wolle sein Volk vor allem Uebel bewahren.

†) Papst Sixtus hat den Vaticanischen Obelisk von dem schmutzigen Aberglauben gereinigt und ihn mit größerem Rechte und Glücke dem unüberwindlichen Kreuze geweiht, i. J. 1586, seines Pontificats im II.

††) Papst Sixtus V. hat den Vaticanischen Obelisk mit mühsamer

Und ganz am untersten Rande des Obeliskes stehen zur Erinnerung an den Baumeister die Worte:

DOMINICUS FONTANA EX PAGO MILI AGRI NOVOCOMIENSIS TRANSTULIT ET EREXIT *).

Auf der rechten und linken Seite des Obeliskes hat man in gleichweiter Entfernung Fontainen angebracht, die aus einer doppelten Schale von Granit aufsteigend, eine großartige Wirkung hervorbringen, und zur Verschönerung dieses Platzes wesentlich beitragen. Ununterbrochen steigt aus ihren Mündungen die Wassermasse zu solch einer Höhe empor, daß ihr Strahl eine dicht gewundene weiße Garbe bildet, die sich beim Rücksturz in Staub aufzulösen scheint.

Als die Königin Christina von Schweden zum erstenmale dieses Kunstwerk sah, war sie von diesem Anblicke sehr ergriffen; als sie aber, in der Meinung, man gebe dieses Schauspiel ihr zur Ehre, die Begleitung bat, dem Steigen des Wassers Einhalt zu thun, da hörte sie mit dem größten Staunen, daß diese Springbrunnen seit beinahe einem Jahrhundert ihr Wasser zu dieser Höhe ausströmten. — Aus einer Entfernung von acht Meilen wird das Wasser hiehergeleitet, steigt zu einer Höhe von 25 Palmen und stürzt in ein Becken zurück, welches einen Umfang von 126 Palmen hat. Die Wassermenge ist so reichhaltig, daß sie zum Getriebe großer Mühlen genügen würde.

Vereinet der Vorplatz der St. Peters-Kirche schon so viel Anziehendes in sich, um die Freunde der Kunst an seine Beschauung zu fesseln, und mit Bewunderung zu erfüllen, so hat er nicht weniger Anziehungskraft für die Gläubigen durch die Wunder, deren Erinnerung er in uns aufregt. Dieser Platz war der Circus eines Nero, der Schauplatz seiner Unmenschlichkeit, welchen er mit Christenblut getränkt. Als un-

---

Arbeit an das Grab der Apostel versezt, im Jahre 1586, seines Pontificats im II.

*) Dominikus Fontana von Mili, im Gebiete von Como hat ihn versezt und aufgerichtet.

ter Neros Regierung die Wuth unbezähmbarer Flammen, deren Veranlassung man ihm selbst zuschrieb, beinahe ganz Rom in Asche gelegt hatte, suchte der Tyrann die gegen ihn empörten Gemüther zu beschwichtigen und das Geschrei des Aufruhrs zu ersticken, es konnte ihm aber nicht gelingen, wenn er nicht dem Hasse des Volkes ein anderes Opfer vorzuwerfen hatte und zu diesem erwählte er die Christen, die er der Brandstiftung beschuldigte; und gab Befehl zu ihrer Verfolgung. Aber Nero war nicht der Mann, dem es an gewöhnlichen Todesstrafen genügte, er erfand Martern, deren Gräßlichkeit unerhört war, ja er übertraf sich selbst an Grausamkeit. Auf seinen Befehl wurde eine Anzahl Christen in Thierhäute genäht und dem zerfleischenden Zahne grimmiger Hetzhunde Preis gegeben; andere wurden vom Scheitel bis zur Sohle mit Harz bestrichen, an Pfähle angebunden und von unten auf verbrannt. Und der Wütherich Nero, gefühllos gegen das Jammergeschrei der Unglücklichen, froh sich fühlend, die wilde Lohe seiner Blutbegierde, seines Christenhaßes in ihrem Todesröcheln kühlen zu können, wandelte in den Nächten, welche durch diese grauenvollen Flammen zur schauderhaften Helle erleuchtet waren, in seinen Garten umher, lenkte seinen Wagen und sang Lieder ab. Auch der heilige Petrus und der heilige Paulus haben in der blutigen Zeit dieser Verfolgung am Fuße des Capitols unter den furchtbarsten Martern ihr Leben ausgehaucht, und auf der nämlichen Stelle versammeln sich seit 18 Jahrhunderten die Pilger aller Welttheile, um der Asche dieser heiligen Martyrer ihre Verehrung darzubringen. Altäre sind emporgestiegen aus dem Boden, der mit Christenblut gedüngt wurde, und die wunderbare Fügung der göttlichen Vorsehung ließ auf dem nämlichen Boden die Kirche des Apostelfürsten erbaut werden, auf welchem einst der Pallast des ersten Christenverfolgers seine stolzen Zinnen erhoben hatte. Auf dieser Stelle haben sich die verschiedensten Extreme berührt, und eben diese Berührung beurkundet den glänzenden Sieg der Duldung über die Grausamkeit, der Tu-

gend über das Laster, der Wahrheit über den Irrwahn, der Wirklichkeit der christlichen Lehre über die Märchen des Heidenthums. — Gibt es einen auffallenderen Contrast, gibt es irgend einen Gegenstand, der unserer ernsten Betrachtung würdiger wäre?

Diesem Vorplatze von St. Peter widmete man einst die größte Verehrung, so zwar, daß Pius V. als er eines Tages an der Seite eines polnischen Gesandten, der ihn um Reliquien für sein Land gebeten hatte, darüber hinschritt, sich bückte, mit beiden Händen Erde auffaßte, sie in sein Schnupftuch that, und dieses dem Gesandten mit den Worten hinreichte! »Nehmen Sie diese Erde hin, sie ist die kostbarste Reliquie, die ich Ihnen zu geben vermag.« —

Eine prachtvolle Treppe mit Marmorstufen, an deren Fuß sich die Statuen der heiligen Apostel Petrus und Paulus erheben, führt zur Kirche. Von Stufe zu Stufe bewundert man immer mehr die herrliche Façade, die eine Höhe von 251 Palmen und eine Breite von 532 Palmen hat; ihre Verhältnisse sind in der Art, daß die an ihr hinlaufenden Säulen, deren jede mit Einschluß des Piedestals und des Kapitals 128 Palmen hoch ist, in Mittelgröße erscheinen, und man erst nahe an sie hintreten muß, um ihre Dimension beurtheilen zu können; jedoch kann man an dieser Façade unbeschadet ihrer majestätischen Gestaltung rügen, daß sie für ihre Länge nicht Höhe genug hat. Es mag wohl seyn, daß Maderno, ihr Erbauer, diesen Verstoß gegen das Verhältniß deßwegen zuließ, um nicht einen Theil der Kuppel zu überragen, deren imposanter Anblick die schönste und edelste Ausschmückung dieser Kirche ist. —

Fünf große Eingänge führen in die Vorhalle, an dessen Seiten 2 Gallerien hinlaufen, deren jede in ihrer äußersten Spitze eine Reiter-Statue von heroischer Haltung zeigt, welche in der Vertiefung einer großen Mauerblende unter Pavillons und Draperien aufgestellt sind. Die Reiter-Statue zur Rechten ist das Bild Constantins, dem Augenblicke entlehnt,

wo ihm das Wunderzeichen erscheint, unter welchen ihm der Sieg werden sollte; die zur Linken zeigt uns Carl den Großen mit der Lorbeerkrone bekränzt, wie einst die Kaiser Roms sie trugen. Eine seltene Pracht herrscht in dieser Vorhalle, ihr Eindruck auf Auge und Gemüth ist von solcher Stärke, daß man leicht in den Fall jenes Schweizers kommen könnte, der, nachdem er eine Reise nach Rom eigens gemacht hatte, um die St. Peterskirche zu sehen, wieder fortgieng, ohne ihr Inneres betreten zu haben; denn man konnte ihn unmöglich überzeugen, daß er nicht die Kirche selbst, sondern nur ihre Vorhalle gesehen habe.

Mit den fünf Pforten der Façade stehen fünf andere in Verbindung, welche in das Innere der Kirche führen. Die zur rechten Seite, genannt das heilige Thor, ist vermauert, und seit dem Jahre 1500 beginnt alle 25 Jahre die Jubelfeier der Kirche damit, daß man diese Pforte öffnet, um durch ihre Erschließung den Eintritt der Zeit der Gnade und des Ablasses zu versinnlichen. Mit dem Schlusse des Jubiläums wird auch sie wieder verschlossen. Auf der Mauerwand, welche diese Pforte schließt, ist ein großes Kreuz von vergoldeter Bronze angebracht, welches die Pilger im Vorübergehen küssen; auch kratzen sie ein Stückchen Gyps von der Wand ab, über dessen Mitnahme sie sich wie eines Besitzes von Reliquien erfreuen. —

Die zwei Flügel der Mittelpforte, an welcher einige geheiligte Abbildungen und einige Thaten aus dem Leben Eugens **IV.** zu ersehen sind, bestehen ganz aus Bronze; der obere Theil ist mit einem Basrelief vom Ritter Bernini geschmückt; es stellt Jesus Christus in dem Augenblicke vor, da er dem Petrus die sorgliche Pflege seiner Heerde mit den Worten empfiehlt: »**Pasce oves meas,**« (»Weide meine Schafe«). Sollten diese authentischen Worte nicht Kraft genug haben, die Irrlehre und die Ketzerei zu vernichten? — Noch muß ich erwähnen, daß jene beiden Thore sowie auch die 3 andern mit Säulen aus wunderschönem Marmor geziert sind.

Wir wollen nun in das Innere treten. Ungeachtet diese Kirche inwendig eine Länge von 837, und eine Breite von 607 Palmen hat, so wird man doch bei dem ersten Anblick von der Größe des Umfanges nicht überrascht, indem alles seine gehörige Stelle so wohl behauptet, alle Parthien unter sich in so natürlicher Einstimmung stehen, und ein so wohl berechnetes Verhältniß herrscht, daß weder die Länge noch die Breite noch die Höhe auffallend ist; da gibt es keine den Blick verletzende Kürze, keine Niedrigkeit oder Zusammenzwängung, es findet auch kein Vergleich statt, den man darüber mit irgend einem andern Gebäude anstellen könnte. Die einzige Ueberraschung ist die, daß man vom Anblick der schönsten Kirche der Welt nicht überrascht, wohl aber von dem Gefühle der Ehrfurcht, von der Majestät Gottes, dessen Dienste diese Wunderhalle geweiht ist, durchdrungen wird. Das ist sein Haus, das ist der Tempel seiner Anbethung. Hier, lieber Freund! ist nur die Sprache von dem, was bei meinem ersten Eintritt mir das Herz bewegte; es war mir nicht möglich, irgend etwas zu beobachten, denn es traten mir zu viele Dinge zur Beschauung entgegen, und ich wollte das Ganze mit einem einzigen Blicke auffassen. Aber nur nach öftern Besuchen, nur, nachdem man mit der Betrachtung ins kleinste Detail gegangen ist, kann man sich von dieser unermeßlichen Zusammenstellung einen Begriff schaffen, und jeder Blick erspähet wieder neue bewunderungswürdige Schönheiten. Der Mensch ist unvollkommen und diese Unvollkommenheit theilt sich, mehr oder minder, selbst seinen herrlichsten Schöpfungen mit; daher wäre es möglich, daß eine erschöpfende Prüfung hier einige Fehler auffinden möchte; aber diese können das Auge nicht verletzen, denn sie gehen spurlos unter in der Regelmäßigkeit des Ganzen.

Beim Eintritt in die Kirche bemerkt man auf der rechten Seite am Auslaufe des Hauptschiffes eine alte Bronce-Statue des heil. Petrus, die uns die größte Verehrung einflößt. Der Heilige ruht in einem marmornen Armsessel, seg-

net mit der einen Hand das Volk, und mit der andern umfaßt er die Schlüssel, jenes Symbol der ihm auf Erden von Gott anvertrauten Gewalt zu lösen und zu binden. Die Pilger, welche sich herandrängen, die Füße des Apostels zu küssen, haben sie durch ihre Küsse ganz glänzend gemacht, und der rechte Fuß besonders ist beinahe abgenützt. Am Tage des heiligen Petrus wird diese Statue mit dem Pontifikalschmucke bekleidet. Nach kirchlichen Urkunden soll der heilige Leo diese Statue gestiftet haben, als das von Attila bedrohte Rom sich wieder frei sah; daß Rom nicht unter den Fesseln eines Attila schmachten mußte, verdankt es größtentheils diesem Papste, der aber in seiner Demuth die Befreiung Roms der Fürbitte der Apostel zuschrieb. Früher wurde diese Statue in dem Kloster von St. Martin aufbewahret, bis sie von Paul V. auf die Stelle überbracht wurde, welche sie gegenwärtig inne hat.

Der am äußersten Ende des erwähnten Hauptschiffes sich erhebende Hochaltar wurde von Clemens VIII. im Jahre 1594 errichtet und eingeweiht. Eine schöne Marmortafel von mehr als 19 Palmen Länge, und mehr als 9 Palmen Breite bildet die Altarplatte, worunter, wie eine fromme Ueberlieferung sagt, ein alter dem heiligen Petrus geweihter Altar, aus den Zeiten des heiligen Sylvester und Constantins gegen das Jahr 330 eingeschlossen ist. Am Hochaltar hält der Papst dreimal im Jahre, nämlich am Weihnachts- am Osterfeste und am heiligen Petrustage das Hochamt; nur er hat das Recht an diesem Altare Meße zu lesen, und wird seine Stelle durch einen Kardinal vertreten, welches gewöhnlich am Tage Petri Stuhlfeyer zu geschehen pflegt, so muß derselbe durch ein specielles nur für ein einzigesmal gültiges Breve dazu ermächtigt seyn.

Der auf dem Hochaltare ruhende kolossale Tabernakel von hohem Werthe und antiker Form, ist von einem Thron-Himmel aus vergoldeter Bronce nach Art eines Baldachin gekrönt, und ruht auf 4 schneckenförmig gewundenen Säulen vom nämlichen Metalle, an denen sich Nebengewinde bis zu den Kapi-

tälern corinthischer Ordnung hinaufschlängeln. Gruppen von Engeln, wovon einige die Tiare, die Schlüssel und sonstige Insignien der päpstlichen Würde tragen, andere aber wunderschöne Blumenkränze auf den Altar zu streuen scheinen, schweben an jedem Ecke des Pavillons. Bernini ist der Schöpfer dieser bewunderungswürdigen Zusammenstellung, der großartigsten Bronzearbeit, die man je gesehen; er hatte sie unter der Regierung Urbans VIII. ausgeführt, dessen Wappenschild auch am Fuße einer jeden Säule angebracht ist. Das Metall welches zu diesem Baldachin verwendet und zu Venedig gekauft wurde, beträgt 186,000 römische Pfunde (das Pfund zu 12 Unzen gerechnet;) der Guß hat 60,000, die Vergoldung 40,000 römische Thaler gekostet.

Nach dem Plane Berninis wurde 15 Jahre später, auf Befehl Alexander VII. im Hintergrunde der Kirche, in der Rundung des Chors das prachtvolle Monument errichtet, welches den Namen: der Stuhl des heiligen Petrus führt. Auf einem Plafond, welchen die heiligen Ambrosius und Augustinus, Väter der abendländischen, und die heiligen Johannes Chrisostomus und Athanasius, Väter der morgenländischen Kirche unterstützen, ist eine Kanzel angebracht, welche zwei Engel gleichsam schützend umschweben. Ueber demselben schwebt der heilige Geist in Gestalt einer Taube, umgeben von einer großen Glorie, deren Strahlen, ganz aus vergoldeter Bronze gearbeitet und durch Gläser erleuchtet, die den Schimmer der Vergoldung im Doppellichte zurückgeben, einen blendenden Glanz ausströmen. Diese Kanzel von Bronze ist ein Reliquienkasten, worin man den hölzernen, mit kleinen Säulen geschmückten und von Figuren aus Elfenbein ganz umgebenen Stuhl des heiligen Petrus mit frommer Sorgfalt bewahrt. Die Lehne dieses Stuhls, welche sich durch die Länge der Zeit in ihren Fugen aufgelockert hatte, wurde durch eine eiserne Schiene wieder befestigt; an den Seiten sind die Hacken angebracht, durch welche man die Stange schob, mittelst deren die Päpste auf diesem Stuhle

am Tage ihrer Krönung getragen wurden, wie dieses im Laufe mehrerer Jahrhunderte zu geschehen pflegte. —

Unter dem Hochaltare befindet sich eine unterirdische Kapelle, in welcher sich die ersten Christen zum Gebeth versammelten, und welche von den Gläubigen der folgenden Jahrhunderte sehr verschönert wurde. In dieser Kapelle befindet sich das Grabmal, welches die Reliquien der berühmten Apostel in sich faßt. Man nennt sie die Confession des heiligen Petrus, obgleich im weitern Sinne des Wortes der Hochaltar, welcher sich über diese Kapelle erhebt, auch diesen Namen führt. Eine doppelte Treppe von weißem Marmor, umgeben von einem Geländer aus verschieden-farbigem Marmor, durch das ununterbrochene Licht von 89 Lampen erhellet, führt zu dieser unterirdischen Kapelle hinab. Diese Lampen jetzt von vergoldetem Kupfer, sind an die Stelle von silbernen gekommen, deren sich an jenen Gräueltagen die französische Republik bemächtigt, indem das französische Directorium den Besitz silberner Lampen für Priester — von ihnen citoyens genannt — deren Beruf es sei über die Segnungen der Armuth zu predigen als eine zu große Verschwendung erklärte. — Die innern Wände dieser Kapelle sind mit kostbaren Steinen bekleidet, und der Pforte von vergoldeter Bronze, die zum Grabmal führt, gegenüber, sieht man die kolossale Statue des bethenden Pius VI., eines der werthvollsten Werke Canovas.

Am Charfreitage werden die Lampen am Altare des heiligen Petrus ausgelöscht. Es war zum Gebrauch geworden, um die aus solcher Maße von Lampen strömende Beleuchtung, durch ein eben so glänzendes Schauspiel zu ersetzen, am Vorabende dem Baldachin gegenüber, ein 25 Fuß hohes metallenes Kreuz aufzustellen, das von 314 Lämpchen erleuchtet wurde. Unbeschreiblich mochte die Wirkung gewesen seyn, welche dieses Lichtmeer auf Auge und Gemüth hervorbringen mußte. Ungeachtet des weiten Umfangs der Kirche goß das Kreuz über die zwei Hauptschiffe und selbst bis an die äußersten Stellen eine klare Erhellung aus; aber gerade der großartige

Effekt, welchen diese Beleuchtung hervorbrachte, bewog im Jahre 1824 Leo XII. die Aufstellung dieses Kreuzes zu untersagen, wie sie auch bisher nicht mehr statt gefunden hat. Daß junge Maler der Kreuzbeleuchtung sehnsüchtig entgegen harrten, um das Helldunkel zur Darstellung der reizenden Reflexe von Licht und Schatten zu benützen, würde weit weniger Aergerniß erzeugt haben, als das Benehmen der zahlreich herbeiströmenden Fremden, die, ohne dieses Kreuz, das Zeichen unsers Heils einer verehrenden Aufmerksamkeit werth zu halten, die Heiligkeit dieser Stätte entweihten und das heilige Geheimniß verhöhnten, dessen Gedächtnißfeier die Kirche an diesem Tage erneuert. Dieser Tag ist der Tag der christlichen Trauer, das Allerheiligste des Tempels umhüllet sich mit dem Trauerkleide, auf dem Altare wird nicht dargebracht das hehre Opfer der heiligen Messe, und wenn die arbeitende Hand des Gläubigen an diesem Tage nicht gänzlich ruht, so geschieht es, weil die Arbeit die Strafe der Sünde ist, und der Tag des Todes unsers Erlösers ein Tag der Buße seyn muß. Dank und Ehre gebührt daher dem Papste, daß er die Veranlassung zum Unfuge, dem er nicht zu steuern vermochte, gänzlich beseitigt und vom heiligen Kreuze die Schmach abgewendet hat, mit der es Unglaube und Ketzerthum befleckt haben würden. Wer waren aber jene Fremdlinge, die sich an diesem heiligen Tage in dem Hauptsitze des Christenthums, in dem Geist und Seele zu hehren Gedanken aufregenden Tempel versammelten, und kein ernsteres Geschäft hatten, als über den frommen Glauben der Christen verhöhnend zu witzeln, unter schallendem Gelächter, frivolem Geplauder, selbst Leckerbissen schmausend, in den geweihten Hallen umherzuschlendern — ein Betragen, das sie sich selbst in einer Moschee nicht erlaubt haben würden? Darf ich es aussprechen, das harte Wort? Christen waren es! Christen, die das Haus ihres Gottes entehrten! Aber es waren solche aus der Schaar der Verirrten, die durch ungerechte Vorurtheile oder durch die Macht eines geheimen Interesse sich noch immer der Kirche fern halten, in deren Schooße ihre

Voreltern gelebt und vollendet haben. Zu dieser Schaar gehörten Engländer, die sich innerhalb ihres Landes das größte Bedenken machen würden, die stille Feier eines Sonntages auch nur durch Klavierspiel zu unterbrechen; zu ihr gehörten Bewohner eines gewissen Theiles von Deutschland, die, hier dem Unfug sich überlassend, zu Hause in ihren verödeten Tempeln die tiefste Stille beobachten; in diese Schaar mengten sich auch junge Franzosen, in deren Seele der Eifer für das Studium der Wissenschaften jedes religiöse Gefühl erstickt hat, und die im Gebiete der Religion keine andere Wahrheit anerkennen, als die sich ihnen im Gewande mathematischer Gewißheit darstellt. Das waren die Fremdlinge, die sich in Rom und in den heiligen Hallen des Gotteshauses versammelt hatten, um hier dem Erlöser am Erinnerungstage an jene unbeschreiblichen Leiden durch Rohheit zu kränken und seine Würde zu schmähen. — Jedoch dürfen wir auch hier Ausnahmen gelten lassen: nicht jeder Franzose, der sich der Literatur widmet, wird von dem Dämon des Unglaubens besessen; wir kennen viele Engländer, die dem Heiligen eine tief gefühlte Achtung weihen und in unsern Tempeln nie die Schranken des Anstandes und der Sittlichkeit überschreiten; nicht alle Protestanten sind es, die das Kreuz, als einen Aushängschild des Aberglaubens erklären; unter ihnen sind, wie ich zu behaupten vermag, viele Beamten hoher und niederer Stellung, die im Bethgemache ihres Hauses ein Kruzifix aufgestellt haben. Nichts destoweniger sagt uns die Erfahrung, daß gerade an den Tagen, wo in Rom große Feierlichkeiten und durch sie die Entwickelung des größten Prunkes unserer Kirche statt haben, die meisten Ausländer da zusammenströmen und durch sittenloses Benehmen den vielseitigsten Stoff zum Aergernisse geben; es ist ja nicht reine Neugierde, die sie hieher führt, um die Gebräuche, die Pracht, die Erhabenheit des Christenthums im schmuckvollsten Feyerkleide kennen zu lernen; eine bösartige Absicht, hier alles mit lauernden Blicken zu durchspähen, gehässige Beobachtungen anzustellen,

nach jedem Schatten von Mängel und Gebrechen mit gieriger Hand zu haschen, ist ihre Wegweiserin nach Rom und bringt sie dann auf schnellem Fuße in ihr Vaterland zurück, um dort die römische Kirche als den Inhalt solcher Verletzungen des Anstandes, des Sittlichen und geregelter Ordnung zu bezeichnen; Verletzungen, die nur sie veranlaßt haben. Nicht fremd sind uns jene Tage der Vorzeit, an welchen Jesus, durchströmt von glühendem Eifer gegen die Entweiher des Hauses seines Vaters, über Käufer und Verkäufer die schwirrende Geißel schwang, und dann nur Ruhe und Gehorsam walteten. Unsere Gotteshäuser sind ein noch viel heiligeres Asyl für Andacht und Selbstbeschauung, als der Tempel von Jerusalem gewesen ist; daher lastet auch eine mehr drückende Schuld auf denjenigen, die frech genug sind, unsere dem Schweigen der Andacht, der Stille der Selbstbeschauung erschlossenen Hallen in das bunte Geräusch einer Schaubühne umzuwandeln. Und dennoch siehst du, großer Gott, diese Ausschweifungen, die bis zu den Stufen des Altars dringen, worin Du deinen heiligsten Ruheplatz gewählet, du siehst jene Frevler selbst an dem heiligen Tage sie begehen, an dem Du dich für sie zum Opfer gebracht hast. O wie unermeßlich ist deine Geduld und Langmuth! —

Es ist mir zum Grundsatz geworden, mich jederzeit aus der Nähe geräuschvoller Feierlichkeiten zu entfernen; ich habe sie glücklicherweise während meines früheren Aufenthaltes in Rom gesehen, und habe ich ihnen auch nicht mit der ungetheilten Aufmerksamkeit beigewohnt, die sie in Anspruch nehmen, so haben sie dennoch einen Eindruck auf mich gemacht den keine Zeit verwischen konnte. Wie möchte wohl jetzt bei solchen aufregenden Erscheinungen meine Haltung seyn, da mich der vertraute Umgang mit dem Gebete, immer inniger an die heiligen Glaubenswahrheiten fesselt. Aber ich kenne meinen Charakter, ein unanständiges Betragen im Hause des Herrn bringt mich außer mir, es würde mei-

nen heftigsten Zorn entflammen und mich in den Stande heftiger Aufwallung zu einer Handlung hinreißen, wodurch ich das Aergerniß, welches meine Hand zur Strafe bewaffnete, durch ein neues vermehren würde. Es ist daher die Klugheit, welche mich bei solchen Gelegenheiten entfernt hält; damit aber auch ich als Christ die Pflichten erfülle, die mir die Religion vorschreibt, so gehe ich am folgenden Tage meine Kniee am Fuße des Altares zu beugen und Gott meine Ehrfurcht und Anbetung darzubringen, gleichsam als eine Ehrenerklärung für alle Schmach, welche Rohheit des Gemüthes und Schwäche des Glaubens unserm Erlöser am verflossenen Tage bereitet hatten. Aber was vermag das schwache Gebet? Es ist nicht genug, daß man über diesen Unfug seufzt; nur die Macht und das Ansehen der Obrigkeit können solche Ausschweifungen zügeln, und sind diese schon zu sehr veraltet, um mit Erfolg dagegen zu wirken, so muß sich mit der öffentlichen Autorität auch das Privat-Ansehen vereinen, um ihnen Schranken zu setzen: dieses kann aber nur dann geschehen, wenn jeder wahre Christ durch schönes Beispiel, durch ernste Warnung, durch den Blick der Mißbilligung jene Ruhestörer eingeschüchtert und sie über sich selbst erröthen macht.

Ich habe Ihnen, theurer Freund! bereits über die Confession des heiligen Petrus und über das, was mich im Hauptschiffe der Kirche am tiefsten ergriffen, so manches gesagt; mein Brief würde kein Ende finden, wollte ich, von da auf die Seitenschiffe übergehend, eine Beschreibung der besondern Kapellen, die ihnen gleichsam als Stütze dienen, und der herrlichen Mausoleen, die unter den Wölbungen derselben errichtet sind, übersenden. Mosaiken, Gemälde und Statuen geben diesen Kapellen eine werthvolle Bedeutung; das Interessanteste aber ist für den Fremden, der sie das erstemal betritt, und einzeln betrachtet, daß sie für sein Auge den Umfang von Kirchen haben, und nach dem Maaße, in welchem er sich davon wieder entfernt, so zu sagen, allmählig in ihr gehöriges

Verhältniß zurücktreten und aus der scheinbaren Kirche wieder zur Kapelle werden. Durch diese Veränderung seiner beschauenden Stellung lernt er den Raum eines jeden Theiles kennen, und den Umfang, welchen das Ganze nach Länge, Breite und Tiefe einnimmt, besser beurtheilen.

In einer dieser Kapellen bewundert man das Bildniß der Muttergottes in der Haltung, wie sie die Leiche ihres Sohnes in ihre Arme schließt. Diese Gruppe wird als eines der Meisterwerke des Michel-Angelo betrachtet, der bei dessen Verfertigung erst fünfundzwanzig Jahre alt war.

Mit einem Aufwande von mehr als 600,000 römischen Thalern errichtete Papst Gregor XIII. die nach ihm genannte gregorianische Kapelle; er hatte die Freude, sie während seines Pontifikats vollendet zu sehen. Unter dem sehr reich ausgeschmückten Altare ruht der Leichnam des heiligen Gregors von Nazianz, welchen Papst Gregor 1580 dahin versetzen ließ; das Mausoleum dieses Papstes, welcher im Jahre 1585 das Zeitliche segnete, ist nicht weit davon. Ein Basrelief auf der Vorderseite des Grabmales bezeichnet die Reform des Kalenders, welche 1582 durch Gregor zu Stande gebracht, und in der Folge selbst von den protestantischen Staaten anerkannt und eingeführt wurde.

Zwei andere Mausoleen erregten noch besonders meine Bewunderung; das eine ist das Mausoleum der Königin Christine von Schweden, die 1689 zu Rom starb. Ein herrliches Basrelief stellt Christinens Abschwörung des Lutherthums dar, welche 1655 zu Innsbruck geschehen. Das andere ist das Mausoleum der berühmten Gräfin Mathilde, deren Gebeine Urban VIII. von Mantua nach Rom bringen ließ. Bekannt durch ihre Vertheidigung der Päpste, ist sie mit einem Scepter in der rechten Hand, und mit der Tiare und den Schlüsseln auf dem linken Arme, abgebildet. Das Basrelief dieses Monumentes zeigt uns Gregor VII., wie er zu Canossa dem vor ihm knieenden Kaiser Heinrich IV. die Absolution ertheilt.

Ich habe Ihnen, mein theuerer Freund! einen Begriff von den niederen Räumen der St. Peters-Kirche mit ihrem reichen Inhalte gegeben, nun wollen wir zur Kuppel hinansteigen, welches das kühnste Werk ist, das die neuere Baukunst gewagt hat, und worüber ich Ihnen nur Einiges sagen werde. Uebrigens will ich Sie keineswegs auf die umfassenden Beschreibungen hinweisen, die bereits von dieser Kuppel erschienen, und wie ich nicht zweifle, sehr genau und umfassend bearbeitet sind; da es aber so viele Dinge giebt, deren Werth, Schönheit, Ausbreitung u. s. w. man nicht zu fassen vermag, ohne daß der Blick in alle seine Theile gedrungen ist, und da ich nur den Wunsch habe, Sie in Rom und mit der Beschauung und Prüfung nicht nur des Innern sondern auch des Aeußern dieser Kirche beschäftigt zu sehen, so werden Sie da unter Leitung eines Künstlers, der mit Plan und Ausführung vertraut ist, die Altanen besteigen, die Tiefe der Mauern, den Umfang der Pfeiler, auf welchen die Kuppel ruht, kennen lernen und am Schlusse ihrer beschauenden Wanderung gestehen, daß, wie ich bereits gesagt, diese Schöpfung von Menschenhänden das erhabenste, das kühnste Werk der Baukunst ist.

»Es wäre wohl möglich, — sagt ein berühmter Schrift»steller — auf einer größeren Oberfläche zahlreichere Stein»massen, zu einer größeren Höhe aufzuschichten; aber aus solch »einer Menge kolossaler Theile ein Ganzes zu bilden, welches »nur das Gepräge der Größe, aus solch einer Aufhäufung »von Reichthümern ein Denkmal zu gestalten, das nur den »Stempel der Pracht trägt, und durch die bewunderungswür»digste Uebereinstimmung der einzelnen Theile in ihren Ver»hältnissen aus so vielen in einander verwebten Wunderwer»ken ein einziges zu schaffen, das ist das Meisterstück der »Kunst, es ist das Werk Michel-Angelos.«

»Es läßt sich wohl nicht zweifeln, daß das Pantheon zu »der Kuppel von St. Peter, über deren Schönheit und Pracht »man nicht genug staunen kann, die erste Idee gegeben haben »mag. Die Künstler bewunderten die imposante Masse des

»Pantheons, dieses von Agrippa, dem Günstlinge Augusts, »zu Rom auf dem Marsfelde allen Göttern errichteten Tempels »an; das Volk konnte nicht begreifen, wie die Erde solch ein »Gebäude zu tragen vermöge. Da sprach Michel-Angelo: »»Ich werde ein Pantheon in die Luft bauen.«« — und »unter seiner kühnen Hand stieg der Dom zu St. Peter zu »dieser schwindelnden Höhe empor.«

Der Estrich der Kuppel von St. Peter ruht auf Bögen, die sich auf Wand-Pfeiler von 320 Palmen Umfang stützen. Am Fuße dieser Pfeiler befinden sich vier mit den kolossalen Bildsäulen des heiligen Andreas, der heil. Helena, der heil. Veronika und des heil. Longinus geschmückte Kapellen. Diese Bildsäulen sind von vorzüglicher Schönheit, und haben Bezug auf vier Reliquien, derer religiöser Werth nach denen der heiligen Apostel die erste Stelle behauptet; diese sind: das Schweißtuch, mit welchem Veronika das geheiligte Antlitz Jesu auf seinem leidenvollen Gange nach dem Calvarienberge abgetrocknet hat; ein Stück von dem wahren Kreuze, das wir der glücklichen Auffindung der heil. Helena verdanken; die Lanze, mit welcher Longinus die Seite des Gekreuzigten durchstochen hat, und das Haupt des heil. Andreas. Diese Reliquien werden oberhalb der Statuen in prachtvoll verzierten Nischen aufbewahrt, zu welchen man nur durch Stufen gelangen kann, welche innerhalb der Wandpfeiler angebracht sind. Nur an gewissen Tagen werden sie dem Volke gezeigt, auch genießen nur allein die Domherrn von St. Peter das Recht, zu ihnen empor zu steigen; wer ihres Anblickes ganz in der Nähe theilhaftig werden will, der muß sich zuvor zum Titular-Domherrn ernennen lassen; eine Vergünstigung, die nur Fremden von hohem Range ertheilt wird. Urban VIII. verlieh 1625 diesen Titel an Ladislaus, nachmaligen König von Polen; Innocenz XII. 1700 an Cosmus III., Großherzog von Toscana. Wollen wir weiter in die Vorzeit zurückblicken, so sehen wir, wie Nicolaus V. im Jahre 1425 dem Kaiser Friedrich III. als er zu seiner Krönung nach Rom ge-

kommen war, die Erlaubniß ertheilte, in Domherrnkleidung das Schweißtuch der heil. Veronika zu betrachten.

Die Haube der Kuppel erscheint, vom Fuße des Doms aus betrachtet, als ein ganz unbedeutendes Gebäude, und doch bildet sie eine zweite Kuppel, um welche man mit aller Sicherheit herumgehen kann. Der darauf angebrachte Knopf von vergoldeter Bronce hat acht Fuß im Durchmesser, und faßt 15 Personen, die sich in seinem Innern ungezwängt bewegen können; das auf diesem Knopfe ruhende Kreuz *) mißt eine Höhe von 13 Fuß.

In einem Alter von 17 Jahren kam ich auf einer Vergnügungsreise, welche mein Vater in Begleitung seiner ganzen Familie machte, zum erstenmale nach Rom. Ich hatte kein heißeres Verlangen und kein wichtigeres Geschäft, als mich in der alten Roma herum zu tummeln, vor allen Triumphbögen beschauend und bewundernd stehen zu bleiben, und mich dann in dem Rome Leos X. umher zu treiben. Die Kuppel von St. Peter zu besteigen, hatte für mich mehr Reiz als das Grabmal der Apostel; ich stieg daher bis in das Innere des Knopfes hinauf und kletterte dann sogar bis zu dem auf dem Knopfe aufgepflanzten Kreuze empor. Es mag wohl wenige Menschen geben, die sich auf solch einem Höhepunkt frei von allem Schwindel fühlen; ich hatte diese beängstigende Empfindung nicht, es war mein erstes, meinem Namen mit einem Stück Kreide, das ich zu diesem Zwecke zu mir gesteckt, an das Kreuz zu schreiben, im kindischen Wahne, daß sich von da aus mein Name rascheren Fluges in den Tempel der Erinnerung schwingen würde, den zu betreten, mein ganzes jugendliches Streben war. Auf einer kleinen Leiter von Eisen war ich hinauf geklettert, ihre Sprossen waren der Weg, der allein mich wieder zurückführen konnte; auf der Kletterreise nach Oben mußte sich mein Blick blos auf die Sprosse heften,

---

*) 487 Fuß über den Estrich erhaben, folglich um 39 Fuß höher als die große ägyptische Pyramide. Anm. d. Uebers.

welche ich mit der Hand zu erfassen hatte; es war nur ein Punkt, den ich im Auge haben durfte; aber nun, da ich niederstieg, nun konnte ich meinem Auge nicht Einhalt thun, auf den Platz von St. Peter, in eine Tiefe von 600 Fuß herabzuschauen, und es war mir, als wenn ein unermeßlicher Abgrund seinen Schlund vor mir aufthue. Was sollte aus mir werden? Ich, dem es nicht möglich war, vom vierten Stockwerke eines Hauses auf die Gasse herab zu sehen, ohne vom Schwindel befallen zu werden, ich auf diesem Höhepunkte, in der Umgebung der Wolken! — Alles drehte sich herum in meinem Kopfe; ich rief meinem Bruder, der schon vor mir niedergestiegen war, zu, daß ich auch nicht eine Sprosse mehr hinabzuklettern vermöge, ohne Gefahr, mein Leben aufs Spiel zu setzen; gezwungen, zu bleiben wo ich war, bat ich ihn, meiner Familie Lebewohl zu sagen, meiner zu gedenken und meine Freunde zu ersuchen, ihren Briefen an mich die Adresse zu geben:

»An Hr. Baron Ferdinand von Geramb, — wohnhaft »auf der Außenseite des Kuppelknopfes von St. Peter in »Rom.«

Ich weiß nicht, ob mein Lebewohl an meine Familie gelangte, oder in den Lüften verklang; aber so viel ist gewiß daß ich durchaus nicht mehr weiß, wie ich dem offenen Grabe entkam; auch darf man meiner Versicherung vollen Glauben schenken, daß ich zu dieser Kletterreise nie mehr die mindeste Lust hatte, ungeachtet man jetzt mit mehr Bequemlichkeit hinaufsteigen kann. —

Schon im Begriffe, diesen Brief zu schließen, denke ich gerade noch daran, daß ich Ihnen mein vorhergegangenes Gemälde durch eine gedrängte Angabe der Zeit, die während der Erbauung von St. Peter verflossen ist, durch Angabe der Päpste, unter deren Regierung dieses Riesenwerk fortgeschritten und der Summen, die darauf verwendet wurden, interessanter machen könnte, denn diese Angabe allein kann Ihnen

ein klares Bild von der Großartigkeit dieses Unternehmens und von dem Verdienste seiner Ausführung geben. —

Sie werden sich erinnern, daß ich Ihnen Julius II. als denjenigen unter den Päpsten genannt habe, der am 18. April 1506 den Grundstein zu dieser Kirche legte, nachdem er den Plan des hochberühmten Bramante, der zuerst den Gedanken zur Erbauung der Kuppel aufgefaßt, genehmigt hatte. — Mit der Sehnsucht des Papstes das Gebäude raschen Ganges aufsteigen zu sehen, hielt der Eifer der Arbeiter gleichen Schritt und der siebenzigjährige Greis genoß noch vor seinem Ableben die Freude, die Pfeiler, auf welchen die Kuppel ruhen sollte, bis zum Karnies aufgeführt zu sehen. —

Es konnte nicht anders seyn, als daß solche Uebereilung die Solidität des Gebäudes gefährdete; daher beauftragte Papst Leo X. nach Julius und Bramantes Tod, die Architekten, die bereits errichteten Pfeiler mehr zu verstärken; auch traf man in Beziehung auf die enormen Unkosten, die Bramantes Plan zur Folge haben mußte, einige Abänderungen an demselben. —

Mit Leos Tode wurden die Arbeiten unterbrochen, und erst unter Paul III. kamen sie wieder in Gang. Der von diesem Papste mit der Leitung des Baues beauftragte Architekt, legte einen neuen Plan vor, nach welchem auch gearbeitet wurde, bis der berühmte Michel-Angelo erschien, dem es zustand, einen Plan zu entwerfen, der keiner Abänderung mehr unterlag, da er in allen seinen Theilen als der gediegenste anerkannt wurde. Sein vorgerücktes Alter bewog diesen berühmten Künstler, aus Holz ein Modell verfertigen zu lassen, damit sein früher oder später eintretender Tod der Verfolgung des zum Grunde gelegten Planes keine Schranken setze. Unter der Regierung von fünf Päpsten mit dem Baue von St. Peter beschäftigt, starb Michel-Angelo im Jahre 1564. — Mit Strenge wurde darauf gesehen, daß seine Nachfolger in Führung der Bauten dem Plane dieses Meisters aufs genaueste nachkämen; es wurde auch wirklich ein Architekt seines Postens verlustig, der sich einige Abänderung erlaubt hatte. —

Sechs und vierzig Jahre später, unter Paul V. wurde endlich dieser Riesenbau von Maderno vollendet, und die Façade aufgeführt. Unter Alexander VII. schuf Ritter Bernini mit Meisterhand den Porticus, der den Platz umschließt, und dem unglücklichen Pius VI. war es im Laufe der fast jüngsten Zeit vorbehalten, diesem erhabenen Werke den Schmuck einer Sakristei zu geben, deren Daseyn für den kirchlichen Gebrauch unerläßlich ist; daß Michel-Angelo weder im Innern noch auf der Außenseite der Peterskirche für Aufführung einer Sakristei einen Platz bestimmt hatte, mag wohl in seinem Plane gelegen seyn, der Kirche von allen Seiten eine ganz freie Stellung und den Conturen das schönste Ebenmaaß zu geben. — Diese Sakristei wurde im Jahre 1776 angefangen, 1780 vollendet, und am 15. Juni 1784 eingeweiht. Wenn wir von diesem Tage, den wir als den Zeitpunkt der Vollendung des ganzen Werkes annehmen dürfen, auf jenen Tag zurückblicken, an welchem Julius II. den Grundstein zu diesem Gotteshause gelegt, so finden wir einen Zwischenraum von beinahe drei Jahrhunderten und in diesem Zwischenraume eine Reihefolge von vier und dreißig Päpsten, die seit dieser Zeit das Amt der Schlüssel Petri verwaltet hatten.

Es möchte sehr schwierig seyn, eine genaue Angabe der Summen zu liefern, welche auf diesen unermeßlichen Bau verwendet worden sind. Dürfen wir der Berechnung Fontanas, der davon eine vollständige Beschreibung hinterlassen hat, Glauben schenken, so beliefen sich schon im Jahre 1693 die Unkosten auf 47 Millionen römische Thaler; wollen wir nun dieser Ausgabe auch jene beifügen, welche sich seit Fontanas Tod für Vergoldungen, Bildhauerarbeiten, Malereien, Verzierungen und endlich für die neue Sakristei ꝛc. gehäuft haben, so wird sich ein Total von 50 Millionen römischer Thaler oder 275 Millionen Franken entziffern. —

Wenn ich bedenke, was die unvermeidlichen Reparaturen eines so umfangreichen Gebäudes jedes Jahr kosten müssen, so drängt sich mir die Frage auf, warum die zur christlichen

Lehre sich bekennenden Fürsten nicht eine Ehre darin finden wollen, zur Erhaltung dieser Kirche Geldbeiträge zu leisten? Im alten Gesetze empfing Gott Verehrung und Anbetung nur im Tempel von Jerusalem, und das Volk der Israeliten, um vor Gott Wohlgefallen zu finden, legte seine Opfergaben auf die Altäre des Tempels nieder; aber unter dem Gesetze der Gnade, seit der Zeit, in welcher die Verkündigung des Evangeliums an die Völker erging, ist keine Stätte auf Erden, von welcher wir nicht unsere Gebethe und Wünsche zum Throne des Allerhöchsten aufsteigen lassen dürfen. Indeß möchte doch, wie ich glaube, Gottes Auge mit mehr Wohlgefallen auf unseren Gebeten ruhen, wenn wir unsere Blicke von Zeit zu Zeit nach der Domkirche von St. Peter, nach diesem Wunderwerk der Welt hinwenden würden. Eine solche Huldigung, dem Apostelfürsten dargebracht, würde in unserm Innern der Ehrfurcht und der Liebe, die wir seinen Nachfolgern schulden, eine belebende Nahrung geben, wir würden mehr gewohnt werden, das nämliche Ansehen in ihnen zu erkennen, welches dem hl. Petrus aus der Hand des Erlösers mitgetheilt wurde; unser Glaube an das, was die Kirche glaubt, würde mit neuer Stärke begabt werden, unser Abscheu vor dem, was sie verwirft, würde sich vermehren und die Stärke und Würde dieses Glaubens würde uns das beseligende Verdienst gewähren, am Ziele der Trübsale zu stehen, welche die Nichtachtung der Religion und die Anhänglichkeit an die neuen Irrlehren über unserm Haupte gesammelt haben.

Nach der Domkirche von St. Peter behauptet der Vatikan *), — diese in ihrem Umfange, den Raum einer Stadt einnehmende Residenz der Päpste, — den ersten Rang.

---

*) Dieser Pallast, der größte des heutigen Roms, hat seinen Namen vom vatikanischen Berge, auf welchem er erbauet ist. Er enthält 22 Höfe und 11,000 Zimmer. Mit dem wegen seiner Statuen berühmten Belvedere und mit der Engelsburg verbunden, ist es der Sitz des Conclave, welches zur Wahl eines neuen Papstes darin gehalten wird. Anm. d. Uebers.

Constantin hat diesen Pallast den Päpsten zu ihrem geheiligten Sitze gegeben. Durch Eugen III. in der Mitte des 12. Jahrhunderts ganz wieder aufgebauet, wurde er gegen das Ende des fünfzehnten von Sixtus IV. durch Anfügung der Kapelle, genannt die Sixtinische, welcher in Mitte des nachkommenden Jahrhunderts die Paulinische folgte, vergrößert und verschönert. Sixtus V. bereicherte im Jahre 1588 den Vatikan mit neu anfgeführten Gemächern, und errichtete darin die Bibliothek, welche als die reichste in ganz Europa anerkannt wird. Auch den Bau eines neuen Pallastes begann Sixtus V., welcher von seinen Nachfolgern vollendet wurde. Urban VIII. ist der Stifter des Waffensaals 1625, der für 18,000 Mann Waffen in sich faßt.

Sie werden wohl einsehen, mein Freund, daß dieses Gebäude sich nicht den Ruhm der Regelmäßigkeit erwerben konnte, da es unter den Regierungen verschiedener Päpste hervorging; es darf auch, ungeachtet bei seiner Erbauung sehr geschickte Architekten ein weites Feld zur Bethätigung ihrer Talente gefunden haben, in architektonischer Hinsicht keine Ansprüche auf Werth machen, da die Theile, aus welchen das Ganze gestaltet ist, den Vorwurf einer unregelmäßigen Zusammenstellung verdienen.

Lassen Sie mich Ihnen, anstatt der Beschreibung jener Gemälde, die darin der Pinsel Raphaels geschaffen, und antiker bewunderungswürdiger Bildsäulen ein kleines Gemälde der Sixtinischen und Paulinischen Kapelle überreichen.

Hat die Erstere, schon durch die Feierlichkeiten, deren Schauplatz sie im Laufe der Charwoche ist, Berühmtheit erlangt, so verdankt sie solche eben so sehr dem Gemälde, bekannt unter dem Namen: das jüngste Gericht. — Dieses Fresco-Gemälde von Michel-Angelo nimmt den ganzen Hintergrund der Kapelle ein, und zwar 5 — 6 Fuß oberhalb des Pflasters bis zum Saume des Plafonds. Nichts ist geeigneter, uns eine Idee von der Unerschöpflichkeit und Kühnheit

des Geistes Michel-Angelos zu geben, als diese erhabene Combination. Auf der Höhe des Tableau's schweben Engel, welche die Attribute der Leidensgeschichte in siegreicher Haltung tragen; in der Mitte sieht man Jesus Christus, zu seiner Rechten die Auserwählten, zu seiner Linken die Verworfenen; etwas tiefer sieht man eine Gruppe von Engeln, die Posaunen an den Lippen: rechts von ihnen steigen die Gerechten zum Himmel empor, links werden die Sünder in den Abgrund der Hölle gestürzt. Den untern Saum des Gemäldes bespühlt ein Fluß, auf welchem der alte Charon in seinem Nachen die Schatten aufnimmt. Gespenster, Furien, Ungeheuer und andere Geburten der entflammten Phantasie tauchen in verschiedenen Haltungen im Hintergrunde auf. Auch einige Figuren, die durch Nacktheit und unzüchtige Stellungen das Auge des Keuschen beleidigen, hat der Künstler dort untermengt; das sorgliche Bemühen der Päpste war immer, diese Figuren mit Draperien zu verhüllen, aber leider war dieses Geschäft ungeschickten Händen anvertraut worden.

Ungeachtet dieser Spaltung der Ideen und einer unerklärbaren Vermengung des Profansten mit dem Erhabensten und Heiligsten hat sich doch Michel-Angelo durch sein jüngstes Gericht den Ruf gegründet, unter den vorzüglichsten Frescogemälden das Meisterstück geliefert zu haben; kompetente Richter sprechen diesem Gemälde die Lorbeerkrone zu. Gerade dieser Gegenstand erlaubte dem Künstler in Beobachtung der Ordnung, nicht ängstlich seyn zu dürfen, und daraus gingen die glänzenden Erfolge dieser Schöpfung hervor, welche mehr zur Anstaunung hinreißt, als dem Gemüthe eine angenehme Empfindung einflößt.

Gregor XVI. ließ kürzlich die Paulinische Kapelle mit eben so viel Geschmack als Pracht wieder herstellen, und gab ihr zwei große Gemälde Michel-Angelos. Das eine stellt die Bekehrung des heiligen Paulus, und das andere den Martyrer-Tod des heiligen Petrus vor. Diese beiden Gemälde tragen denselben erhabenen Charakter der Kraft

und der Eigenheit. Michel = Angelo war bei der Ausführung derselben schon ein Greis von 75 Jahren, und es läßt sich annehmen, daß beide Werke als die letzten Kunsterzeugnisse dieses unsterblichen Meisters zu betrachten sind.

Nicht weit von der Paulinischen Kapelle sind die Gemächer, worin der Papst die Fußwaschung vornimmt.

Ueber die andern Säle und Gemächer des Vatikans will ich nur soviel sagen, daß sie mit vortrefflichen Gemälden und werthvollen Geräthschaften ausgeschmückt sind, deren detaillirende Beschreibung aber zu langweilig und zu eintönig seyn würde. Da würde sich jede Beschreibung in das Unendliche verlieren, wo schon Gang und Beschauung ein Feld bieten, dessen Reichthum und Umfang Auge und Geist ermüden. —

Mit einem herzlichen Lebewohl vereinige ich die Zusicherung, eine Beschreibung der Kirchen des heiligen Johannes von Lateran und der des heiligen Pauls zum Inhalte meines nächsten Briefes zu machen.

Vierzehnter Brief.

Rom, den 5. März 1838.

Die Basilika St. Johann von Lateran ist die erste patriarchalische Kirche des Occidents, sie ist die Mutter aller Kirchen Roms und der Welt: Ecclesia urbis, et orbis mater et caput. Sie führte mehrere Namen: man nennt sie die constantinische Kirche, von Konstantin dem Großen, der sie gegen das Jahr 323 in der Nähe seines Pallastes von Lateran erbauen ließ und sie den Päpsten zur Pfarrkirche gab; ferners: die Kirche des Erlösers, weil Papst Sylvester sie am 9. November 324 dem Erlöser, Christo salvatori, widmete; sie heißt auch die goldene Kirche, basilica aurea; diesen Namen schöpfte sie von den werthvollen Kostbarkeiten, mit welchen sie bereichert ist; seit dem siebenten Jahrhundert, wo sie dem hl. Johann dem Täufer gewidmet worden, nennt man sie am

gewöhnlichsten die Kirche des heiligen Johannes von Lateran.

Unter dem Säulengang dieser Kirche erhebt sich die Statue Kaiser Konstantins, welche aus den Zeiten seiner Regierung stammt, und in seinen Bädern im Quirinal gefunden wurde. Dieser Porticus, der auf seinen 4 Säulen und 6 Pilastern ein Geländer trägt, worauf 12 kolossale Bildsäulen, unter ihnen die des Erlösers, von weißem Marmor ruhen, behauptet unter den Säulengängen Roms eine der ersten Stellen.

Von den fünf Thüren, durch welche man in die Kirche tritt, ist die mittlere von Bronce, und hat zur Rechten eine vermauerte, genannt die heilige Pforte, wie jede der vier Hauptkirchen von Rom eine solche enthält, deren Eröffnung nur im Jubiläums-Jahre statt findet, und zwar die von St. Peter durch den Papst selbst, die vom hl, Johann von Lateran, von Santa-Maria-Maggiore und von St. Paul, durch Kardinäle, welche zu dieser Eröffnung eigens ernannt werden.

Durch den Umfang ihres Innern und ihrer Reichthümer steht St. Johann von Lateran, mit Ausnahme der St. Peterskirche, über allen Kirchen Roms. Sie ist ebenfalls in fünf Schiffe getheilt, und hat in ihrem Mittelschiffe zwölf Nischen, worin die Bildsäulen der Apostel aus Marmor, aufgestellt sind. Diese Bildsäulen sind vortreffliche Kunstwerke, und die Nischen, welche mit 24 Säulen aus grünlichtem Marmor geziert sind, bringen einen großen Effekt hervor. Mosaiken von hohem Alter, Jesus Christus in Mitte der Heiligen darstellend, bekleiden den Hintergrund des Chores. Reiche Vergoldungen, untermengt mit verschiedenfarbigen Feldern zieren den Plafond; was aber unsere Blicke am meisten anzuziehen verdient, ist der Hochaltar, wo unter einem Pavillon von ciselirtem Marmor, welcher auf vier Porphyrsäulen ruht, die Häupter des hl. Petrus und das des hl. Paulus aufbewahrt werden. Dieses werthvolle Geschenk verdankt die Kirche dem hl. Silvester, welcher diese hl. Häupter hieher brachte, als er die Reliquien der beiden Apostel an die Kirchen von St.

Peter und St. Paul vertheilte. Zwei silberne Büsten, welche auf der Brust eine Lilie von Diamanten, eine Schankung von dem französischen König Carl V., genannt der Weise — tragen, verschließen diese hl. Häupter.

Unter den schönen Kapellen, welche diese Kirche in sich faßt, verdient die in ihren Verhältnissen unvergleichlich schöne Kapelle der Corsini, den Vorzug. In ihr erhebt sich das Grabmal Clemens XII. aus dem berühmten Geschlechte Corsini, von einer Porphyr-Urne gebildet, welche lange Zeit im Portikus des Pantheons stand, und wie man vermuthet früher die Asche des Agrippa umschloß. Der Deckel dieser Urne, die eine sehr schöne Form hat, ist ein Kunstwerk aus neuerer Zeit. Oberhalb dieser Urne ruht Papst Clemens XII. auf einem Sitze, den Segen ertheilend; diesem gegenüber erblicken wir ein zum Andenken des Kardinals Neri Corsini, Oheims des Papstes Clemens, errichtetes Denkmal; wie auch beim Eintritt durch die Seitenpforte eine Statue zu Fuße, Heinrich IV. darstellend. Man sagt, daß die Könige von Frankreich seit dem Tage, an welchem Heinrich IV. der Irrlehre feierlich entsagte, den Titel eines ersten Domherrn von St. Johann von Lateran führen. *)

Dieser Kirche gegenüber sehen wir eine andere von großer Berühmtheit, deren Aussenschmuck ein prachtvoller Portikus ist, zu welchem 5 Treppen führen. Die Mitteltreppe, genannt **la cala santa** (die heilige Treppe) einst zu Jerusalem im Pallaste des Pilatus, wurde von da auf Befehl des Papstes Sixtus V, nach Rom versetzt. Die 28 Stufen von weißem Marmor sind heilige Stufen, denn unser Erlöser hat sie zweimal auf und nieder steigend, mit seinem geheiligten Fuße betreten, mit seinen Thränen benetzt, mit seinem Blute beträufelt. Die Pilger von der tiefsten Ehrfurcht für diese heilige

*) Die Kapelle Corsini, von Alexander Chalilei erbaut, besitzt in seinem Altargemälde ein unschätzbares Meisterstück; es ist eine nach einem Gemälde von Guido verfertigte Mosaik. — Anm. d. Uebers.

Stufen durchdrungen, erklimmen sie nur auf ihren Knieen, und steigen dann auf einer Seitentreppe nieder. Diese ehrfurchtsvolle Demuth, welcher großer Ablaß zum Lohne wird, hatte zur Folge, daß der Marmor dieser Stufen, durch die Reibungen der Kniee so unzählbarer Pilger an manchen Stellen ausgehöhlt wurde; um noch tiefern Aushöhlungen vorzubeugen, sah sich Clemens XII. bewogen, den heiligen Stufen eine Bekleidung von Nußbaumbrettern geben zu lassen.

Ein Obelisk von rothem Granit, mit zahlreichen Hieroglyphen versehen, und von 108 Fuß Höhe, eine sehr großartige Zierde des Platzes von Lateran, ward einst in Egypten auf Befehl des Ramses errichtet, der, im Jahre 1300 vor Chr. Geburt gelebt haben soll. In der Folge wurde derselbe im Sonnentempel zu Theben aufgestellt, dann unter Cambyses niedergerissen und von Ruinen umschlossen. Constantin, der mit diesem Obelisk seine neue Hauptstadt zu schmücken sich beeiferte, ließ denselben auf dem Nil bis nach Alexandrien bringen, als er vom Tode ereilt wurde. Constantius, Sohn und Nachfolger des Constantins, ließ den Obelisk von Alexandrien nach Rom schaffen, und dieses Prachtwerk in Mitte des großen Circus aufstellen. Neuerdings von den Gothen niedergestürzt, und in 3 Stücke zerfallen blieb er in einer Tiefe von 25 Fuß im Erdboden versenkt, bis ihn, Sixtus V. aus seinem Grabe hervor heben, ausbessern, und am 10. August 1583 vor dem Lateran aufrichten ließ, und dem Kreuze des Erlösers widmete. Dieser Obelisk war der größte, den je die Welt gesehen.

Jede der vier Flächen des Piedestals enthält eine Inschrift, wovon ich Ihnen hier die zwei werthvollsten mittheile:

FL. CONSTANTIUS AUG. CONSTANTINI AUG. F. OBELISCUM A PATRE LOCO SUO MOTUM, DIUQUE ALEXANDRIAE JACENTEM, TRECENTORUM REMIGUM IMPOSITUM NAVI MIRANDAE VASTITATIS, PER MARE TIBERIMQUE MAGNIS MOLIBUS ROMAM CONVECTUM, IN CIRCO MAX. PONENDUM S. P. Q. R. D. D. *)

*) Flavius Constantius Augustus, Sohn des Constantinus Augustus

SIXTUS V PONT. MAX. OBELISCUM HUNC SPECIE EXIMIA TEMPORUM CALAMITATE FRACTUM, CIRCI MAXA RUINIS, HUMO LIMOQUE ALTE DEMERSUM, MULTA IMPENSA EXTRAXIT, HUNC IN LOCUM MAGNO LABORE TRANSTULIT, FORMAEQUE PRISTINAE ACCURATE RESTITUTUM CRUCI INVICTISSIMAE DICAVIT, A. MDLXXXVIII. PONT. IV.*)

Ich habe Ihnen bereits gesagt, daß die Kirche St. Johann von Lateran den Vorrang über alle katholischen Kirchen der Welt behauptet; sie ist die bischöfliche Kirche von Rom, sie ist die erste, in welcher die Päpste ihren geheiligten Sitz gehabt, und die Nachfolger dieser Päpste unterlassen nicht, einige Zeit nach ihrer Krönung, feierlichen Besitz von derselben zu nehmen.

An dem zu dieser großen Feierlichkeit bestimmten Tage sind alle Straßen, durch welche der Zug sich bewegt, aufs vortrefflichste gepflastert, und die Fenster und Façaden der Kirchen und Palläste dieser Straßen mit Draperien und werthvollen Stoffen geschmückt. Auf dem Marktplatze, wird im Namen des Herzogs von Parma ein Triumpbogen errichtet, und wenn der Papst ein geborner Römer ist, errichtet der Senat auf dem Platze des Capitols ebenfalls einen Triumphbogen. — Zur festgesetzten Stunde begiebt sich der Papst, mit dem Chorhemde angethan, in den Vatican, wo ihn die

---

hat diesen Obelisken, welchen sein Vater vom vorigem Standtorte hatte wegnehmen lassen, und der dann lange zu Alexandrien gelegen war, auf ein Schiff von ungeheurer Größe mit 300 Ruderknechten, bringen, mit großer Mühe über das Meer und die Tiber hinauf nach Rom führen, in dem Circus Maximus aufstellen lassen und ihn dem römischen Senate und Volke geweiht.

*) Papst Sixtus V. hat diesen Obelisken von ausgezeichneter Schönheit, der im Sturme der Zeiten gebrochen worden war, unter den Ruinen des Circus Maximus, wo er tief unter der Erde und im Kothe lag, mit vielen Kosten hervorgezogen, mit großer Mühe hieher versetzt, genau nach seiner alten Gestalt wieder hergestellt und dem unüberwindlichen Kreuze geweiht im Jahre 1588, seines Pontificats im vierten.

Versammlung der Kardinäle erwartet, von da erhebt sich der Zug nach St. Johann von Lateran in folgender Ordnung:

Ein Ploton Dragoner und eine Abtheilung der päpstlichen Garde eröffnen den Zug und machen ihm Bahn; diesen schließen sich in zwei Reihen an: der Fourier und die Aufseher der päpstlichen Ställe, die Bereiter der Kardinäle, die Cavaliere vom Pallastdienste, die Stallmeister des Papstes, die Kämmerlinge, der Fiscal von Rom, der Commissär der apostolischen Kammer, die Kapläne, die Consistorial-Anwälte, die Freiherren und Fürsten von Rom, gefolgt von ihren Pagen und höhern Bedienten in großer Galla, und endlich der Kapitain der Schweizergarde mit vier seiner Soldaten mit Hellebarden bewaffnet. Hierauf folgen die päpstlichen Gerichtsbeamten auf Maulthieren mit schwarzen Decken, die Auditoren der Rota auf Maulthieren mit violetten Decken, der Gesandte von Bologna, der Gouverneur von Rom, zur Rechten einer der Prinzen des Thrones, wie diejenigen genannt werden, die befugt sind, dem päpstlichen Throne immer zur Seite zu stehen. — Hinter diesen schreitet der letzte Auditor der Rota, das päpstliche Kreuz dem heiligen Vater vortragend, der umgeben von der Schweizer-Garde unmittelbar auf einem milchweißen Pferde folgt, das, mit einer Schabrake von karmesinfarbenem Sammet mit goldenen Fransen geziert ist. Bis zum St. Petersplatz wird das Pferd von einem der Prinzen des Thrones, dann bis zur Kirche St. Johann vom Lateran von den Conservatoren von Rom, die mit langen Roben von Goldstoff bekleidet sind, am Zügel geführt. — Fünf und zwanzig Pagen, in Silberstoff gekleidet, sind im Gefolge des Papstes; einer von ihnen trägt den päpstlichen Hut, ein anderer einen karmesinrothen, mit goldnen Spitzen besaumten Schleier in welchem die Handschuhe und andere dem momentanen Gebrauche des Papstes angehörende Dinge eingeschlagen sind. Den Pagen folgt die Garde zu Fuß, welche gleichsam die erste Abtheilung des Zuges schließt. — Die zweite eröffnet eine Eskadron Cavallerie, welcher der Kammermeister auf ei-

nem Maulthiere mit violetter Decke folgt; diesem reihen sich der Leibarzt des Papstes, der Kleiderbewahrer und mehrere Hausoffiziere an. — Nach diesen kommen zwei Maulthiere mit karmesinsammetnen, goldgestickten Schabraken, die den Stuhl des Papstes — la sedia Papale — tragen. Dann erscheinen die Kardinäle, nach dem Range des Dienstalters paarweise sich folgend, im Kappenmantel, den rothen Hut auf dem Haupte, auf Maulthieren mit rothen Decken, deren jedes von zwei Bereitern geführt wird, welche silberbeschlagene Stäbe mit dem Wappenschilde ihrer Gebieter tragen; diesem folgen die Patriarchen, die Erzbischöfe, die assistirenden Bischöfe — assistenti al soglio — der Auditor der Kammer, der Schatzmeister, der Oberhaushofmeister, die apostolischen Protonotorien, die nicht assistirenden Erzbischöfe und Bischöfe, und der Signatur-Referendar. Endlich kommt die Carosse des heiligen Vaters, ausgeschlagen mit karmesinfarbigem Sammet, mit sechs Schimmeln bespannt. — Hinter der Carosse schreiten zwei Garde-Kapitäns unter dem Vortritte von zwei Pagen, welche ihre Lanzen und Helme tragen, und in ihrer Mitte der Standartführer der heiligen Kirche mit wehender Fahne. Eine Compagnie der adeligen Garde, eine Eskadron Dragoner und ein Regiment Infanterie beschließen diesen majestätischen Zug.

Ist der Papst durch zu hohes Alter oder durch sonst ein körperliches Gebrechen verhindert sich zu Pferde zu zeigen, so wird er in einer zur Hälfte aufgeschlagenen Senfte getragen.

Seine Heiligkeit hält auf dem Platze des Kapitols einige Augenblicke an, wo die Stadtmiliz in Schlachtordnung aufgestellt ist, und ihr Befehlshaber der Senator von Rom, in der Toga, eine goldene Kette um den Hals geschlungen, einen Scepter von Elfenbein in der Hand, bringt in lateinischer Sprache im Namen der ganzen römischen Nation dem Papste die feierliche Zusicherung der Unterwürfigkeit und treuer Anhänglichkeit dar, worauf der Papst mit den bei solchen Förmlichkeiten gebräuchlichen Worten antwortet.

Von hier weiter bewegt sich der Zug nach St. Johann, von Lateran, dessen Geistlichkeit und Kapitel ihm mit dem Kreuze und zwei Thronhimmeln entgegen kommen. Ist der Papst vom Pferde gestiegen und unter das Portal getreten, so wirft sich der Kardinal-Erzpriester, Oberhaupt des Kapitels, an der Schwelle des Portals auf die Knie, reicht dem Papste ein goldenes Kreuz zum Küssen, und der Chor stimmt das Lied an: **Ecce sacerdos magnus etc. etc.** Während des Gesanges begiebt sich der heilige Vater zum päpstlichen Throne, der in der Nähe der heiligen Pforte errichtet ist, bekleidet sich mit dem Pontificalschmucke und läßt sich das Haupt mit der kostbaren Inful bedecken. Der Erzpriester, im Namen des Kapitels das Wort führend, überreicht hierauf dem Papste die Schlüssel der Kirche, den einen von Gold, den andern von Silber, auf einem Becken, das von dem feinsten, im Feuer vergoldeten Silber verfertigt und mit Blumen umschlungen ist, und bittet den heiligen Vater, die Geistlichkeit dieser Kirche zum Fußkusse zuzulassen, was derselbe huldreichst gewährt.

Sobald diese Ceremonie beendigt ist, und die Kardinäle ihren geistlichen Schmuck angelegt haben, nähert sich seine Heiligkeit der großen Pforte, wo Dieselbe von dem Kardinal-Erzpriester dreimal beräuchert wird, und sich dann zum Kreuzaltare begiebt, auf welchem das Hochwürdigste ausgesetzt ist. Während der Papst hier seine Gebete darbringt, singen die Sänger das **Te Deum laudamus etc. etc.** Vom Kreuzaltare hinweg begibt sich der Papst sodann zum Hochaltare, fleht um den Schutz der Heiligen Petrus und Paulus, bringt dann ihren geheiligten Büsten seine Verehrung und läßt sich in Mitte der Emporkirche auf dem Throne nieder, an dessen Stufen sich die Kardinäle versammeln, um das Gelübde des Gehorsams in seine Hände abzulegen und das Presbiterium, bestehend in einer goldenen und einer silbernen Medaille, zu empfangen. Der Papst verläßt dann den Thron, um am Altare den Segen zu geben; hierauf steigt er zur

Loge an der Façade der Kirche empor, und segnet von da aus unter dem Läuten der Glocken, unter Kanonenschüssen und unter den Salven des auf dem Platze aufgestellten Militärs das versammelte Volk.

Ist der Segen ertheilt, so entkleidet sich der Papst von dem geistlichen Schmucke, legt seine gewöhnlichen Kleider wieder an und kehrt, gefolgt von den Pagen der Conservatoren von Rom, dem Stadt-Gouverneur und dem assistirenden Prinzen in seinen Pallast zurück.

Wie gerne wollte ich Ihnen, mein Freund, einiges über die Kirche von St. Paul mittheilen, aber der Gedanke an das Schicksal dieses Gotteshauses ergreift mich zu schmerzlich. Theodosius der Große hatte den Bau der Kirche von St. Paul begonnen, und sein Sohn Honorius ihn vollendet. Kaiser und Päpste wetteiferten, sie reich zu beschenken, und durch diese Schankungen erhob sie sich zum schönsten Glanze in der christlichen Vorzeit. Aber im Jahre 1823 wurde sie ein Raub der Flammen.

Der regeste Eifer legt seit dieser Zeit die schaffende Hand zu ihrer Wiederherstellung an, aber, wird sie sich wohl wieder zu dem Glanze erheben, in welchem sie vordem geprangt hatte? —

Mit Gott, mein lieber Carl.

Fünfzehnter Brief.

Rom, den 11. März 1838.

Eine würdige, gerechte und heilsame Thatsache ist es, mein bester Freund, daß die Mutterkirche allen andern Kirchen der katholischen Welt vorleuchtet, als das erhabenste Vorbild des Anstandes, der Frömmigkeit und der Pracht, die bei Ausübung der heiligen Ceremonien obwalten sollen. In dieser Beziehung kann den Päpsten nie eine Unvollkommenheit ur Last gelegt werden.

Der heilige Martyrer Zephyrinus, im dritten Jahrhunderte Oberhaupt der Kirche, wollte, daß die tiefste Stille der Wohnungen, die innersten Räume der Grotten und die ehrwürdige und weite Reliquien-Halle der Catacomben, jene Zellen des Schweigens und der Einsamkeit, welche die stummen Zeugen der heiligen Geheimnisse waren, auch die Zeugen all des Pompes und der feierlichen Begehung des Gottesdienstes seyn sollten, welche in jenen Zeiten der Schmach und Verfolgung nur immer die Umstände zuließen. Im folgenden Jahrhunderte, wo es Gott gefiel, den Christen-Verfolgungen ein Ziel zu setzen, konnte der Papst, dieser König der Seelen nach Jesus Christus, der ewige Hoheprieſter in seinem Oberhaupte, die Erhabenheit seiner Würde der Welt enthüllen, und ihr die Stole des Melchisedechs, jenes Symbol seiner Macht öffentlich zeigen.

Es war der Tag gekommen, an dem die Kirche, frei von ihren blutbefleckten Fesseln, das Tauergewand ablegte; und der Hirt der Lämmer der göttlichen Heerde sich zur Feier der heiligen Mysterien mit strahlendem Glanze umgab, und denselben gleichsam eine lobenswürdige Herrlichkeit verlieh. Allmählig bildeten sich die Päpste ein Gefolge aus Bischöfen, die sie am Altare umgaben und die nur dahin strebten, ihren Oberhirten in Beförderung des Glanzes der heiligen Feierlichkeiten kräftig zu unterstützen. Aus allen Welttheilen hat der fromme Sinn und die Andacht des Herzens Pilger nach Rom geführt; diese waren Augenzeugen begangener Feste, und kennen ihr Erhabenes und ihre Denkwürdigkeiten. Auch Ihnen, mein Freund! dem Rom noch immer ein unbekanntes, aber doch ersehntes Eldorado ist, wird es Nutzen und Annehmlichkeit gewähren, daß Sie sich durch meine Briefe einige Vorstellung von den Ceremonien zu machen vermögen, die in der Kirche des heiligen Petrus und in dem geheimen Heiligthume seiner Nachfolger gehalten werden. Ich will es nun versuchen, Ihnen davon so gut als möglich ein Bild zu geben, nnd eröffne den Cyclus meiner Mittheilungen mit der päpstlichen Kapelle.

So heißt die Geistlichkeit, welche dem heiligen Vater bei den Ceremonien, an denen er Antheil nimmt, assistirt, und besteht aus 70 Kardinälen oder Fürsten der heiligen Kirche, die ihren Chor bilden. Gewöhnlich hält ein Kardinal oder ein dem Throne assistirender Bischof, das Hochamt, welchem der Papst, bekleidet mit dem Pluvial — eine Art weiten und langen Mantels — auf seinem Throne sitzend beiwohnt, denn er nur dann verläßt, wenn er vor dem Heiligsten zur Anbetung niedersinkt. Zwei Kardinal-Diaconen sitzen ihm zur Seite, und gegenüber ein Kardinal-Priester. Zur Linken reihen sich die Bischöfe an, die dem Throne assistiren, zur Rechten die Prinzen, denen dasselbe Ehrenamt zuerkannt ist. Die Conservatoren von Rom haben auf der dritten Stufe ihren Sitz, und auf der letzten die Auditoren der Rota, der Palastmeister vom Orden der Dominicaner, die Beamten der Kammer und mehrere andere Dignitarien. Den einen Flügel des Chors nehmen die Kardinal-Diaconen ein, und hinter ihnen haben die apostolischen Protonotarien und die Prälaten vom Dienste seiner Heiligkeit ihre Plätze. Generäle von Mönchsorden, der apostolische Prediger, der Gouverneur von Rom, der Vice-Kämmerling, der Auditor der Kammer, der Schatzmeister, der Oberhaushofmeister, die Bischöfe und die Generalprocuratoren eines jeden Ordens bilden die letzte Reihe. Die Ceremonienmeister, die Acolythen und die anderen Beamten an der päpstlichen Kapelle stehen am Fuße des Altars. Diese Ceremonie findet statt entweder im Vatican, in der sixtinischen Kapelle, die ihre Berühmtheit weniger dem reichen Schmucke ihres Altars als der Schönheit ihrer Malereien verdankt, oder in der Kapelle des Quirinals, die zwar der Sixtinischen an Reichthum nachsteht, dagegen sie an geschmackvollen Verzierungen überwiegt.

Der Papst selbst celebrirt nur dreimal im Jahre, und zwar in der Kirche des Apostelfürsten, am Ostertage und am Tage des heiligen Petrus, dann zu Weihnachten in Santa-Maria-Maggiore. Man möchte beinahe glauben, daß alle Katholiken der Welt die Verabredung getroffen haben, sich an

diesen drei Tagen in Rom einzufinden, um sich vor ihrem Oberhaupte zu sammeln und sich enger zu umschlingen mit den heiligen Banden der Einigkeit; es ist für das neue Jerusalem ein zweites Pfingstfest; denn die Söhne aller Nationen strömen schaarenweis heran; alle lebenden Sprachen ertönen aus dem Munde der Unzähligen; Armenier und Medier, Parther auch Cophten umschlingen sich, und reichen sich die Hand zum treuesten Liebesbund, gleichwie im Anfange des Christenthums. Welcher Maler, mein lieber Carl, könnte die Züge eines solch herrlichen Bildes widergeben!

»Ihr Völker der Erde stimmt Lobgesänge an. Jerusalem ist wieder geboren, reizender und schöner als einst.« Wir wollen nun unsere ehrfurchtsvollen Blicke auf dem heiligen Vater ruhen lassen. In der demüthigen Haltung eines Schlachtopfers ruht er auf seinem Throne, und duldet die Ehrenbezeugungen, die seiner erhabenen Würde dargebracht werden; ihm allein ist alle Gewalt auf Erden verliehen, seine Person repräsentirt die höchste Majestät der Welt, und er will nur »der Knecht der Knechte Gottes« genannt werden; unter der Tiare, welche sein erhabenes Haupt umschließt, unter diesem Schmucke der höchsten irdischen Macht, blickt uns die Demuth und Anspruchlosigkeit des Benediktiner Mönches entgegen; in ihm vereinigt sich tiefe Selbstverläugnung mit erhabener Größe, bescheidene Demuth mit unbegrenzter Macht, entsagende Armuth mit glänzendem Reichthume, er ist das Alpha und das Omega.

Ich habe Gregor XVI. gesehen wie er, gleichsam schwebend zwischen dem Himmel, der mit Wohlgefallen auf ihn herabblickt, und der Erde, die er durch seine Tugend und Frömmigkeit erbaut, bei solchen Feierlichkeiten Thränen vergoß; man darf sagen: er weint im ganzen Sinne des Wortes, und beinahe jederzeit unter solchen Feierlichkeiten. Wollte ich mir die Frage stellen, wie ein Mann, den die Gesänge von Siegeshymnen umhallen, sich den Thränen hingeben kann, so müßte ich vergessen haben, daß es nicht immer der Schmerz

ist, der dem Auge Thränen entlockt, sondern daß es Augenblicke giebt, wo das tief bewegte Herz seine schönsten Gefühle nur in Thränen ausspricht. Auch nur solche Thränen konnten in diesen Momenten seinen Augen entfließen, denn er sah sich als Vater in Mitte seiner Kinder.

Sobald der Papst bei der Celebration des heil. Opfers, zum Evangelium gekommen ist, singen zwei Diacone, der eine vom lateinischen, der andere vom griechischen Ritus, im Gesange sich ablösend, das Evangelium, um dadurch das feste Bestehen der Gemeinschaft zu bezeichnen. Sehr bedeutungsvoll und rein-christlich ist dieser Gebrauch. Heiße Wünsche erhoben sich in meiner Brust, um baldigst die Morgenröthe des Tages zu sehen, wo die Völker, die noch durch die Kluft der Spaltungen von der Gemeinschaft der Kirche getrennt sind, sich sammeln werden unter dem Hirtenstabe eines und des nämlichen Hirten, um nur eine und die nämliche Heerde zu bilden. Unglückliche Griechen! Nähert euch dem Heile, laßt uns aufs neue uns umarmen, um uns nie wieder zu trennen, denn ihr sehet, wir bewahren den Frieden von Lyon, und den von Florenz in treuer Erinnerung. Politische Berücksichtigungen haben jüngst euere Sclavenketten gebrochen, aber ihr täuscht euch, wenn sich vielleicht euere Hoffnungen auf die Verwandtschaft des Kultus stützen. Höret die Stimme eines berühmten Diplomaten, der euch die bedeutungsvollen Worte zuruft: »Jene haben keine Brüder, welche nicht eine gemeinschaftliche Mutter haben.«

Mit der Bitte, mir ob dieser Abweichung nicht zu zürnen, — kehre ich zum Gegenstand meiner Mittheilung zurück.

Beim Offertorium verläßt der Papst seinen Thron, um das Opfer am Altare zu beginnen. — Nach dem Agnus Dei nimmt er seinen Sitz wieder ein, wo er die Vorgebethe zur Communion bethet, dann werden ihm die heiligen Gestalten zur Zehrung vom Altare überbracht. Er bricht die Hostie in zwei gleiche Hälften, genießt die eine und theilt die andere zwischen dem Diacon und Subdiacon; schlürft dann

mittels eines goldnen Röhrchens einen Theil des kostbaren Blutes und übergiebt den Kelch dem Diacon, der ihn auf den Altar setzt und dort mit dem Subdiacon den Ueberrest trinkt.

Sobald das Meßopfer vollbracht ist, besteigt der Papst unter dem feierlichen Geläute der Glocken, und dem weit hinschallenden Donner des Geschützes der Engelsburg, die Tribune des Kirchen-Vorhauses, bethet mit lauter Stimme und ertheilt der unübersehbaren, zur Erde gebeugten Volksmenge den Segen, dann wendet er sich nach den vier Himmelsgegenden und segnet die ewige Roma und mit ihr das ausgebreitete Reich der Kinder Gottes. — Majestät und Pracht umgeben diese feierliche Handlung. —

Es ist nicht in Abrede zu stellen, daß jedes Land, jede Stadt ihre eigenen Gebräuche beobachtet und aufrecht hält. Das Frohnleichnamsfest wird in Rom auf eine andere Art begangen, als in Frankreich. Biethet auch diese Feier hier nicht die nämliche Anmuth und Zierlichkeit des Geschmackes wie bei uns, so gewinnt sie dadurch durch die Gegenwart des Oberhauptes der Kirche mehr an großartiger Herrlichkeit und wundervoller Majestät. —

Kaum hat die Morgenröthe den Saum der fernen Gebirge mit ihrem rosigen Schimmer berührt, so verkündet der Kanonen-Donner von den Wällen der ehrwürdigen Engelsburg herab den Tag, an welchem das Fest des Königs der Könige gefeiert wird, und die Bewohner der Städte und Dörfer stürzen alsbald aus ihren Wohnungen hervor, als treffe Alle zugleich ein elektrischer Schlag. Selbst der Fremde aus fernen Landen wirft sich in das dichte Gewühl der Menge und drängt sich mit ihr zu den Plätzen hin, wo die Siege, die Macht, die ewigen Bestimmungen des Kreuzes in unauslöschlicher Flammenschrift uns entgegen glühen. — Der Papst wird in der Sixtinischen Kapelle von der Versammlung der harrenden Kardinäle empfangen, das Hochamt beginnt und die Prozession setzt sich in Bewegung. —

Das Kreuz eröffnet den Zug, und unmittelbar darnach folgen die Kinder des apostolischen Hospitiums, in schwarzer Sarsche gekleidet; dann die Waisenknaben, das Chorhemd über das weiße Kleid; die Ordensgeistlichkeit, nämlich die Väter vom Orden der Genugthuung, die Baarfüßer vom Orden des hl. Augustin, die Kapuziner, die Minimen, Benedictiner, Camaldulenser, die regulären Chorherrn von St. Johann von Lateran, ꝛc. ꝛc. Nach der Ordensgeistlichkeit kommt die Weltgeistlichkeit, nämlich die Zöglinge des römischen Seminärs, die vier und fünfzig Stadtpfarrer, die Collegial-Chorherren, die Kapitel der Domstifte zweiten Ranges, die der drei patriarchalischen, der Santa-Maria-Maggiore, der von St. Peter und St. Johann von Lateran. Jedes Kapitel führt ein Conopé oder Thronhimmel, die Domkirche von St. Johann von Lateran aber zwei, da sie als Mutter und Beherrscherin der Stadt dazu berechtigt ist. — Jetzt schreitet die päpstliche Kapelle heran; — die Ehrenkämmerer vom Degen und von der Kappe, mit dem goldnen Halsgehänge, der weißen Feder auf dem Hute; Stallmeister in violettem Talar und in roth sarschenen Mantel; die Collegial-Procuratoren, der Beichtvater des päpstlichen Hauses, der apostolische Prediger, die General-Procuratoren der Mönchsorden, der Bevollmächtigte der Kammer, die Consistorial-Anwälte, die Chorregenten, die Auditoren, der Rota, der Pallast-Meister, die geheimen Almoseniere, die Tiare und die Inful tragend, der Sub-Diacon mit dem Pontifical-Kreuze, zwei Beamte vom rothen Stabe, die Pönitentiäre, die Patriarchalen, denen zwei junge Geistliche in Talar und Chorhemd voranschreiten, welche in einer Hand einen Blumenstrauß tragen, aus dessen Mitte ein langes Stäbchen, als Sinnbild der geistlichen Macht hervorragt; dann die infulirten Aebte, der Archimandrit von Messina, der Komthur des Ordens vom heiligen Geiste, die Bischöfe und Erzbischöfe von Constantinopel, Antiochia und Jerusalem, mit Inful und Chor-Mantel; Griechische, Armenische und Syrische Bischöfe und andere Patriarchen des Orients, im Kleide ihres Ritus;

die Kardinal=Diaconen in der Dalmatika, die Kardinal=Priester im Meßgewande, die Kardinal=Bischöfe im Mantel, jeder mit Bischofshut und Stab, gefolgt von ihrem Schleppträger, zu ihrer Rechten ein Cavalier mit einer brennenden Fackel von außerordentlicher Größe, zur Linken der Kammermeister, das bischöfliche Barett tragend; der Dekan im Stadt=Kostüme, mit dem großeu rothen Hut, genannt Pastoralhut. — Dem heiligen Collegium folgt die Schweizer=Garde im Küraß, bewaffnet mit der Hellebarde, sowie die Garde des Kapitols mit befiedertem Hute. — Endlich folgen die Conservatoren des römischen Volkes, der Gouverneur von Rom zur Rechten des assistirenden Thronprinzen, mit einem schwarzen Sammetkleide angethan, und dann erscheint der Papst, der auf seinem Stuhle sitzend, den die Deputirten verschiedener Nationen tragen, unter einem prachtvollen Thronhimmel, das Hochwürdigste hält. — Zwei Kardinäle schreiten dem Papste voran, vier Schildträger mit silbernen Laternen, und zwei Kämmerer mit sehr großen fächerartig geformten Federbüschen (Flabelli), gehen ihm zur Seite; vier Referendarien schwingen das Rauchfaß, und zu beiden Seiten des Thronhimmels gehen zwölf Schildträger mit Wachskerzen; nach dem Allerheiligsten kommen acht Chordirigenten, der Auditor der Kammer, der General=Schatzmeister, der Oberhaushofmeister, die apostolischen Protonotarien, die Generale der Mönchsorden, die Referendarien der Signatur und die päpstlichen Stabträger. — Die Leibgarde zu Pferde, eine Schwadron Karabiners, die Infanterie und die Eliten der Nationalgarde, den Panierträger und ihre Musikchöre an der Spitze, Alle in glänzender Gala, schließen diese durch Pracht und Erhabenheit ausgezeichnete Prozession. —

Der Zug bewegt sich aus der Sixtinischen Kapelle, durch die Gallerie des Platzes von St. Peter und kehrt unter der Säulenhalle durchziehend zurück. Beim Eintritt des Papstes in das Gotteshaus, singen zwei Stimmen den ambrosianischen Lobgesang: das Te Deum ab; die Erde erzittert von den Schwingungen der Glockentöne, von dem Donner der Kano=

nenschüsse, der Papst bethet vor dem Hochwürdigsten, das er an den Altar übergeben hat, und ertheilt von dieser Stelle aus dem Volke dreimal den Segen. —

So wird in Rom das Frohnleichnams-Fest begangen, und die Gegenwart des Oberhauptes der Kirche, die Erscheinung des heiligen Collegiums, das Mitwirken so zahlreicher Korporationen geben diesem Feste die Weihe der Erbauung, den Charakter des Großen und Imposanten; aber in Frankreich, ich darf kühn behaupten, nur in Frankreich wird das Frohnleichnams-Fest zugleich zu einem irdischen Feste gemacht. Rom hat bei dieser Feierlichkeit nicht jene Gruppen von Jünglingen, die — um mit Chateaubriand zu sprechen — »auf ein Zeichen des Prunkmeisters sich dem Allerheiligsten, diesem Bilde einer nie untergehenden Sonne zuwenden, und ihre Bahn mit Rosenblättern bestreuen; hier sieht man nicht jene Leviten in der weißen Tunika, die vor dem Hochwürdigsten das duftende Rauchgefäß mit der wallenden Flamme schwingen.« — Da sind keine Ruhebänke auf den öffentlichen Plätzen, auf denen sich der von Begleitung des Zuges Ermüdete Kräfte zum neuen Gange sammeln kann; da wird das Auge nicht angezogen zur Beschauung weißer Draperien, von Guirlanden durchschlungen, mit Rosen besäet und kunstsinnig ausgeschmückt; da wird man nicht von den Wohlgerüchen umwehet, die an diesem Tage in Frankreichs Städten, ja selbst in den Dörfern, wie aus Blumenkelchen ausströmmen; ich konnte mich nicht enthalten, gegen einige Römer zu äußern: »Eure Feste würden unvergleichlich seyn, wenn Ihr »verständet, das Anmuthige mit dem Erhabenen, die Rosen»knospe mit Eurer goldenen Pracht zu einen.« — Doch immer bleibt die Frohnleichnams-Prozession in Rom ein Schauspiel, das unter den prachtvollsten Italiens eine der ersten Stellen behauptet, und für die Fremden Reisenden so anziehend ist, daß sie gewöhnlich ihre Einrichtung dahin treffen, diesen Tag in Rom seyn zu können. —

Am Tage Lätare, den 4. Sonntag in der Fastenzeit, segnet der Papst im vollen Pontifical-Ornate eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Rose, mit den Worten: »Ehre sey Gott, »dessen Macht alles geschaffen hat, alles ordnet und erhält! — »Allmächtiger, der du die Wonne und die Hoffnung der Gläu»bigen bist, würdige dich, dieser glänzenden, duftenden Rose, »deinen Segen und deine Heiligung zu verleihen. Die Kraft »und die Gnade deines Wortes, welches durch seine Fleisch»werdung der Ruhm und die Freude Israels und der König »vom himmlischen Jerusalem, unserem glückseligen Vaterlande, »geworden ist, hat dein Volk aus der Knechtschaft von Baby»lon befreit, und dieses dein Volk wird die gesegnete Rose »bewahren, als ein Zeichen des Glückes und der Freude, als »das Symbol jenes geheimnißvollen Stammes von Jesse, je»ner Blume der Felder, jener Lilie der Thäler, welche die »Propheten verkündigt und besungen, dieses Symbol, unter »dessen Bilde sie vorgesagt und bezeichnet haben den Erlöser, »die unverwelkliche Blume, die entsprossen ist deinem Schooße »und die Welt mit Freude und Wohlgerüchen erfüllt hat.« Nach dieser Anrufung Gottes, salbt der Papst die Rose mit Balsam, bestreuet sie mit Moschusstaub, beräuchert sie und legt sie auf dem Altare nieder, wo sie während des heiligen Meßopfers ausgesetzt bleibt. — Aus dankbarer Anerkennung der Ehrfurcht und Liebe, welche der Präfect von Rom dem Papste widmete, erhielt er in früheren Zeiten diese gesegnete Rose; gegenwärtig übersendet sie der Papst einem katholischen Regentenhause, im Falle nicht an dem Tage der Rosenweihe ein Souverain oder sonst eine Person von sehr hohem Range in Rom anwesend ist, der er ein Geschenk damit zu machen für angemessen hält. Welch rührende Erinnerungen gibt uns diese Rose! Welch eine reiche Quelle frommer Allegorien! Sehen Sie, mein lieber Carl! so weiß die Religion aus Allem, auch aus dem Geringsten und Kleinsten, Höheres zu schaffen, und es ist nichts in der Natur, in dem weiten Raume der Schöpfung, das uns nicht zu seinem Schöpfer zurückführte.

Ich hatte Gelegenheit, hier einer andern Ceremonie beizuwohnen, welche, wenn ich mich geeignet ausdrücken soll, wirklich anmuthig und fein ist. Sie werden es nicht ungütig nehmen, daß ich so geradezu von ernsten Darstellungen zu heitern Mittheilungen übergehe. Da ich Ihnen nun einmal versprochen habe, Alles das, was ich auf dieser meiner Wanderung innerhalb Roms Mauern denke und fühle, für Sie niederzuschreiben, so sollen Sie auch nie verschont bleiben, und ich werde mit Ihnen ganz familiär umgehen.

Es ist ein geheiligter Kirchengebrauch, daß die Päpste im ersten Jahre ihres Pontifikats, und dann alle sieben Jahre, in der Ostern-Octave eine gewisse Anzahl von Medaillen weihen, deren Gepräge das Bild eines Lammes, dieses Symbols der Sanftmuth und Duldung unsers Erlösers ist. Nicht Gold und nicht Silber sind der Stoff; aus welchen diese Medaillen bereitet werden; sie sind nur aus Wachs gegossen, und zwar aus jenem, welches von den Osterkerzen des vorhergegangenen Jahres übrig bleibt. Am hl. Oster-Dienstag vermengt der Papst Weihwasser, Balsam und Chrysam; in diese Mischung taucht er die Medaillen ein und sie erhalten bei dieser wohlriechenden Taufe den Namen: Lamm Gottes (Agnus Dei). Am hl. Samstag tritt ein Subdiacon, dem das Kreuz vorgetragen wird, mit dem von diesen Medaillen gefüllten Becken an die Pforte der Kapelle, worin die hl. Messe gelesen wird, und singt mit lauter Stimme: »Heiliger Vater! hier »sind die Lämmer, die dir die Auferstehung, die Bothen, die »dir den Sieg verkündigt haben, sie kommen jetzt zu der »Quelle, und sind blendend weiß vor Klarheit.« — Der Chor antwortet: »Alleluja! Lob sei dem Herrn, Alleluja!« — Nun nähert er sich dem päpstlichen Throne, und der heilige Vater vertheilt mit eigener Hand diese Medaillen nach dem Range unter die Dignitarien der Kapelle. Papst Urban V., der drei dieser Agnus Dei dem griechischen Kaiser Johann Paläologus übersandte, machte ihn auf den innern Werth dieses Geschenkes durch Aufzählung der Gnaden, die aus ihnen hervor-

gehen mit den Worten aufmerksam: »Diese Medaillen leiten die Segnungen des Himmels auf ihre Besitzer, wenn sie diesen Besitz durch reinen Lebenswandel heiligen; diese Medaillen schützen gegen die Verheerungen des Feuers, gegen das Unglück des Schiffbruches; sie sind ein Pfand des Friedens und der Ruhe.«

Eine Erinnerung aus meiner Jugend berührt mich hier; es ist die Erinnerung an den Tag der hl. Agnes, der Jungfrau und Martyrerin. Einen eigenen süßen Eindruck macht der sanfte Name Agnes auf mich; in ihm verschlingt sich die Blume der Unschuld mit dem Gepräge der Kraft; es liegt in ihm etwas, ich weiß nicht was; er ist eine Himmelsgabe. So oft ich diesen Namen aussprechen höre, stelle ich mir sowohl die innige Rührung des schüchternen Geschlechtes, als auch den bewunderungswürdigen Muth der Helden lebhaft vor Augen. An dem Tage, wo die Kirche das Fest dieser jungen Martyrerin feiert, segnet der Papst zwei Lämmer ein, aus deren Wolle der Stoff zur Verfertigung des Palliums gewonnen werden soll. Dieser Schmuck, der eigentlich nur den Päpsten gebührt, wurde von ihnen selbst den Patriarchen, Erzbischöfen und einigen bevorrechteten Bischöfen bewilligt. In der Kirche der heiligen Agnes erhalten diese beiden Lämmer ihre erste Weihe, und werden dann zu den Stufen des Thrones Seiner Heiligkeit geführt, welcher ihnen einen zweiten Segen ertheilt. Hierauf übergiebt sie ein Kämmerling aus den apostolischen Sub-Diaconen an ein Nonnenkloster, und die frommen, milden Jungfrauen unterziehen sich der Nährung und liebevollen Pflege der unschuldigen Lämmer. Mögen Sie, theuerer Freund! immerhin ein wenig lächeln, aber es war einer meiner sehnlichsten Wünsche, diese niedlichen Thierchen zu sehen, die nun mit Kräutern gefüttert werden, welche nie ein profaner Fuß betreten hat; welches Vergnügen würde es mir gemacht haben, sie zu liebkosen; sie sind ja das wandelnde Bild der Unschuld und Reinheit. Aber nichts ist schwerer, als sie zu sehen, oder sich ihnen zu nähern;

denn diese kleinen Gäste leben, hinter den Riegeln der Klausur, die wie ein undringliches Bollwerk ihrer keuschen Pflegerinnen jedem männlichen Blicke verbirgt. Am Vorabende des hl. Petrustages wird das Pallium auf das Grab der heiligen Apostel gelegt, am folgenden Tage zu den Reliquien selbst, wo es bleibt, bis der Aelteste der Kardinal-Diacone es jenem Prälaten zusendet, der sich darum förmlich beworben hat.

Mein Wunsch wäre, daß die Nachfolger des hl. Marcellus die Auszeichnung des Palliums, anstatt sie an gewisse Sitze zu knüpfen, nur Männern zur Belohnung ertheilt hätten, welche sich durch irgend eine gewichtige Handlung um den Nutzen der Religion oder um die Glorie der Kirche gediegene Verdienste erworben haben, wie jener Heilige gethan. Das Pallium sollte sich nicht auf bestimmte Stellen forterben; es sollte das Ehrenzeichen der Glaubens-Bekenner seyn, wie die Palme der bezeichnende Schmuck der Martyrer ist.

Leben Sie wohl, mein lieber Freund!

Sechzehnter Brief.

Rom, den 20. März 1838.

Die alte Heidenzeit, so reich an architektonischen Kunstwerken hat von allen diesen kein so gut erhaltenes und so werthvolles Denkmal an uns übergeben, als das von Agrippa, dem Schwiegersohne Augusts auf dem Marsfelde Roms erbaute Pantheon; welches er nach der siegreichen Schlacht bei Actium dem rächenden Jupiter weihte. In der Folge wurden auch die Statuen der Cybele und anderer Gottheiten zur öffentlichen Anbethung im Pantheon aufgestellt, und es scheint, daß eine solche Versammlung von Göttern und Göttinnen diesem Tempel seinen Namen gab.

Ein aus sechzehn Granit-Säulen gestalteter Portikus führt in das Innere. Acht von diesen Säulen, deren jede aus ei-

nem einzigen Stücke gehauen ist, — tragen an der Fronte ein Gesims und ein Frontispice von der schönsten Proportion, welche die Architektur nur immer liefern kann. Man stieg in früheren Zeiten auf sieben Stufen zu diesem Tempel empor, welches ihm eine weit majestätischere Gestalt gab, als er heut zu Tag hat, wo ihm durch die allmählige Erhöhung des Erdreichs nur mehr zwei Stufen übrig geblieben sind.

Von seinem kreisförmigen Innern wird das Pantheon auch die Rotunde genannt. Sein Durchmesser beträgt 154 Fuß, welches Maaß auch seine Höhe hat. Sein Licht erhält es nur von oben durch eine 28 Fuß hohe Oeffnung (oeil de boeuf), welche in der Wölbung seiner Decke angebracht ist.

Obgleich dieser berühmte Tempel, durch seine Festigkeit, der gewaltsamen Zerstörungssucht der Barbaren nach verschiedenen Einnahmen der Stadt Rom den besten Wiederstand leistete, so wurde er dennoch den Einflüssen der auflösenden Zeit unterlegen seyn, hätte nicht Papst Bonifacius IV., in der Absicht, die Erinnerung an den Götzendienst auszulöschen, von dem Kaiser Phocas die Erlaubniß erhalten, den Heidentempel in eine christliche Kirche umzuwandeln. So geschah es, daß dieser Tempel von dem frommen Bonifacius im Jahre 607 zur Kirche der hl. Jungfrau und aller Martyrer eingeweiht, jetzt der Sitz des keuschesten aller Wesen geworden ist, während in seinen Räumen einst einer schamlosen Venus profane Huldigungen dargebracht wurden, und daß auf der Stelle, wo einst Jupiter die blitzbewaffnete Hand zur Vernichtung schwang, jetzt der Gekreuzigte mit milder Liebe auf uns niederblickt.

Im Jahre 830 weihte Gregor IV. diese Kirche den Heerschaaren aller Heiligen im Himmel, und ohne Zweifel ist diese Weihe die Gründung des Festes Aller Heiligen, welches die Katholiken jederzeit am 1. November feiern — auch der Aller-Seelentag wird in der Rotunde mit großer Feierlichkeit begangen. —

Daß die beiden Glockenthürme, welche Urban VIII. bei der 1640 vorgenommenen Restauration der Rotunde ihr gab, für

den kirchlichen Dienst sehr nothwendig sind, möchte wohl nicht bezweifelt werden, aber sie passen nicht sehr gut zu dem gesammten Style des Gebäudes.

Gegen Mitte des jüngst vergangenen Jahrhunderts ließ Benedikt XIV. neue Ausbesserungen vornehmen; die Künstler aber beklagen sich darüber, daß das Gewölbe mit weißer Farbe übertüncht wurde, indem dieses die Majestät des Gebäudes sehr beeinträchtigte. Einer derselben äußerte: »daß die weiße Uebertünchung eines alterthümlichen Baudenkmals, noch widriger und abgeschmackter sey, als wenn man ein Gebäude aus der neuern Zeit schwarz anfärbe.«

Es kann nicht bestritten werden, daß die irdische Hülle Raphaels in einer Grnft der Rotunde ruht; Er der größte aller seiner Kunstgenossen, deren Italien sich rühmt, war auch würdig, in den Hallen eines Meisterwerkes aus dem Zeitalter des Augustus seine Ruhestätte gefunden zu haben. —

Vor nicht gar langer Zeit hat man noch Raphaels Büste und die mehrerer anderer berühmten Männer, im Pantheon gesehen; aber in Erwägung, daß, würden hier die Zahl solcher Büsten sich mehren, dieser Ort allmählig wieder vom Pfade seiner Bestimmung ablenken, und, jetzt zur heiligen Stätte erhoben, unter den Päpsten wieder zur Stufe des Profanen herabsinken möchte, auf welcher er unter der Regierung der Kaiser gestanden war, ließ Pius VII. alle diese Büsten in den Sälen des Conservatoriums von Rom aufstellen und verfaßte mit eigner Hand eine Verordnung, welche befolgt werden sollte, wenn die Künstler Lust hätten, diese anziehende und werthvolle Sammlung fortzusetzen.

Ich würde meinen Brief hier schließen, aber meine frühere Zusage, Sie, theuerer Freund, mit allen meinen Ansichten und Empfindungen vertraut zu machen, fordert mich auf, Ihnen zu sagen, daß ich das Pantheon nie betrete, ohne mir Alles recht lebhaft vorzustellen, was es Jesus Christus gekostet hatte, um seine Kirche zu gründen und die Völker aus

der Finsterniß des Heidenthums zu dem Lichte des Evangeliums zu leiten. —

Mit Wehmuth erfüllt mich der Gedanke, daß dieses Licht, welches das Weltall erleuchten soll, noch nicht in alle Finsterniß gedrungen ist, worin noch manche Völker umherwandeln, und daß es selbst unter jenen, die es bereits erleuchtet hat, im Schooße der Christenheit noch Menschen giebt, welche dieses Licht von sich zurückweisen, und jene Mittel, die ihnen ihr Heil bereiten könnten, aus Stolz, aus kraßem Eigensinn zu ihrem eigenen Untergang unbeachtet lassen. Das Geschick dieser Menschen betrübt mich auf's tiefste; und kehre ich dann zu mir selbst zurück, so kann ich nur mit Innigkeit dem Allmächtigen danken, daß er mich aufrecht gehalten hat in der Reinheit des Glaubens, da ich in meinem Jugendalter unter der Leitung und den Einflüssen so mancher Männer stand, die vom Irrwahne angesteckt waren. Ich habe mir nie die Anmassung erlaubt, ein verdammendes Urtheil über den Mitmenschen zu fällen, und Sie, mein Freund, werden nie hören, daß ich als Theolog mich in polemische Erörterungen über die Mißhelligkeiten und Spaltungen einlasse, die unsere Kirche zerfleischen; aber ich kann nicht umhin, mir die Frage zu stellen: war es die Sprache der Aufrichtigkeit, der Ueberzeugung, als jene Menschen, die so viel Blut vergossen haben, jene Stifter einer vermeintlichen Reform, um eine Ursache zu ihrer Trennung von der römischen Kirche zu haben, so weit gingen, die Verehrung, welche wir den Heiligen darbringen, für Abgötterei zu erklären? War es Aufrichtigkeit und Ueberzeugung, was sie antrieb uns zum Vorwurf zu machen, daß wir durch Anrufung der Heiligen den Verdiensten Jesu Christi Abbruch thäten, und ihn in seiner Eigenschaft als Vermittler lästerten? — Auch die Gebethe für die Verstorbenen haben diese Klügler verworfen. O die Unsinnigen! sie haben nicht bedacht, als sie die geheimnißvolle Kette brachen, durch welche wir einerseits mit den abgeschiedenen Seelen, die bereits die Freuden der ewigen Seligkeit genießen, und andrerseits mit jenen verbunden sind, die am

Orte der Sühne ihre Fehler noch durch Leiden abzubüßen haben, daß sie dadurch zu gleicher Zeit Jenen ein Gegenstand der Freude, und Diesen eine Quelle des Trostes, uns selbst aber, die wir noch auf dem irdischen Pfade wandeln, das geeignetste Mittel entrissen haben, uns zu bestärken in Ausübung frommer Werke der Liebe und Barmherzigkeit.

Erfüllt von diesen Betrachtungen kam ich gestern in meine Zelle zurück, und öffnete zufällig einen Band von Fenelons „oeuvres spirituelles," die eben auf meinem Tische lagen. Hier fand ich gerade die Stelle, worin der Verfasser die Lehre der Kirche über diese zwei Punkte begründet. Ueberzeugt, daß Sie diese Stelle mit Vergnügen lesen werden, theile ich Ihnen dieselbe hier mit.

»Die Geschichte der Machabäer sagt uns, daß das Beten für die Verstorbenen ein Gebrauch ist, der in der Synagoge schon lange vor Christus statt hatte, und daß dieses Gebeth von der christlichen Kirche seit ihrem reinsten Ursprunge beibehalten wurde. Dieses Gebeth kann nicht als ein gehaltloses Ding, nicht als ein leerer Gebrauch entstanden seyn; denn wenn die Kirche um Trost und Linderung für die abgeschiedenen Seelen der Gläubigen bittet, so setzt sie augenscheinlich voraus, daß es für dieselben ein gewisses Leiden gibt, welches durch ihre Fürbitte gemildert werden kann. Der hl. Augustin sagt: so mancher Christ hat zu wenig gesündigt, um von den Pforten des Himmelreichs zurückgewiesen zu werden; er hat aber auch zu wenig des Guten gethan, um durch diese Pforte sogleich nach seinem Hinscheiden eintreten zu dürfen; denn durch sie geht nur die ganz unbefleckte Reinheit; daher ist diesen Seelen auferlegt, gewisse Sünden abzubüßen, die nicht unter die Zahl der Todsünden gerechnet werden können. Die schmerzliche Verzögerung ihres Eintrittes durch die Pforte zum ewigen Leben ist eine Reinigung, in welcher sie geläutert werden, wie durch das Feuer. Die Kirche hat stets geglaubt, daß ihr Gebeth den Seelen im Fegfeuer zum Troste und zur Linderung gereiche, und zur Beförderung ihres ewigen Frie-

dens beizutragen vermöge. Welcher Christ konnte es nun der Braut des Sohnes Gottes verweigern, sich mit ihr zu einer solch frommen Bitte zu vereinigen?«

»Es ist ja die Kirche, die uns mütterlich ermahnet, unsere Brüder im Himmel wie die auf Erden um ihre Fürsprache für uns durch Jesus Christus, unsern gemeinschaftlichen und alleinigen Mittler zu bitten: Gott selbst, in dessen Macht es gestanden hatte, den Feinden Hiobs unmittelbar ihre Verzeihung zu gewähren, nöthigte sie, diese Verzeihung durch das Vorwort Hiobs, über den sie die Verdammung ausgesprochen, zu erflehen.«

»Auf diese Art gewährt uns Gott zu Gunsten der reinen Gebete der Heiligen, die seine Freunde sind, dasjenige, was er uns auf unser alleiniges Bitten, das vor seinem Angesichte weniger würdig befunden wird, versagt haben würde. Dürfen wir nicht fürchten, unsern alleinigen Mittler zu beleidigen, wenn wir sündhafte, den Versuchungen auf irdischer Pilgerfahrt Preis gegebene Menschen zu unsern Fürbittern erwählen, um wie viel mehr sind wir nicht berechtigt, unsere Bitten mit jenen der Kirche zu vereinigen, um die Fürsprache der Gottes-Mutter und jene der Heiligen zu erlangen, die Gott von Angesicht zu Angesicht schauen, und in seinem Schooße ruhend, niemals einer Sünde fähig sind.«

»Die Kirche der frühesten Zeit hat die Gräber der Martyrer durch Lobgesänge ihrer Siege verherrlicht, und zu ihrer Ehre das Lamm Gottes geopfert, für welches sie ihr Blut vergossen, als köstliche Kleinodien bewahrte sie ihre Reliquien, welche, wie uns die heiligen Väter lehren, unzählige Wunder gewirkt haben. Wie kann man uns nun des Aberglaubens beschuldigen, wenn wir auf dem Grunde des reinsten Kultus solch ein hell erleuchtetes Alterthum zum Vorbilde wählen?

Daß die Schrift sagt: »Ihr sollt euch keine geschnitzten Bilder machen!« ist allerdings unleugbar, aber es muß wohl beachtet werden, daß sie hinzufügt: »um ihnen zu dienen«, welches so viel heißt als: um sie anzubethen. Uebrigens gab es

Bilder im Tempel, und sogar über die Bundeslade; aber Gott bewahre, daß wir den Bildern als wie göttlichen Dingen unsere Anbethung darbringen; wir dienen den Bildern nicht, im Gegentheil, wir fordern von ihnen Dienste. Was sind die Bilder anders, als schlichte Darstellungen der wundervollen Visionen der hl. Schrift, des thatenreichen Lebens unsers Herrn Jesu Christi und der Heiligen? Sind sie wüst oder unanständig, so zerbrechen wir sie ohne Gewissenszweifel. Aber die Bilder unterrichten den Unwissenden, rühren den Weisesten und versinnlichen gleichsam unseren Augen die Geheimnisse des Heiles. Warum sollten wir uns weigern, uns mit der Kirche zu vereinigen, und zwar zu einem so alten, so reinen Gebrauch, der jedem Götzendienste fremd, der frei von allem volksthümlichen Aberglauben nur bemüht ist, denselben in seinem Keime zu ersticken, ein Gebrauch, der alle Eigenschaften besitzt, die Frömmigkeit der Gläubigen mit neuer Kraft zu beleben?«

Bossuet hat der Lesewelt eine kleine Schrift hinterlassen unter dem Titel: »Exposition de la Doctrine de l'Eglise catholique sur les matières du controverse«, *) in welcher diese Wahrheiten Fenelons noch kräftiger dargestellt sind. Wir haben keinen Mangel an guten Büchern; aber wieviel sind der Blinden, die mit dem Blinden von Jericho ausrufen: »Herr, mache daß ich sehe?« —

Leben Sie wohl, theurer Freund:

---

*) „Auslegung der Lehre der katholischen Kirche über die Gegenstände der Controverse."

Siebzehnter Brief.

Rom, den 23. März 1838.

Das Coliseum, dessen Pracht einst die egyptische Pyramiden, den Tempel von Ephesus, und alle andern Weltwunder übertraf, ist ein unermeßliches Amphitheater, worin die Gladiatoren kämpften, und dessen Arena öfters mit dem Blute erschlagener Christen getränkt ward. Beinahe mitten in der Stadt, da wo einst Nero's Fischteiche waren, hat Kaiser Vespasian 71 Jahre nach Christi Geburt dieses Riesengebäude aufgeführt, das zehn Millionen Thaler und den Schweiß von zwölf tausend Juden kostete, die, von Jerusalem hierher geschleppt, bei diesem Baue arbeiten mußten. — Sein Sohn und Nachfolger Titus, vollendete den Bau, und gab dem Coliseum eine feierliche Einweihung. —

Die Einweihungen in jener Zeit waren von verschiedener Art, je nachdem die Gebäude, die solch einem Akte zu Grunde lagen, eine Bestimmung hatten. — Die Einweihung eines Schauspielhauses war ein Drama; die eines Circus ein Wagenrennen; die einer Naumachie (Plätze zur Darstellung von Seeschlachten) ein Gefecht auf dem Wasser und die eines Amphitheaters ein Gladiatorenkampf und eine Thierhatze. — Das Coliseum wurde mit Gladiatorenkämpfen eröffnet, die hundert Tage dauerten, und mit Hatzen, bei denen 5000 wilde Thiere ihren Tod fanden. —

Das Coliseum hat die Gestalt eines Ovals von fünfhundert ein und achtzig Fuß Länge und vierhundert ein und achtzig Fuß Breite und einen Umfang von tausend sechshundert und achtzig Fuß und soll für 107,000 Zuschauer *) Raum gehabt haben, wovon gegen 87,000 sitzen und 20,000 stehen konnten. — Die auf unsere Zeit übergekommene Reste dieses jetzt sehr herabgekommenen Gebäudes, bezeugen noch zur Genüge, welche Mühe und Kunst für eine ewige Dauer desselben

*) Nach Andern 110,000. Anm. d. Ueberf.

verwendet worden; daher auch die Römer in einer Art von Sprichwort sagten: fällt das Coliseum, so folgt seinem Sturze Rom; stürzt Rom, so versinkt die Welt. —

Im Anfange des sechsten Jahrhunderts prangte dieses großartige Denkmal noch in seiner ganzen Schönheit, aber im Jahre 546 wurde Rom von den Barbaren verwüstet, von der Habgier derselben wurden die broncenen Bänder, womit die Steine an einander befestigt waren, heruntergerissen, und so war der erste Schritt zur Zerstörung des Coliseum geschehen. Die Raubgierde der wilden Horte blieb nicht ohne Nachahmung selbst unter den civilisirten Menschen. Zur Zeit, als die Päpste in Avignon residirten, scheueten sich Männer von hohem Range nicht, einen Theil des Coliseums abbrechen zu lassen und die Steinmassen, zu deren Besitz sie auf diese Art um wohlfeilen Preis kamen, zur Erbauung von prächtigen Pallästen zu benützen. Die Palläste Farnese und Barbarini sind, wie man sagt, durch solch frevelhafte Eigenmacht entstanden, und auf Letzteren machte ein Römer die witzige Bemerkung: »Die Barbarini haben dem Coliseum mehr Schaden gethan als die Barbaren.« — Selbst die Päpste legten in den Zeiten der Unwissenheit die zerstörende Hand an dieses Denkmal architektonischer Größe. Papst Paul II. — Peter Barbo, ein Venezianer — ließ alle Steine davon nehmen, die zur Erbauung des Pallastes von Venedig erfordert wurden.

So geschah es, daß dieses Amphitheater, das größte, welches die römische Pracht errichtete, als ein ganz gewöhnlicher Steinbruch angesehen wurde, der dem Eigennutze eines jeden Baulustigen unbeschränkt zu Gebote stand, bis Clemens X. in Erwägung des Ursprungs und des Gebrauches dieses Denkmals, den Entschluß faßte, es der Religion und den Künsten zu erhalten. Er begann daher mit Erbauung von vierzehn offenen Altären im Umfange der Arena, zur Erinnerung an die Leidensgeschichte des Erlösers, in deren Mitte er eine kleine Kapelle aufführen ließ, die er Unserer lieben Frau der Erbarmung weihete. — Dem Werke Clemens X.

gab Benedikt XIV. noch einigen Ausschmuck und verlieh Denjenigen einen Ablaß, welche hier die gottseligen Uebungen des Kreuzweges verrichteten.

Von diesem Augenblicke an genoß das Coliseum*) eine ehrende Würdigung und wollte ich in freudiger Beschauung dieses schönen Wechsels der Dinge mit Innigkeit ausrufen: »Kreuz des Herrn, deine Macht kann nur bewundert und gepriesen werden! — als es mir einfiel, daß dieses Kreuz Roms Bürger schon gegen Attilas verheerende Wuth geschützt hat, und es konnte mich der spätere Sieg des Kreuzes über die schamlosen Forderungen der Habsucht nicht mehr überraschen, wohl aber mich mit Dank erfüllen für die Erhaltung eines Monuments, das selbst in seinem Verfalle der sprechendste Zeuge von Roms Großartigkeit ist. — Ja, mein Freund, wäre das Kreuz nicht in der Mitte der Arena aufgepflanzt worden, wo es sich jetzt siegreich und schützend erhebt, so würde auch nicht ein Stein von dem Coliseum übrig seyn und der erstaunte Wanderer müßte die Frage thun: »Römer, wo habt ihr euer Coliseum?« — War dieß nicht eine geistreiche, eine erhabene Idee, hier Altäre aufzurichten? Ich möchte sagen, es war überdieß eine heilige Pflicht; denn diese Arena war die Blutstätte der ersten Christen, die zu Tausenden hier ihren Tod fanden, aber nicht im Kampfe wie jene Gladiatoren, deren blutiges Handwerk es war, sich dem Tode zu weihen, sondern dem Rachen der wilden Thieren vorgeworfen, die man zur Zerfleischung der Christen mit großen Kosten aus Afrikas glühenden Sandwüsten nach Rom bringen ließ. — Tritt der Christ in das Coliseum, dann gedenke er jener gräßlichen Ermordungen, die sich im

---

*) Seinen Namen hat das Coliseum von dem Koloß des Nero, der dahin gebracht wurde. — Noch stehen die Behältnisse fest, in welchen die wilden Thiere verwahret wurden, die zur rohen Lust des damaligen Volkes, die Erbauer dieses Riesengebäudes — gefangene Juden und Christen, von denen es, wie man sagt, in einem Jahre aufgeführt worden — zerrissen. — Anm. d. Uebers.

Laufe dreier Jahrhunderte so blutig wiederholten, und in dieser Erinnerung drücke er ehrfurchtsvoll die Lippe auf das kalte Gestein, und spreche zu sich selbst, wie einst der Engel auf dem Berge Horeb zu Moses gesprochen: »Löse deine Schuhe, denn der Boden, auf dem du stehst, ist heilig!« Ja diese Arena ist vom Blute unserer Brüder, unserer Altvordern im Glauben getränkt, sie war die Stätte, wo jene in Schwefel und Harz eingehüllt, lebendig angezündet wurden, und wie Fakeln brannten, um römischen Frauen die schauderhafte Augenweide einer Beleuchtung zu bieten. Hier wurden diese heldenmüthigen Martyrer in den blutgierigen Kreis reißender Thiere gestoßen; und der versammelte Pöbel weidete seine entmenschten Blicke an ihren Qualen.

War es schon eine werthvolle Handlung, das Coliseum dem Hammer der Barbarei und den Klauen der Habsucht entrissen zu haben, so müssen wir dem hochgefeierten Pius VII. das noch größere Verdienst zuerkennen, die Beschädigungen der Zeit ausgebessert und selbst in jenen Tagen, wo er seinen Staaten gewaltsam entrückt gewesen, an der Herstellung dieses Gebäudes gearbeitet zu haben. Diese Arbeiten wurden unter Napoleons Herrschaft nicht unterbrochen, und die Vorsicht gebrauchte die Franzosen als willige Werkzeuge ihrer Beschlüsse, die Arena von dem zerfallenen Gesteine, womit sie zur Hälfte bedeckt war, reinigen zu lassen; nach Abzug der Franzosen verfügten die Päpste die Herstellung der Außentheile, die dem Einsturz drohten. Wie wir, so werden auch künftige Jahrhunderte einer Regierung, die nach solchen Herstellungen mit Eifer strebte, für den Besitz dieses Monuments Dank wissen, welches, wie ein Reisender bemerkt, auch jetzt noch in solchem Zustande ist, daß die Einbildungskraft ein leichtes Geschäft hat, sich das Bild des Coliseums, wie es in seinen Urverhältnissen gewesen, vor das Auge zu bringen, und andrerseits, beinahe ganz zerfallen, in seinen Trümmern uns den Anblick der schönsten Ruinen, die man je gesehen hat, gewährt.

Ein armer Franziskaner-Mönch ist alle Freitage im Coliseum zu sehen, wo er auf der Stelle, wo einst die Priester des Jupiter den Weihrauch an ihre Götzen verschwendeten, dem Volke die ernste Leidensgeschichte des Erlösers einprägt. Glauben Sie ja nicht, mein Freund, daß er einer glänzenden Beredsamkeit bedarf, um seine Zuhörer zu rühren, denn Thaten sprechen besser als Worte, und um ihren Augen Thränen zu entlocken, genügt es ihm, ihnen die Namen jener Heiligen ins Gedächtniß zu rufen, welche hier in den Ringmauern des Coliseums als Opfer der Unmenschlichkeit verblutet haben. Auch der Hartherzigste wird weich gestimmt, wenn er jene, der Verehrung so würdige Namen hört; das Licht des Glaubens dringt heller in das nächtliche Dunkel, womit sein inneres Auge umlagert ist und seine Seele erschließt sich dem festen Vorsatze, solchen Vorbildern mit Eifer und Treue zu folgen. —

Das Namensverzeichniß jener Heiligen, die im Coliseum den Martyrertod gestorben sind, ist an der Pforte der Kapelle von Unserer lieben Frau zu lesen. — Unter ihnen zeichnet sich der hl. Ignaz, Bischof von Antiochien aus, der im Jahre 107 nach Christi Geburt unter dem Kaiser Trajan, den reißenden Thieren vorgeworfen wurde; denn obgleich damals das Verbot waltete, die Christen in ihren Wohnungen und Verstecken aufzusuchen, so wurden doch diejenigen zum Tode geschleppt, deren Aufenthalt erspähet worden war.

Ich hatte mir vorgenommen, das Leben dieses edelmüthigen Martyrers gerade auf der Stelle zu lesen, die Zeuge seiner Leiden und seines Sterbens gewesen. Mit seiner Lebensgeschichte in der Hand begab ich mich am gestrigen Morgen in das Coliseum, und da ich nicht weiß, ob sie das Leben und Leiden, den Muth und das Gottvertrauen dieses Martyrers kennen, so will ich Ihnen mittheilen, was ich gelesen.

„Der heilige Ignatius, mit dem Beinamen Theophorus, oder Gottesträger, ein Schüler des hl. Johannes Evangelist, wurde nach dem Tode des hl. Evodius zum Bischof von An-

tiochien erwählt. Während der vierzig Jahre, in denen er das Hirten-Amt verwaltete, war er das Muster aller Tugenden eines heiligen Oberhirten. Der Tod des Kaisers Domitian hatte den Christen den Frieden gegeben, und so sehr Theophor für die Christen über diesen Frieden erfreuet war, so fühlte er doch die tiefste Betrübniß, des Martyrertodes für seinen Erlöser nicht gewürdigt worden zu seyn. Da schlug die verheerende Flamme der Christenverfolgung in einigen Provinzen neuerdings in wilder Lohe auf, und Kaiser Trajan, der in Antiochien war, wollte diese Gelegenheit benützen, um den Nimbus seiner Götter, welchen er seine Siege über die Scythen zu verdanken glaubte, mit neuem Flitterruhme zu umgeben. — Mit der Todesstrafe denjenigen drohend, die seine Gebote unerfüllt lassen würden, forderte er die Christen auf, in den Tempeln seiner Götter Anbetung und Opfergaben darzubringen.

Der heilige Bischof wurde vor seinen Richterstuhl geschleppt, und Trajan redete ihn folgendermaßen an: »Also Du bist es, Du unheilvoller Geist, der es wagt, meine Gebote zu verhöhnen und die Andern zu überreden, auf elende Weise zu sterben und diesen Tod als den Tod der Wonne, des Sieges, des unvergänglichen Lohnes zu rühmen? — Noch hat kein Mund den Theophorus einen unheilvollen Geist genannt. — Und wer ist dieser Theophorus? — Der, in dessen Herz Jesus Christus seinen Sitz hat. — Glaubst du vielleicht, daß in unsern Herzen nicht eine Stelle für die Götter ist, die uns zur Besiegung unserer Feinde so mächtig unterstützen? — Wer die bösen Geister, die ihr anbethet, Götter nennt, der ist im Irrthum, denn es ist nur ein Gott, der Himmel und Erde geschaffen hat, und alles was da vorhanden ist; es thront nur ein Jesus Christus, Gottes alleiniger Sohn in dem Königreiche, in welches einzugehen mein heißestes Verlangen ist. — Zweifels ohne, begreifst du unter deinem Christus denjenigen, der unter Pontius-Pilatus ans Kreuz geschlagen wurde? — Ja dieser ist es, der durch seinen Tod die Sünde

mit dem Erzeuger der Sünde gekreuziget; der über die Tücke des bösen Feindes den herrlichsten Triumph gefeiert und ihn unter den Füßen derjenigen gefesselt hat, die ihn im Herzen tragen. — Also auch Du trägst den Christus in Dir? — Ja, denn es steht geschrieben: ich werde wohnen und ruhen in euch. — Die edle Standhaftigkeit und der Heldenmuth, womit Ignazius vor Trajans Thron seinen Glauben bekannt hatte, reizte diesen zur Fällung des Urtheils, welches er in seinem Grimme also aussprach: »Wir befehlen, daß Ignazius, der hier sagte: er trage den Gekreuzigten in sich, gefesselt nach Rom geführt und dort dem Volke zum Schauspiele, von den wilden Thieren zerrissen werden soll!« — Großer Gott, rief hier Ignazius aus, ich sage dir meinen innigsten Dank, daß du eine vollkommene Liebe zu dir in mein Herz gelegt, und mir die Gnade gewährt hast mit Ketten belastet zu werden, wie einst Paulus dein Apostel.« — Und Ignazius legte sich selbst die Ketten an, betete für seine Kirche, empfahl sie unter Thränen der Gnade, dem Schutze des Allmächtigen und überlieferte sich den Soldaten zur Abführung nach Rom.«

Der Gefesselte und seine Wache wurden in Seleukia an Bord eines Schiffes gebracht, welches bestimmt war, an den Küsten von Kleinasien hin zu segeln; aber man wählte eine andere Fahrt, welche die Reise um vieles verlängerte. Tag und Nacht, zu Land wie zu Wasser, wurde Ignazius von zehn Soldaten bewacht, die er Leoparden nannte, indem ihre Grausamkeit keine Grenzen hatte, und seine Geduld und Sanftmuth sie nur noch mehr erbitterte. Trotz aller Wachsamkeit und Strenge seiner Wächter, wußte er dennoch Mittel aufzufinden, die Christen-Gemeinden jener Städte, durch welche er gebracht wurde, in Bewahrung ihres heilvollen Glaubens zu bestärken. In den Lehren, welche er ihnen gab, legte er ihnen besonders die Nothwendigkeit ans Herz, alle Ketzerei zu fliehen, und mit unerschütterlicher Treue an den Ueberlieferungen der Apostel fest zu halten. Aus allen Umgebungen der Orte, welche Ignazius auf seiner Reise berührte, strömten Gläubige

herbei, dem geliebten Lehrer, alles, was er bedürfe, anzubieten; die Kirchen von Asien sandten Bischöfe und Priester an ihn ab, und trugen einer bedeutenden Anzahl von Gläubigen auf, ihn während der noch übrigen Reise zu begleiten; ein tröstender Beweis für den Heiligen, daß mehrere Kirchen ihm mit Liebe zugethan waren. Alle die ihn seine Leiden in einem so hohen Grade von Geduld und Liebe tragen sahen, waren erfüllt von der süßesten Beruhigung.

»Der heilige Ignatius wußte sehr wohl, was die Heiligen bei Gott vermögen, und daraus erwuchs seine Besorgniß, daß man um seine Befreiung bitten, und sie erhalten werde. Diese Besorgniß bewog ihn, an die Gläubigen die Bitte auszusprechen, sie möchten ihr Gebet mit dem seinigen dahin vereinigen, daß Gott ihm die Gnade verleihe, von den reißenden Thieren verschlungen zu werden, um so zu Jesus Christus eingehen zu können. In dieser Absicht schrieb er auch von Smyrna aus an die Christen von Rom, die vielleicht um Gnade für ihn bitten und ihm die Martyrerkrone entreißen konnten, wenn auf wunderbare Art die wilden Thiere ihn verschonen würden, wie sie schon andere heilige Martyrer verschont hatten. Aus diesem in seiner Art so einzigen Briefe, woraus der Geist der glühendsten Liebe zu Gott im reinsten Lichte hervorstrahlt, sollen hier einige Stellen mitgetheilt werden.«

»Wollt ihr mich von der Stärke euerer Freundschaft und Treue auf das Innigste überzeugen, so hindert nicht, daß ich zu Gottes Ehre ein Schlachtopfer der Grausamkeit und des Christenhasses werde, während der Altar bereitet ist. Die einzige Gnade, um die ich euch bitte, ist, daß ihr dem himmlischen Vater lobsinget, für die Gnade, die er mir ertheilet, daß er durch die Verdienste Jesu Christi den Bischof von Syrien nach dem Abendlande berufen hat, zur Aufnahme in den Schooß seiner Glorie. Kein falsches Mitleiden mit mir mache euch darüber betrübt, daß ich die Beute wilder Thiere werde; es bahnet sich mir ja dadurch der Pfad in das Reich

des ewigen Lebens. Ich bin der Weitzen Gottes, und wenn ich ein reines, vollkommenes Brod Christi werden soll, muß ich durch die Zähne reißender Thiere gemahlen werden. Schmeichelt vielmehr diesen wilden Thieren, daß sie mich in ihrem Rachen mein Grab finden und nichts übrig lassen von meinem Leibe. Bittet für mich den Herrn, daß ich für ihn ein Schlachtopfer werde. Durch Leiden werde ich ein Freigelassener Jesu Christi, und er wird mich auferwecken zu einer ewigen Freiheit. Möchten doch diese wilden Thiere mich im Augenblick in Stücke zerreißen. Ich werde sie reizen, auf daß sie desto gieriger werden nach meinem Blute und mich nicht verschonen, wie sie schon einige verschont haben, an die sich ihr Zahn und ihre Klaue nicht wagte; ich werde sie zwingen, mich zu verschlingen, denn es ist ja mein heißester Wunsch, die Seeligkeit der Vereinigung mit Jesus Christus zu genießen. Ja diese Hoffnung läßt mich nicht zittern vor dem scharfen Stahle, nicht vor dem Kreuze, nicht vor den Rachen der Ungeheuer; es bangt mir nicht vor der Trennung meiner Gebeine, nicht vor der Zerstücklung meiner Gliedmassen; und alle Martern, die des bösen Feindes Tücke, Grausamkeit und Wuth zu ersinnen vermag, empfange ich mit dem Lächeln des innigsten Friedens und mit dem ungetrübten Blicke der reinsten Liebe zu Gott."

»Kaum hatte sich in Rom die Kunde von des Bischofs Ignatius naher Ankunft verbreitet, als ihm die dort lebenden Christen mit dem Wunsche, das Volk möchte seine Begnadigung erwirken, entgegen eilten. Der Martyrer, welcher durch ein übernatürliches Licht sah, was in ihrem Herzen vorging, beschwor sie noch kräftiger als er es in seinem Briefe gethan hatte, sich seinem Glücke nicht zu widersetzen. Und dann warf er sich mit der Gemeinde seiner Brüder auf die Kniee und flehte Gott um die Huld an, der Kirche immer ein schützender und segnender Vater zu seyn, die Wuth und Macht der Christenverfolgung zu brechen und in den Herzen der Gläubigen die reine Liebe zu Gott und zu den Nächsten zu bewahren.«

»Am 20. Dez. des Jahres 107 zu Rom angekommen, wurde Ignatius in das Amphitheater geführt. Ein Augenblick — und zwei Löwen stürzten auf ihn hervor zerrissen ihn, und ließen von ihm nichts übrig, als die größten und härtesten seiner Gebeine.

Hier entsank das Buch meiner Hand, ich verhüllte mein Ohr, denn ich glaubte das Freudengebrüll der unmenschlichen Zuschauer bei dem Anblicke der Löwen zu hören, welche die Gebeine des zermalmten Schlachtopfers einander aus dem Rachen zu reißen strebten.

Mit Entsetzen stellte ich mir die Frage: welche Furien Menschen gesäugt haben, Menschen, denen das Strömen des Blutes ihres Mitmenschen einen freudigen Anblick gewähren kann, und diese Menschen — einst das römische Volk — die sich nur zufrieden fühlten, wenn sie solch ein Schauspiel der grauenvollsten Unmenschlichkeit gesehen hatten, betrachteten den Fremdling mit Verachtung und nannten jedes andere Volk Barbaren. Aber Friede kehrte wieder in mein empörtes Gemüth zurück, denn mein Blick haftete auf den Stationen des Kreuzweges, die jetzt die nemliche Stelle heiligen, welche einst die schauderhafteste Grausamkeit durch das Vergießen von Christenblut so fluchwürdig entheiligt hatte; und ich betrachtete in frommer Andacht die Leiden unsers Erlösers, und sank anbethend vor diesen Wunden hin, welche der Born sind, aus dem die Martyrer ihre Kraft und Ausdauer geschöpft hatten. —

Einer Sage nach, riefen eines Tages die Gladiatoren dem Kaiser zu, als sie an ihm vorüber zogen: »Cäsar! dich grüßen die Männer, die in den Tod gehen.« (Caesar morituri te salutant.) Das ist die Sprache des Unsinns, der niedrigsten Schmeichelei! Sollten sie sich eine Ehre daraus gemacht haben, einen Tyrannen in der Langweile seines grausamen Müssigganges durch den Anblick ihrer letzten Zuckungen zu erheitern? Die Stellung der Martyrer war, in Beziehung auf das Hinschreiten nach der Schlachtbank, sehr verschieden,

von der dieser Gladiatoren. Auch sie sagten beim Eintritte in das Amphitheater: morituri te salutant, aber es war keine erniedrigende Schmeichelei, an einen Menschen verschwendet, es waren gefühlte Worte, zu Gott gerichtet, der für unser Heil sein Leben hingegeben; es waren Worte der kindlichsten, der treuesten Ergebung in des Vaters Beschlüsse; und als sie bei diesen Worten die Blicke himmelwärts hoben, da sahen sie, wie einst der hl. Stephan, aufgethan den Schoos der Glorie, und auf den Flügeln der Sehnsucht erhob sich ihr Geist zu diesem ewig blühenden Vaterlande empor, und dem Henker blieb nur ein fühlloser Körper.

Wir leben zwar in Zeiten, wo kein Martyrerblut mehr fließt, wo die Anhänger der christlichen Lehre nicht mehr vor der Geißel, vor dem Schwerte der Verfolgung zittern dürfen; aber haben wir deßhalb keine Feinde mehr zu besiegen? In meiner eigenen Brust fand ich die Antwort auf diese Frage, sank am Fuße des Kreuzes auf meine Knie, betete mit Inbrunst zum Erlöser der Welt und kehrte schweigend und gesammelt zur friedlichen Stille meines Klosters zurück.

Mit Gott, mein theurer Freund.

Achtzehnter Brief.

Rom den 31. März 1838.

Wenn man den bunten Wechsel der Verhältnisse, welchem eine Reihe von Jahrhunderten die Stadt Rom unterworfen war, mit prüfendem Blicke beschauet, so läßt sich die Beobachtung, die ich auf dem Coliseum gemacht, sehr leicht auf die ganze Stadt anwenden; denn die Einbildungskraft hat leichte Mühe, sie wieder erstehen zu machen, und wenn der Reisende, der durch ihre dunklen Thore tritt, sie im strahlenden Lichte der Geschichte durchwandelt, so bewegt er sich zu gleicher Zeit in der alten Roma und in dem neuen Rom. Für ihn, den Geschichtsforscher, hat weder Zeit noch Raum

eine Kluft zwischen Einst und Jetzt aufgethan, denn aus jedem Gegenstande sieht er jene berühmten Männer wieder aufleben, mit denen er sich schon in frühester Jugend befreundet hat, und reichen sie ihm auch nicht die lebenswarme Hand, so umschweben sie ihn als liebgewordene Schatten und erschließen seinem Blicke ein unübersehbares Feld der Erinnerungen.

Gestern besuchte ich den Pallast Spada, wo ich die Statue des Pompejus sah; jene berühmte Statue an deren Fuße Cäsar aus drei und zwanzig Wunden verblutete und noch im Todeskampfe sich das Haupt mit einem Flügel seiner Toga verhüllte. Auch Pompejus war ein Opfer des Meuchelmordes geworden, und als sein blutiges Haupt dem Cäsar überbracht wurde, da wandte sich dieser in heftiger Erschütterung zur Seite und seine bebende Hand winkte dem Boten rasche Entfernung zu. Man sagt, daß dieses unglückliche Bild des Wechsels menschlicher Dinge dem Cäsar Thränen entlockt habe; und doch war des Pompejus blutiges Haupt für ihn nicht zur warnenden Lehre geworden; der Sieger theilte das Loos des Besiegten.

Eifersucht, Ringen nach dem höchsten Ruhme waren — wie Geschichtschreiber und Dichter sagen — die vorherrschenden Leidenschaften, welche den Frieden brachen, der zwischen diesen beiden berühmten Rivalen so fest geknüpft schien, und sie in die Schranken zum Kampf auf Tod und Leben trieben. —

Hören Sie darüber den Lucanus:

Pompejus sah mit Schmerz die Lorbeern seiner Siege
Durch größ're Heldenthat verdunkelt, fast verwelkt;
Der zehenjähr'ge Kampf, der Gallien unterjochte,
Gab Asiens Ueberwinder der Vergessenheit.
Es war der kühne Held, der Gallien bezwungen,
Bereits zu groß gedieh'n, für Roma's zweiten Rang.
Der Krieg entspann sich bald aus ihren Forderungen:
Denn Cäsar will mit Niemand gleichen Ranges steh'n —
Als seinen Herrn kann nie Pompejus ihn erkennen.
Der blut'ge Stahl entschied. . . . . .

Stolz, Selbstsucht, Ruhmgierde, die Leidenschaften der Gewaltthätigen dieser Erde — sind es, die oft den Völkern des Friedens den Oelzweig entreißen, und dafür die blutige Kriegsfackel über ihren Häuptern entzündet haben; aber es liegt auch in Gottes unergründlichen Beschlüssen, diese entzügelten Leidenschaften für seine Zwecke zu benützen; und sieht sich auch der Hochmuth des siegbegränzten Eroberers auf der höchsten Stufe seiner Macht, so ist er doch nur der Vollzieher des göttlichen Willens, das gebrechliche Werkzeug der ewigen Rathschlüsse des Herrn. — Ein Blick in die Geschichte zeigt uns, wie Gott sein Volk durch die Babylonier züchtigen, durch die Perser wieder in die alten Verhältnisse zurückführen, durch Alexander beschützen, durch die Römer dem drohenden Sclavenjoche der Könige von Syrien entreißen ließ; und sind es nicht die Römer, die, einst das Volk Gottes schirmend, an diesem die Rächer des Gekreuzigten wurden? —

Die Zeit mußte, uns den Schleier lüften, der diese uns nicht fremden Erscheinungen noch umhüllte, um in die Tiefe der Grundursachen blicken zu können; vor der Hand haben die Gelehrten die Revolutionen, als die Erzeugnisse rein-menschlicher Betriebe und Machinationen erklärt, diese Revolutionen, welche nur im Rathe der göttlichen Vorsehung beschlossen wurden. — Bei ernster Erwägung, daß der Sieg von Pharsalus, die Republik zu Grabe getragen, daß die neue Regierungsform der Einführnng und Begründung der christlichen Lehre sehr günstig war, darf ich in der Ueberzeugung, Gott thue Alles für die Ehre seiner Kirche, muthig behaupten, daß ein Cäsar, ein Cyrus, ein Alexander die Werkzeuge waren, deren sich die Allmacht bediente, um dem Evangelium den Pfad zu bahnen und die Völker unter dasselbe Gesetz zu sammeln. — »Als Gott — sagt Bossuet — beschlossen hatte, aus allen Nationen nur ein Volk zu bilden, vereinigte er zuerst die Länder und die Meere unter ein Reich. — Der Wechselverkehr so vieler verschiedener Völker, die vorher einander fremd und später unter der römischen Herrschaft zu einer Gemeinschaft

verbunden wurden, war eines der wirksamsten Mittel, dessen sich die Vorsehung zur Verbreitung des Evangeliums bediente. — Wenn dieses nämliche römische Reich drei Jahrhunderte hindurch dieses neue Volk der Christen, welches allenthalben aus seinem Schooße entsprossen, mit aller Wuth verfolgte, so war es gerade diese Verfolgung, welche die christliche Kirche befestigt, und in den strahlenden Glanz ihrer Glorie den Glauben und die Duldung, diese ewig blühenden Himmelsblumen geflochten hatte. Endlich hatte nun das römische Reich aus diesen Ereignissen die Ueberzeugung geschöpft, daß es eine unbesiegbarere Macht als die seinige gebe, nämlich die der Kirche, und es vereinte sich nun friedlich mit dieser, der es durch einen so langwierigen und grausamen Krieg so viel Uebel zugefügt hatte. Die Kaiser benüzten ihr Ansehen um der Kirche Gehorsam zu verschaffen, und Rom ward das Haupt des geistlichen Reiches, unter dessen Krone Jesus Christus die ganze Erde versammeln wollte.

Als die Zeit gekommen war, wo die erschütterte Macht der Römer in sich selbst zerfallen, und wo dieses ungeheuere Reich, das sich eine Dauer bis an die Gränzen der Ewigkeit versprochen hatte, das Loos aller anderen Reiche theilen sollte, ward Rom die Beute der Barbaren, aber die Religion hatte, ihm die alte Majestät erhalten.

Im Götzendienste ergrauet, entzog sich ihm Rom nur mit außerordentlicher Mühe selbst noch zur Zeit, wo seine Kaiser der christlichen Lehre bereits zugethan waren. Der Senat sah die Siegeskränze, mit welchen sich die alte Republick geschmückt, nur aus Lorbeerhainen der Götter des Romulus gewunden, und diesen zu huldigen, und sie aufs kräftigste zu vertheidigen, war für ihn eine Ehrensache. Bis zur Ermüdung wurden die Kaiser von Deputationen beläftigt, durch welche der Senat seine Bitte um Wiedererrichtung der Tempel und Altäre zum Dienste der Götter vortragen ließ, indem sie glaubten, daß durch Unterdrückung des alten Götzendienstes der Name des römischen Volkes eine Kränkung erleide. Also nicht die Ver-

Kündigung des Evangeliums, nicht die in Erfüllung gegangenen Prophezeihungen der Vorzeit, nicht der Uebertritt beinahe des größten Theils des Reiches zur christlichen Lehre, nicht das schöne Beispiel der Fürsten, deren Decrete sämmtlich die Begünstigung, den Schutz und die Verbreitung des Christenthums zum Inhalte hatten, vermochten es den Senat, diesen Körper, dessen Glieder die angesehensten Männer des Staates waren, und eine Volksmenge, in deren Mitte sich die Mächtigsten Roms befanden, von ihren Irrthümern abzubringen, und sie in den Schooß der Wahrheit einzuführen; — im Gegentheil Senat und Volk fuhren fort mit Adoptation dieses Irrwahns, sie waren geblendet und ungerecht genug, die Kirche Jesu Christi mit Schmach zu überhäufen, und wie ihre Väter gethan, sie der Veranlassung aller Unfälle zu bezüchtigen, denen das römische Reich unterlegen war; wie gerne hätten sie wieder zu Fackel und Schwert gegriffen, um die Christen zu vertilgen, wären sie nicht von den Kaisern vor solchem Fanatismus in den Schranken gehalten worden. Noch im fünften Jahrhunderte, also hundert Jahre nach Constantin hatte die Kirche mit diesen Anfechtungen zu kämpfen; da ermüdete endlich Gottes Langmuth und Nachsicht mit den Verirrten, und wohl eingedenk der verderblichen Beschlüsse des Senats gegen die Gläubigen, und des Wuthgeschreis der nach Christenblut lechzenden Römer, welches so oft das Amphitheater durchbrüllte, überlieferte er die Römerstadt, die sich — um mit dem hl. Johannes zu sprechen, im Blute der Martyrer berauscht hatte, den Händen der Barbaren. Wie einst Gottes Hand die Einwohner von Babylon gezüchtigt, so sollte auch Rom jetzt seine Zuchtruthe empfinden. Dieses neue Babylon, gleich dem alten aufgeblasen durch seine Siege, hochmüthig wie jenes durch seine Reichthümer und Lebensgenüsse, versunken im Schlamme des Götzendienstes und unbezähmbar in der Verfolgung der Kinder Gottes stürzte wie sein Vorbild, von seinem Höhepunkte in gewaltigem Sturze, und der hl. Johannes beschreibt in der Apokalypse seinen Untergang. Beraubt des Ruhmes seiner

Eroberungen, die der Irrwahn der Macht und den Einwirkungen seiner Götter zuschrieb, ist Rom eine Beute der Barbaren, von welchen es drei oder viermal alle Schrecknisse der gewaltsamen Einnahme raubgieriger Plünderung und der schonungslosen Zerstörung erfahren hatte. Nur die Christen blieben verschont von dem Schwerte der Barbaren.

Aus der Asche und den Trümmern der alten Stadt Roma erhob sich eine neue, das mit Seele und Mund, im Denken und Handeln, im Dulden und Wirken ein rein-christliches ward. Mit dem Einfalle der Barbaren hatte die Kirche des Herrn das schönste Siegesfest über die römischen Götter gefeiert, deren Götzenbilder aus ihren Tempeln geschleudert und zertrümmert, und deren Andenken einer ewigen Vergessenheit übergeben wurde.«

Ich bitte Sie, mein Freund! diese hier angeführte Stelle, deren Schönheit ihre Weitläufigkeit vergessen läßt, wiederholt zu lesen und wohl zu beachten, daß bei der Anhänglichkeit des Senats an die Götter des Romulus, selbst nach Constantins Bekehrung, das Ringen des in seinen letzten Zuckungen sich krampfhaft sträubenden Heidenthums noch lange gedauert haben würde, hätte ihm nicht eine höhere Macht den kräftigen Fuß auf den starren Nacken gesetzt. Es war von großem Nutzen für die christliche Kirche, daß die Republik aufhörte, und daß die Kaiser, während sie die Nationen gewöhnten, nur Einen Herrn anzuerkennen, sie auch mit dem Grundsatze vertraut machten, nur Einem Gotte zu dienen. Petrus hatte im Mittelpunkte dieser Nationen in ihrer Hauptstadt seinen Sitz aufgeschlagen, und von diesem Sitze, den jetzt seine Nachfolger inne haben, strömte das Licht des Evangeliums aus in alle Welt, und die Stadt des Romulus ward zur ewigen Stadt der Kirche. — Habe ich Sie, mein Freund! in die Zeiten zurückgeführt, in welchen die zürnende Gottheit Rom den Barbaren zum Raube und den Zerstörungen preisgegeben, so soll mein nächster Brief ein Versuch seyn, Ihnen

über jene Ereignisse einige Details zu geben. Meine Erzählung wird damit schließen, Sie mit den Urtheilen bekannt zu machen, die Gott über diese Stadt ausgesprochen, und Ihnen zugleich zeigen, welche Verpflichtungen sie ihren Päpsten schuldig ist. Ehe ich in einige Nachforschungen eingehe, die hier unerläßlich sind, muß ich mich nochmal zum Pallast Spada wenden, von dem ich mich so sehr entfernte, denn ich habe Ihnen noch einiges über die Statue des Pompejus zu sagen.

Der Hof des Pallastes Spada zeigt uns mehrere Basreliefs, wovon einige noch Kunstwerke aus der Schule des Heidenthums sind, andere der ersten Epoche des Christenthums angehören. Es befinden sich hier mehrere werthvolle Antiken unter welchen die Statue des Pompejus, die einzige in Rom, und die nämliche, an deren Fuße, wie bereits gesagt, Cäsar das Opfer des Meuchelmordes geworden, unsere ganze Aufmerksamkeit in Anspruch nimmt. Diese Statue wurde auf dem Platze gefunden, wo Pompejus seine Wohnung hatte, und zwar unter dem Fundamente einer Mauer, die zwei Keller schied, wovon der eine dem Hauseigenthümer, der andere dem anstoßenden Nachbar gehörte; da die Lage der Statue von der Art war, daß der Kopf in dem einen, und der Rumpf in dem andern Keller ruhte, und da jeder der beiden Kellerbesitzer sich die Statue ganz aneignen wollte, so entstand durch diese gegenseitigen Ansprüche ein Rechtsstreit. Der Richter gefiel sich, das Salomonische Urtheil nachzuäffen und entschied, die Statue solle getheilt werden, daß jeder Hausbesitzer denjenigen Theil, der auf seinen Grund und Boden liege, als Eigenthum erhalte, ein unbarmherziges Urtheil, welches den unglückseligen Pompejus verdammte, seinen Kopf zum zweitenmal! verlieren zu müssen. Die Vollstreckung dieses Ausspruches sollte auch wirklich zur Ausführung kommen, als der regierende Papst Julius III. davon in Kenntniß gesetzt wurde. Dieser Papst, ohnehin ein Freund der schönen Künste, entschloß sich sogleich, die Statue solch einer heillosen

Zerstücklung zu entreißen, und durch die Summe von 1500 Thalern, für welche er die Statue an sich brachte, war dieser kritische Rechtsstreit zur Zufriedenheit beider Partheien geschlichtet. Pompejus trägt in seiner Linken eine Kugel, auf welcher die verschiedenen Welttheile conturirt sind, deren allmählige Besiegung ihn zum Triumphator erhob, die Rechte ist in einer Haltung, als ob er zum Volk spreche, ausgestreckt; die ganze Statue hat eine Höhe von ungefähr 12 Fuß.

Leben Sie wohl, mein Freund!

Neunzehnter Brief.

Rom, den 2. April 1838.

Auch nicht eine der Tugenden und Vorzüge des großen Theodosius hatte sich auf seine Söhne Arcadius und Honorius fortgeerbt. Unfähig die Zügel der Regierung zu führen, mangelte es ihnen auch an Beurtheilungskraft in der Wahl ihrer Minister; die Geistesbeschränktheit dieser Schattenkaiser überlieferte sie der Herrschsucht Anderer, die, um sich unentbehrlich zu machen, das Reich in Verwirrung brachten und durch *ihre* Umtriebe den Einfall der Barbaren herbeiführten. Von der Zeit der Regierung dieser beiden Brüder im Orient und Occident datirt sich der Verfall des römischen Reiches.

Zu jener Zeit erschien der Gothe Alarich, den Arcadius von aller Klugheit verlassen, zum Befehlshaber der Truppen in Illyrien ernannte. Alarich, der nach Höherem strebte als nach dem Besitze eines Ehrentitels unter dem erschlaffenden Drucke der Unthätigkeit, faßte den Plan zu einem Einfall in Italien; seine Soldaten, denen er bisher nur Anführer gewesen war, riefen ihn zum König aus, und unter diesem neuen Titel richtete er seinen Marsch über die julianischen Alpen.

Kaum hatte Stilico, der Gewaltige des Abendlandes, von Alarichs Einfalle Kunde erhalten, als er sich nach einigen raschen Tagmärschen dem Kühnen entgegen stellte und ihn

zum Rückzuge nach Illyrien zwang. Fünf Jahre später, kam der König der Gothen neuerdings nach Italien und zwar auf den Ruf des Mannes, der ihn daraus verdrängt hatte, und der ihm jetzt die Bahn dahin eröffnete, da es in seinem Plane lag, durch Hülfe dieses Gothenkönigs höher und mächtiger gestellt zu werden.

Der mit der Kunst der Verstellung sehr vertraute Stilico benahm sich doch diesmal nicht fein genug, um die von ihm bereitete Verschwörung geheim zu halten, und der Kopf fiel unter dem Beile. Nun fielen die römischen Soldaten über die Weiber und Kinder der Barbaren her, die in ihren Reihen dienten und von den Römern als ihre Satelliten angesehen wurden, Weiber und Kinder wurden niedergehauen und die Männer, die Hand in das strömende Blut der ihrigen tauchend und furchtbare Rache schwörend, eilten von allen Richtungen herbei, um den Alarich aufzufinden, sich an seine Krieger anzuschließen und für ihn das Schwert gegen Rom zu schwingen.

So sehr Alarich in seinem Innersten über dieses Ereigniß frohlockte, so beobachtete er doch in seiner äußern Haltung eine edle Mäßigung, die sich auch in seinen Forderungen beurkundete, da er, und zwar unter Zusicherung seiner Rückkehr nach Illyrien, nur jene Summen in Anspruch nahm, zu denen ihn Stilicos Versprechen berechtigte. Wer die dargebotene Palme des Friedens von sich weiset, ohne die Mittel zu haben, dem Kriege schlagfertig zu begegnen, der gehört unter die Zahl derjenigen, die mit Blindheit geschlagen sind; und unter diesen stand Honorius. Kaum sah Alarich seine Vorschläge zurückgewiesen, als er den Po überschritt, zur Ersparung alles Zeitverlustes die an seinem Zuge liegenden Städte unangegriffen ließ, und zur Hauptstadt hineilte, vor deren Thoren er sein Lager schlug.

Roms Schicksal war nun entschieden; es sollte die Beute der Barbaren werden. Der Stadt waren alle Zufuhren abgeschnitten, da sie Alarichs Heere im Besitze der beiden Ufer des

Po, mit einem undurchdringlichen Ringe umschlossen; bald brach eine Hungersnoth aus, in ihrem Gefolge schritt die Pest einher und Rom ward ein Leichenfeld, auf welchem die Einwohner nur noch umher wankten, von Hunger und Verzweiflung zu dem gräßlichen Vorhaben hingerissen, sich unter einander zu schlachten und aufzuzehren. Endlich da alle Quellen der Rettung im Innern erschöpft waren und das namenlose Elend eine allgemeine Verzweiflung erzeugt hatte, faßte man den Entschluß, Alarich durch eine Gesandtschaft um Frieden anflehen zu lassen. — Unter der Bedingung: daß alles Gold, alles Silber, alle kostbaren Mobilien, die Rom enthalte, dem Sieger überliefert werden sollten, bewilligte Alarich den Frieden. — »König!« — riefen die Gesandten — »was wird dann noch den Römern bleiben?« — »Das Leben,« — antwortete Alarich mit eisiger Kälte. Bald jedoch ward seine Stimmung milder und er ließ sich auf Unterhandlungen um eine beträchtliche Summe ein. *) Unverzüglich ging eine Deputation zu Honorius nach Ravenna ab, seine Ratification dieser Unterhandlung zu erbitten; zu gleicher Zeit hob Alarich die Belagerung auf und bezog ein Lager im Toskanischen, wo er die Erklärung des Hofes und den Friedensschluß erwarten wollte. —

Der Hof konnte zu keinen Entschluß kommen; er wollte nichts zu Ende bringen. Alarich der sich überzeugt hielt, man wollte ihn zum Gegenstand eines unwürdigen Spieles machen, kehrte mit seinem Heere in die Umgebung von Rom zurück, und belagerte es zum zweitenmal.

Der Senat, dem es in diesem kurzen Zwischenraume nicht möglich war, Hülfstruppen an sich zu ziehen, und der wohl berechnen konnte, daß neuerdings der äußerste Mangel eintreten müße, ließ durch Abgesandte dem Kaiser über die

---

*) Alarich forderte für Roms Loskaufung 5000 Pfund Gold, 30,000 Pfund Silber, 4000 seidene Gewänder, 3000 Stück feines Scharlachtuch und 3000 Pfund Pfeffer. Anm. d. Uebers.

unerläßliche Nothwendigkeit der Unterhandlungen mit dem Gothen-König dringende Vorstellungen machen. Der Kaiser bequemte sich zur Einwilligung, und Alarich zog sein Heer von Roms Vormauern hinweg und näherte sich Ravenna, um mit Honorius einen Vertrag abzuschließen. Es war aller Grund vorhanden, zu glauben, daß Honorius, der Italiens leidensvolle Lage kannte, dem Gothen-König einige Zugeständnisse machen werde: auch schien alle Vorkehrung zur Abschließung des Friedens getroffen zu seyn, als neue Schwierigkeiten aus Privat-Interesse sich anhäuften und dadurch alle Hoffnungen zernichtet wurden. Neuerdings rückte Alarich vor Rom. Auf dem Marsche dahin trat ihm ein Mönch entgegen, der ihn aufs innigste um Schonung der Stadt anflehte.

»Das vermag ich nicht — antwortete der Gothe — in meinem Innern spricht und waltet etwas Unnennbares, das mich zur Plünderung dieser Stadt treibt und drängt.«

Ueber diese Belagerung von Rom, nun die dritte, haben wir keine näheren Nachrichten, doch war sie, wie es scheint, von längerer Dauer und für die Einwohner eine Zeit des Schreckens und der Hungersnoth. Der hl. Hieronymus sagt von jenen Tagen: Rom, das die Welt unter sich gebeugt hatte, starb früher durch den Hunger als durch das Schwert; kaum fanden sich noch einige Menschen, die der Sieger mit der Sclavenkette fassen konnte. — Es war in der Nacht des 24. Augusts 410, als Alarich mit seinem Heere durch die Thore von Rom drang und die Stadt der Grausamkeit seiner Krieger Preis gab, die volle sechs Tage hindurch nichts anders thaten, als plündern und verwüsten. An der Seite ihrer Männer, in den Armen ihrer Väter wurden Frauen und Kinder gemordet; ganze Reihen von Häusern gingen in Flammen auf, und gleichsam als ob der Himmel im Bunde mit den Gothen sich bewaffnet hätte, um die Hauptstadt des Götzendienstes zu züchtigen, gesellte sich ein furchtbares Ungewitter zu den Plünderungen der Gothen, mehrere Tempel wurden vom Blitze zerschmettert, seine Gluth schmolz Kupferdächer

und verwandelte so manche sonst angebetete Statue in Staub, welche selbst christliche Kaiser zur Verschönerung der Stadt erhalten hatten. —

Indessen ersparte die Achtung, welche die Sieger vor der christlichen Religion hatten, den Römern viel Blut: denn Allarich hatte vor seinem Einrücken in die Stadt strenge Befehle ertheilt, alle Einwohner, die in den Kirchen Zuflucht suchen würden, unverletzt zu lassen, welchem Befehle die Soldaten aufs treueste nachkamen. Man sah so manchen Römer auf dem Wege nach der Kirche von gothischen Kriegern geleitet, so mancher Heide rettete sein Leben, indem er nach einer Kirche floh oder sich für einen Christen ausgab. Mit Ehrfurcht ließen die Gothen alle heiligen Gefäße, die sie in den Häusern der Christen fanden, in die Tempel bringen und in diesen rohen, nur nach Kampf, Beute und Blut dürstenden Männern sah man die wilde Flamme der Wuth erlöschen, sobald sie sich dem Hause des Herrn näherten. Jene, die der Gothen Schwert aus Achtung für die geheiligten Zufluchtsorte in deren Schutz sie sich begaben, verschont hatte, gaben Rom eine neue Bevölkerung und ihre geschäftigen Hände erbauten aus den Ruinen der alten Stadt eine Neue. Nach einigen Tagen zog Allarich von dannen, seine Sendung war vollbracht. —

Noch hatte Rom nicht Zeit gehabt, sich von den erlittenen Verlusten zu erholen, als der Hunnen-König Attila seine Blicke nach Italien wandte, und den Gedanken faßte, sich an diesem Lande für die Schmach zu rächen, die ihm Gallien angethan.

Von seinen Feinden die Geißel Gottes genannt, schleppte der Eroberer Attila eine unübersehbare Menge von Barbaren als Gefolge mit sich. Nachdem er Mailand zerstört hatte, nahm er an den Ufern des Po seine Stellung, und blieb einige Tage in seinem Zelte um mit sich zu berathen, ob er auf seinem Heerzuge wieder zurückkehren oder vor Rom rücken sollte. Die Nachricht von Attilas Bewegungen machte

Valentianian in seinem Pallaste erzittern und der Senat war in seiner Verwirrung unfähig, irgend einen kräftigen Entschluß zu ergreifen. Es wurden Berathschlagungen gehalten, und nur darin eine Hoffnung zur Rettung ersehen, daß man vom Hunnenfürsten durch Abgeordnete den Frieden erbitte. Der hl. Papst Leo, die Zierde der Kirche und der Stadt, ein Mann, dessen Silberhaar, dessen hl. Wandel, dessen Beredsamkeit selbst dem Barbaren Attila, diesem Schrecken der Welt, Ehrfurcht einflößen mußten, wurde zu dieser Gesandtschaft erwählt. Mit der freudigsten Willfährigkeit unterzog sich Leo diesem gefährlichen Berufe; in seinem Innern waltete ja die Ueberzeugung, daß Gott auch das allerhärteste Herz nach seinem Willen lenke; gefolgt von einem Theile seiner Geistlichkeit schritt er dem Lager Attila's zu. Er wurde vor den Hunnen-König geführt, sprach mit Ehrfurcht, aber auch mit Kraft, um denselben zu bewegen, die Ruhe Italiens ungestört zu lassen. Der wilde Hunne war von Leos edler Haltung und von der Kraft seiner Sprache ergriffen, und selbst darüber erstaunt, daß in seiner öden Brust ein mildes Gefühl erwache und sagte zu seiner Umgebung: »ich kann nicht begreifen, warum die Worte dieses Priesters mich so tief ergriffen haben.« Seit diesem Augenblick regte sich eine mildere Empfindung, die der Menschlichkeit, in Attilas Innerm; er hörte die Vorschläge des Kaisers an, gebot die Einstellung der Feindseligkeiten und zog sein Heer aus Italien zurück.

Aber neue Stürme umtobten Rom und erzeugten für die Römer neue Veranlassungen und neue Pflichten, dem edlen Leo ihren Dank zu weihen. Genserich, König der Vandalen — verheerte von Italiens Städten und Dörfern, was auf seinem Zuge lag, und hinterließ allenthalben die tiefen Spuren seiner Grausamkeit. Er stand unter den Mauern von Rom, und Rom war unvertheidigt. Der furchtlose Leo trat vor ihn hin, und bath ihn, doch wenigstens das Leben der Einwohner, deren Stadt mit ihren Schätzen die göttliche Gerechtigkeit in seine Hände gegeben, zu verschonen, und ihre Häuser vor Brand und

Verwüstung zu schützen. Genserich bewilligte ihm diese Bitte und zog am 5. Juni des Jahres 455, 46 Jahre nachdem Rom dem Sieger Alarich verfallen war, in diese Stadt ein. Der Vandale hielt Wort; es floß kein Blut, es loderte keine Flamme auf, aber 14 Tage dauerte die Plünderung, welche den Vandalen den Rest der Schätze gab, die den Gothen entgangen waren; Genserich führt dann auf seinen Schiffen die Reichthümer Roms nach Karthago, wie Scipio einst die Schätze Karthagos nach Rom gebracht hatte. Zufolge der Versicherung eines Geschichtsschreibers waren alle Schiffe in dem Hafen von Karthago glücklich eingelaufen, mit Ausnahme eines einzigen, welches mit den Bildsäulen der falschen Götter befrachtet war. So waren also noch in Mitte des fünften Jahrhunderts tiefe Spuren des Götzendienstes in Rom zu finden, und man darf daher weder über das Unglück staunen, welches es bereits erlitten, noch über die Züchtigungen, welche ihm die rächende Hand Gottes noch vorbehalten hatte.

Um nach Gottes Absichten die Hauptstadt des Götzendienstes in jene des Christenthums umzuwandeln, mußte ein neues Volk geschaffen werden, das reiner an Sitten und reicher an Tugenden wäre, als dieses Römer-Volk, welches von den Banden des Lasters umschlungen, hochmüthig eines eingebildeten Namens wegen sich zu erhaben dünkte, um sich unter das süße Joch und die leichte Bürde des Glaubens zu beugen, und nicht moralische Kraft genug hatte, um sich zu einer neuen Sittenverbesserung aufzuschwingen. Ein Wort, ein Wink von Gott — und wie der Hagel des zerstörenden Ungewitters stürzten sich die Barbaren zweimal auf Italiens Städte und Fluren. Es gebrach den Kaisern an kriegerischer Macht, die Feinde zurück zu drängen, und sie sahen sich gezwungen, diesen Fremdlingen ganze Ländereien zu überlassen, und sie selbst unter ihre Adler zu reihen, und so war dann zu jener Zeit die Streitmacht Roms nichts anders als ein Haufen von gothischen, alanischen und herulischen Söldnern im bunten Gemenge. Odoacer, ein Mann, dessen Herkunft

unbekannt, der aber mit einem kühnen Geiste den Muth und die Kraft, Andere zu beherrschen, vereinte, stand unter dieser zusammengewürfelten Soldateska. Mit Wohlgefallen sah er die Unzufriedenheit seiner Kriegsgefährten über die Art der Vergeltung ihrer Dienste, und als er die Köpfe erhitzt und die zündende Flamme des Aufruhrs in die empfänglichen Gemüther geschleudert hatte, da stellte er sich an ihre Spitze und machte sich am 23. August des Jahres 476 zum Meister von Rom. Dann rückte er vor Ravenna, wo der junge Augustulus seinen Sitz hatte, nahm ihm dem kaiserlichen Purpur und sprach über den Entthronten die Verbannung nach Campanien — jetzt Terra di Lavoro, die schönste und fruchtbarste Gegend Italiens — aus, um dort in der Stille und Anspruchslosigkeit eines Privatmannes mit seinen Verwandten zu leben; und so machte nun Odoacer dem abendländischen Reiche ein Ende, denn er hatte nicht den Titel eines Kaisers, sondern den eines Königs angenommen.

Nach vierzehnjähriger Regierung mußte Odoacer gegen Theodorich, den König der Ostgothen, zu Felde ziehen; Odoacers Niederlage und sein Tod unter Theodorichs Schwerd war das Ende dieses Feldzuges. Theodorich, der die Früchte seines Sieges zu ärndten wußte, eilte nach Rom. Vom Senate und dem Volke als hochgefeierter Herrscher mit Unterwürfigkeit empfangen, kündigte er sich als den Hersteller der römischen Macht an, und bildete aus den Römern und seinem Volke, dem er die römischen Gesetze und Gebräuche gab, nur ein Volk. Ruhmvoll hatte er 37 Jahre regiert, aber aus dem großmüthigen, milden Herrscher zum habsüchtigen und grausamen Despoten geworden, ließ er auf geringen Argwohn den heiligen Papst Johann in den Kerker werfen und darin den Erkrankten ohne ärztliche Hülfe verschmachten; Er selbst überlebte ihn nur drei Monate.

Justinianus, Kaiser des Orients, entwarf nach Theodorichs Tod den Plan, die zerstückelten abendländischen Provinzen wieder an sein Reich zu bringen. Um diesen Zweck zu er-

reichen, sandte er Belisar nach Italien, und dieser setzte sich in den Besitz von Rom. Kaum war Belisar wieder abgerufen, als die Ostgothen, von neuem Muthe beseelt, Totila zu ihrem König ausrufen, und unter seiner Anführung Rom belagern. Belisar kehrte in Eilmärschen nach Italien zurück, kam aber dort nur an, um zu sehen wie Roms Einwohner von Hungersnoth bedrängt, den Barbaren die Thore der Stadt öffneten, zu deren Entsetzung ihn Justinian abgesandt hatte. In der Nacht vom 16. auf 17. Dezember 546 zog Totila in Rom ein, und mit Tagesanbruch eilte er nach der St. Peterskirche, um Gott für den Erfolg zu danken, den er seinen Waffen verliehrn. In den Hallen dieser Kirche fand er mehrere der angesehensten Männer von Rom, die sich vor dem Schwerte des Feindes dahin geflüchtet hatten. Totila gebot seinen Soldaten, sich alles Blutvergießens zu enthalten und die Frauen zu ehren; dafür bewilligte er ihnen die Plünderung der Stadt. Kein Pallast, keine Hütte blieb verschont, alles was die reichsten Bürger bisher gerettet, ward die Beute der Soldaten, und bald sah man Senatoren, in Lumpen gehüllt, von Thüre zu Thüre ihr Brod betteln, und ihr armseliges Leben durch das Almosen fristen, das *ihnen* die Barbaren zuwarfen.

Totila kannte seine Lage, und wußte sehr gut, daß er sich im Besitze von Rom nicht halten könne, er ließ daher die Mauern schleifen, und beschloß, die Stadt der Erde gleich zu machen, als ihn Belisar in einem Briefe aufs dringendste bat, diese alte Herrscherin der Welt, dieses erhabenste Denkmal seiner Siege zu verschonen. Mit Belisars Bitten vereinte der hl. Benedict seinen weisen Rath, und dieser hatte solch gewichtigen Einfluß, daß Totila nicht nur Belisars Brief mit Güte aufnahm, sondern auch seinen Vorstellungen Gehör gab. Als Totila Campanien durchzog, hatte er den ehrwürdigen Benedikt in seinem Kloster auf dem Monte-Casino besucht. Da sprach der Heilige zu ihm:

»König Totila! du hast schon viel des Bösen gethan, »und thust es noch, werde nun gerecht und menschlich. Du »wirst durch Roms Thore einziehen, du wirst das Meer durch»schiffen und nach einer Regierung von neun Jahren wirst du »sterben!« — Benedikts Vorhersagung ward erfüllt. —

Vor seinem Abzuge von Rom hieß Totila die ganze Einwohnerschaft, Männer, Frauen und Kinder Rom verlassen, und gebot ihnen sich in den benachbarten Provinzen anzusiedeln, und nie wieder in diese Stadt zurück zu kehren. Und Rom, die alte Hauptstadt der Welt ward zur schauerlichen Wüste; es würde zur Ruine geworden, und von ihm nichts, als der Schatten eines großen Namens übrig geblieben seyn, hätte nicht Gott den Beschluß gefaßt, das todte Rom wieder zum kräftigsten Leben erstehen zu lassen und es zum heiligsten Tempel der christlichen Religion zu erheben.

Ich habe über die Gallier, die ersten Zerstörer Roms im Jahre 564 seiner Gründung geschwiegen, und wie ich Ihnen mein Freund! auch nichts über Carl V., den Eroberer Roms im Jahre 1527, nichts über die Franzosen und ihre gewaltsame Besitznahme der Stadt im Jahre 1798 sagen werde, so will ich auch meine Mittheilungen nicht weiter ausdehnen, da ich mich nicht zum Geschichtschreiber berufen fühle, und nur darauf eingehe, Sie auf die Wege zurück blicken zu lassen, deren sich die Vorsicht bedient hat, um das Auge der Römer zur klaren Erkenntniß zu öffnen, die harte Kruste des Aberglaubens und des Christenhasses von ihren Herzen zu lösen und sich aus ihnen ein neues Volk zu schaffen. Alles dieses ist aber noch nicht in der Epoche geschehen, bei welcher ich stehen geblieben, wollen Sie indessen in den Jahrbüchern des Mittelalters blättern, so werden Sie mit den Leiden bekannt werden, welche Rom nach seiner Unterwerfung unter die Gothen von den Exarchen von Ravenna noch zu erdulden hatte; Sie werden lesen, daß Rom der Macht der Lombarden zu verfallen drohte, als Carl der Große in Italien einrückte, Pipins Schankungen an die Kirche bestä-

tigte, die Macht der Nachfolger des heiligen Petrus auf einen höhern Punkt, als sie je gestanden, erhob, und dahin arbeitete, daß diese Macht für immer von fremder Herrschschaft unabhängig seyn sollte. Es traten Ereignisse ein, die auf die Vergrößerung des Kirchenstaates einen großen Einfluß hatten; die Besitzthümer dieser Ländereien, welche sich auf authentische Urkunden gründen und durch eine Reihe von Jahrhunderten verjährt wurden, sind, wie ein englischer Schriftsteller sagt, durch die freiwillige Zustimmung der Römer garantirt, die ihre dankbare und bewundernde Anerkennung ihres kirchlichen Oberhaupts dadurch bethätigt haben, daß sie ihm die höchste Staats-Gewalt übertrugen. Ja, mein Freund! es ist die Dankbarkeit, es ist die Bewunderung, welche sich den Rechts-Titeln anfügen, worauf die zeitliche Macht der Päpste beruhet. Die Barbaren waren vertrieben; Hunger und Pest wütheten in den verzweifelten Familien, da erhoben die Römer die flehenden Blicke zu ihrem heiligen Vater, und er ward ihnen ein mächtiger Beschützer, ein wohlthätiger Freund, der sein Erbgut hingab, um die Unglücklichen mit Nahrung zu versehen; aus seinem Säckel errichtete er wieder ihre geschleiften Ringmauern, durch seinen Einfluß gewann er ihnen die rege Theilnahme vieler Fürsten Europas, er sorgte für alle ihre Bedürfnisse und linderte ihre Leiden durch Worte väterlicher Liebe und Handlungen und aufopfernder Großmuth. Als Männer von solchen Gefühlen und solchen Thaten haben sich die Päpste jederzeit beurkundet, und der Weisheit ihrer Staatsverwaltung danken die römischen Staaten all den Wohlstand, der nur immer von der Billigkeit gefordert werden kann, und all das Glück, das sich ihnen in so reicher Fülle darbietet.

Mit Gott mein lieber Carl!

Zwanzigster Brief.

Rom im April 1838.

Auch auf Rom senkte sich im Anfange des verflossenen Jahres die Cholera — diese furchtbare Geißel, der Schrecken Europas, vor welcher die Wissenschaft noch verstummt, die nur bekannt ist durch die Wuth ihrer Verheerungen — nachdem sie aus mehreren Städten ihren Zehent genommen, alle Maaßregeln ihr Einhalt zu thun, vereitelt, den größten Theil Italiens verwüstet, und Rom zweimal bedroht hatte, mit ihrer ganzen Wuth, und erfüllte diese Stadt mit Furcht und Entsetzen. Ihre Erscheinung war so rasch und unerwartet, daß sie allenthalben Schrecken und Verwirrung verbreitete, und die Einwohner welche sich vielleicht für unverlezlich hielten, nur mehr einen Gedanken, nur mehr einen Wunsch, hatten, nämlich sich dem Bereiche der Gefahr zu entreißen, sei es durch die Flucht in ferne Gegenden, oder durch die allervorsichtigste Isolirung.

Diese Gelegenheit gab den Feinden unserer heiligen Religion genügenden Stoff, die Frömmigkeit der römischen Katholiken durch die Frage zu verhöhnen: welche Hilfe sich von den Heiligen erwarten lasse, da die Stadt Rom, trotz ihres Reichthums an Reliquien, dennoch von ihren Heiligen nicht geschirmt und dem sie umschwebenden Todesengel entrissen werde.

Mögen sie immerhin triumphiren über ein Unglück, dem wir Alle ausgesetzt sind, wir wissen zu gut, daß nur Leiden zum Heile führen, und der wahre Christ sich ohne Murren den Verfügungen der Vorsicht zu unterwerfen hat. Die Welt steht unter einem allgemeinen Gesetze, und daher wird sich Niemand zum Erstaunen bewogen fühlen, wenn er den Gerechten wie den Bösen von der Seuche dahin gerafft sieht, denn es breitet ja auch unter Gottes Auge die Sonne über den Bösen, wie über den Gerechten ihre Strahlen aus. Wird unser Lebenspfad auch mit Dornen und Disteln be-

säet, so hat dieselben Gott nicht immer mit seiner rächenden Hand ausgestreut, sondern es geschieht oft, daß die Vorsehung, indem sie Leiden und Unfälle über das Menschengeschlecht verhängt, den hohen Zweck hat, uns große Beispiele der Tugend und des Vertrauens auf Gott vorzuführen.

Alle Mönchsorden hatten sich beim Eintritt der Cholera der Pflege der von dieser Krankheit Befallenen gewidmet, und viele von ihnen sich so ausgezeichnet, daß sie über jedes Lob erhaben sind. Ihr Eifer für die Rettung ihrer leidenden Mitbrüder unterdrückte jede Furcht vor der ansteckenden Krankheit, und je höher die Gefahr stieg, je mehr Opfer unter dem verpesteten Hauche des unbezähmbaren Todesengels dahin sanken, desto muthiger klimmten diese Priester die steilen Sprossen ihres Berufes hinan. Die Krone dieser furchtlosen, unermüdet Hilfe und Trost spendenden Mönche waren die Väter des Ordens der Kreuzträger (Cruciferi). Nie werden die Thaten der Menschenliebe und der Aufopferung dieser Väter in den Herzen der Römer untergehen, und die Welt wird die unendliche Güte der Vorsehung verehren und bewundern, welche in jenen Tagen, wo sie über dieses Land eine neue Ruthe der Züchtigung schwang, den Römern in diesen Söhnen des heil. Camillus von Lellis eine unversiegbare Quelle der reichsten Tröstungen sandte. — Bei ihrer treuen Erfüllung der Gelübde, die sie an den Stufen des Altars abgelegt, und welche sie verpflichteten, als Tröster und Pfleger an das Sterbebett des Hohen und des Niedern, des Reichen und des Dürftigen zu treten, mußte ihnen diese Hilfeleistung äußerst gefährlich und verderblich werden; aber sie wichen während der Dauer der Cholera auch keine Linie von der sich selbst auferlegten Pflicht; um dem Bruder das Leben zu erhalten, setzten sie das Eigene ein; hier entrissen sie dem Tode so manches Opfer, dort linderten sie mit dem Balsam des Trostes den letzten Todeskampf des Scheidenden, und ermuthigten ihn bei seinem Uebertritt in die Ewigkeit.

Der Raum dieser Blätter gestattet nicht, Ihnen, theuerer Freund, Alles, was ich Schönes und Erbauendes über die den Cholerakranken geleisteten Dienste erfahren und gesammelt habe, mitzutheilen: ich werde mich daher nur auf das beschränken, was meine Beobachtungen besonders anreizte und mein Gemüth ergriff, und einer andern Feder die Darstellung unzähliger kleiner Umstände überlassen, die, wenn sie auch minder hervorstechend sind, doch immer vor Gott ein großes Verdienst haben. Uebrigens bedauere ich sehr, den Weltgeistlichen und Mönchen, die sich so sehr hervorgethan haben, nicht eine gewisse Zahl von Männern aus dem weltlichen Stande anreihen zu können, welche die Mühen, die Aufopferungen und die Gefahren jener Diener der Kirche getheilt hätten; da aber der Leidende gerade durch seine Leiden ein Glied Jesu Christi wird, so bin ich aufs Innigste überzeugt, daß es der göttliche Wille war, die Diener seiner Kirche vorzugsweise mit der Pflege dieser seiner leidenden Glieder zu ehren. —

Jene weltberühmte Gesellschaft, gegen die Mitte des 16. Jahrhunderts von dem heiligen Ignatius gestiftet, und nach Jesus benannt, weil sie, gleich ihrem göttlichen Vorbilde, die Zielscheibe des Widerspruchs und der Schmähungen seyn mußte, ist Ihnen, mein Freund, in ihrer Entstehung und Ausbreitung bekannt. Die Zierde der Kirche, der Gegenstand der Liebe und Bewunderung ihrer Freunde, des Schreckens und der Verwünschung ihrer Feinde, ist sie gleich ihr geheimnißvoll und wunderbar, gleich ihr schöpft sie Kraft und Dauer aus der innigsten Verschlingung ihrer Glieder und findet durch eine besondere Gnade des heiligen Geistes in ihrem Schooße die mächtigsten Mittel, alle Irrungen zu widerlegen, jedem Elende zu steuern und jedem Bedürfnisse hilfreich entgegen zu kommen. Selbst in Mitte der hl. Stadt war diese Gesellschaft von Feinden umlagert. Daß sie einer auf Irrwegen sich fortschleppenden Philosophie die trügerische Larve entrissen und ihr bis in ihre geheimsten Verstecke auf der Ferse war, daß sie gewisse Unregelmäßigkeiten in Pflicht-

erfüllungen durch die genaueste Ausübung der Regeln ihres Ordens beschämte; überdieß die Gunst des Papstes, der unter ihren Gliedern immer zahlreiche Missionäre für die entferntesten Welttheile findet; wie auch das unbedingte Vertrauen, der ausgebreitete Kredit, den sie durch ihre Redlichkeit und durch das Uebergewicht ihres Geistes bei so vielen Regenten unserer Zeit sich erworben hat, alle diese Vorzüge haben unglücklicher Weise die Hölle gegen diese Gesellschaft sehr aufgeregt und ihr die niedrigsten Scheingründe zu den gehässigsten Verläumdungen gegeben. Aber Gott hatte eine Versammlung, die seit ihrem Entstehen sein Eigenthum war, in seinem väterlichen Andenken bewahrt; und während sie im Stillen ihr Werk verfolgte, siehe, da erschien die furchtbare Krankheit, um den ganzen Reichthum der herrlichen Eigenschaften dieser Gesellschaft in seinem schönsten Glanze zu entfalten.

In der That! eine größere Selbstaufopferung, als die Jesuiten in dieser traurigen Lage bewiesen haben, konnte man nicht erwarten, sie haben Rom, ich möchte sagen, Europa, denn ganz Europa richtete damals seine Blicke nach Rom, ein Schauspiel der Nächstenliebe gegeben, wie noch selten ein ähnliches über die Bühne des Lebens gegangen ist. Man sah diese Männer erhaben über alle Furcht, und mit Besiegung alles natürlichen Abscheus, eilenden Schrittes, die von der Seuche ergriffenen Orte besuchen; in der Hütte der Armuth spendeten sie reichliches Almosen, und im Pallaste des Reichen belebenden Trost. Sie wissen, daß in solchen Tagen der Noth die Gefahr für den Angesteckten eben so groß ist als für den, der an dem Krankenlager weilt, diese Gefahr konnte die Jesuiten nicht abschrecken, die vergifteten Dünste der Sterbenden und der Todten einzuathmen; ihre dienstfertige Hand reichte die Arzneien für Seele und Körper, am Krankenbette hörten sie Beicht, ertheilten die letzte Oelung und flehten zu Gott, ihr eigenes Leben hinzunehmen für das der Familienväter; und wurde ihr Opfer versagt, so

führten sie die Waisen in ihre Zelle, nahmen sie an Kindesstatt an, und erfüllten an ihnen alle Pflichten, denen sich damals die Freundschaft, die Blutsverwandtschaft und die Natur entziehen zu können glaubte. Daß sie zu solch werkthätiger Nächstenliebe kein anderer Ehrgeiz anspornte, als der, für das Heil der Seele zu arbeiten und daß ihre Reichthümer keine andere Bestimmung haben, als aus ihrer Hand in den Schooß der Armuth zu fließen, haben sie klar bewiesen. Solche Thaten sah und bewunderte Rom in den Tagen des Jammers einmüthig in dem Gefühle der Dankbarkeit; segnet es jetzt diejenigen, gegen welche die Verleumdung ihm so viele Vorurtheile eingeflüstert, und stolz auf ihren Besitz, macht es sich's zur Pflicht, sie mit Anszeichnung unter ihren Wohlthätern zu nennen.

Aber von der Dankbarkeit, welche die Römer gegen die Jesuiten bezeugen, schließen sie keineswegs jene aus, welche mit gleichem Eifer sich für die leidende Menschheit aufgeopfert haben; es ist daher billig, auch jene ehrwürdige Namen hier anzuführen. Es sind die Kapuziner und Franziskaner, die Brüder der christlichen Schulen, die Väter des Ordens von der Erbarmung, die regulirten Chorherrn vom hl. Johann von Lateran und die Brüder vom heil. Johann von Gott *) Gewiß würden alle Dienigen, welche der sorgfältigen Pflege dieser Männer die Erhaltung ihres Lebens verdanken, mir schlechten Dank wissen, wenn ich es unterlassen hätte, in diesen Blättern der Dollmetscher ihres Gefühls zu seyn.

Habe ich es mir nun einmal zum Ziel gesetzt, zu zeigen, daß Religion und Nächstenliebe aufs Heiligste verschwistert sind, so würde ich dieses Ziel nicht erreichen, wollte ich bei einzelnen Handlungen, denen ich zwar keineswegs ihren Werth abspreche, die aber nicht einzig sind, und welche die göttliche Barmherzigkeit bei dergleichen Gelegenheiten gewöhnlich neu hervorbringt, zu lange verweilen, dagegen stillschwei-

*) Siehe Anhang.

gend an den werthvollsten Anstalten vorübergehen, welche die Nächstenliebe seit langer Zeit gestiftet hat, aus ihren unerschöpflichen Quellen aufrecht hält und noch immer täglich mehr entwickelt. Ja, lieber Freund, ich würde nur Unvollständiges leisten, würde ich Rom mit dem Blicke des Christen und Mönchs beschauend über die reichen Früchte schweigen, welche der Geist der Nächstenliebe, der diese Stadt in so hohem Grade beseelt, ihrem Schooße entsprießen läßt.

Ich will daher versuchen, Ihnen ein Bild dieser Anstalten zu entwerfen; finden Sie aber meine Zeichnung nicht übereinstimmend mit denjenigen, welche unter dem Crayon einiger Reisenden hervorgegangen sind, so wollen Sie, mein Freund, in genauer Kenntniß meines Karakters, sich überzeugt halten, daß ich vor dem Augenblicke, in welchem ich den Stift zur Zeichnung ergreife, alles erschöpft, daß ich Archive durchsucht, die mir wichtigen Gegenstände genau geprüft, und die Winke und Belehrungen wichtiger Männer benützt habe.

Wir wollen zuerst unter Roms Wohlthätigkeitsanstalten durch die Pforte das Monte-della-Pietà eingehen. Barnabas von Terni, ein demüthiger Bruder des Minoriten-Ordens, ein Mann von dem liebevollsten Herzen, ertrug nicht länger den schmerzlichen Anblick, arme Leute so oft dem Wucher zur Beute werden zu sehen. Entschlossen die harte Lage der Dürftigen zu erleichtern, ohne ihnen Anlaß zum Müssiggang zu geben, errichtete er zu Perusia ein Leihhaus. Der Erfolg entsprach seinen Wünschen, und diese Anstalt wurde von Papst Leo X., der zu dieser Zeit regierte, bestätigt, in der Folge von Paul III., dann von Gregor XIII. begünstigt und unterstützt, und Pius VII., ein Mann, dessen Namen nur mit Ehrfurcht genannt werden kann, gab ihr einen weitern Wirkungskreis.

Diese Anstalt leistete der minder bemittelten Klasse bedeutende Dienste, unterlag aber auch, wie das immer der Fall ist, den Einflüssen politischer Wechsel, und daher konnte es nicht anders kommen, als daß sie bald in einem blühenden,

bald in einem vernachläßigten Zustand war. Die Summen, welche sie zur Zeit ihrer höchsten Blüthe auslieh, waren so beträchtlich und die Zinsen dafür so mäßig, daß, wenn Rom sich dem Handel und der Industrie mit regem Eifer ergeben hätte, diese Anstalt seinen Wirkungskreis bedeutend erweitert haben würde. Trotz der vielen Unfälle, die sie erlitten, steht sie doch noch heute aufrecht, und verzinset sich reichlich; würde man aber, nach Spinas Vorschlag mit dieser Leihanstalt eine Sparkasse vereinen, die vom Staate garantirt, und wie in Frankreich, von unbesoldeten Beamten verwaltet wäre, und würde die Einlage aus der Hand des Einlegenden ohne Abzug in die des Entlehners übergehen, so dürfte es noch viel größere Vortheile gewähren, denn es würde sich durch diesen zweckmäßigen Verein das Uebel der Unterstützung des Müssigganges verlieren, es würde der Arbeitsliebe Reiz und der Häuslichkeit Ermunterung geboten worden.

Dieses Institut hat ein Kapital von 1,150,000 Francs im Umlauf, und die Zahl der jährlich einziehenden Pfänder beträgt beiläufig 200,000; würde die Direktion in einem freiern Wirkungskreise und mit größerem Eifer geführt, so könnte die Leihanstalt im Besitze solcher Mittel eine hohe Stufe der Verbesserung erreichen.

Der Monte-della-Pietà läßt allerdings in Bezug auf Geschäftsführung und Verwaltung seiner Fonds, die mit dem Wesen der Anstalt mehr im Einklang stehen könnte, noch Vieles zu wünschen übrig; doch kann nicht geläugnet werden, daß er sich bedeutende Verdienste um die Religion gesammelt hat, die ja immer freudig Alles auffaßt, das ihren Kindern zum Nutzen gereichen kann.

Düftige zu beschäftigen, die mit körperlicher Kraft ausgestattet sind, ist die schönste Verwendung jener Gelder, die zu Werken der Wohlthätigkeit bestimmt sind. Die Arbeiten, womit man Arme gewöhnlich beschäftigt, haben fast immer einen öffentlichen Zweck, und gewähren daher einen zweifachen Nutzen; einerseits tragen sie durch örtliche

Verschönerungen für Einheimische und Fremde zur Vermehrung des geselligen Vergnügens bei, und andererseits bieten sie den noch viel wichtigeren Nutzen, den Armen dem verderblichen Müssiggange zu entreißen, und ihn in seinen eigenen Augen zu einer ehrenvolleren Stellung zu erheben, indem dadurch das Almosen, welches er erhält, in Lohn, umgewandelt wird. Man hat Rom so häufig den Vorwurf gemacht, daß es den Müssiggang begünstige, in der Absicht, das Volk in der Tiefe moralischer Verwahrlosung zu erhalten, um es dadurch desto leichter unterjochen zu können; ja man hat sich sogar darin gefallen, Rom im Colorit des gehässigsten Despotismus darzustellen, indem man behauptete, daß es nichts mehr fürchte als den Aufschwung des Wohlstandes, diese schöne Frucht thätiger Betriebsamkeit, und Rom sei nur stark, in der Kraftlosigkeit des Volkes, nur reich, in der Armuth desselben. O der schändlichen Verläumdung! Gerade dieses angefeindete Rom steht durch die Beförderung der öffentlichen Arbeiten und durch ihre großmüthige Bezahlung der Arbeiter hoch über allen andern Städten. Die Päpste Pius V. und Innocenz XI. stifteten eine eigene Kasse, aus denen die Unkosten der öffentlichen Arbeiten bestritten werden; Leo XII. beförderte auf's kräftigste den regen Betrieb dieser Arbeiten; unter seiner Regierung erhielt jeder Arbeiter täglich eine Ration Brod und 30 Kreuzer Lohn; an Festtagen wurde ihr Taglohn nicht nur verdoppelt, sondern sie faßten noch dazu Fleisch und ein gewisses Stück Leinwand. Pius VIII. setzte für diese Arbeiten wöchentlich 500 römische Thaler aus, und Gregor XVI., dessen Regierung eben so reich ist an Schwierigkeiten als an Ruhm, fand in seiner Liebe das Geheimniß die zu diesem Zwecke bestimmte Ausgabe auf 640 Thaler wöchentlich zu steigern: eine jährliche Summe von 33,280 röm. Thalern, die aus dem öffentlichen Schatze bestritten wird.

Je höher die Zahl der Arbeiter stieg, desto geringer mußte ihr Taglohn ausgesetzt werden, daher sie gegenwärtig nur mehr ein Brod und 18 Kreuzer Taglohn erhalten. So

vortrefflich die Commission zur Verwaltung der Subsidien organisirt ist, so muß man doch sehr bedauern, daß statt dieses aus besoldeten Beamten bestehenden Personals sich nicht eine gewisse Anzahl solcher Männer finden, die durch Rang und Fähigkeit ausgezeichnet, wie anderwärts sich eine Ehre daraus machen, ja sogar es für Pflicht halten, der Sache der Armen ihre kräftigste Thätigkeit zu widmen, ohne dafür eine Besoldung in Anspruch zu nehmen.

Diese Skizze wird Sie, mein Freund, überzeugen, daß zu Rom wo von Seiten des Staates solche Mittel geboten sind, die Trägheit, das arbeitsscheue Herumschweifen und alles dadurch erzeugte Elend nur in dem der niedrigen Klasse gleichsam angebornen und durch keine Macht der Obrigkeit auszurottenden Hange zum dolce far niente einige Entschuldigung finden können. —

Den ersten Rang unter allen Wohlthätigkeitsanstalten behauptet in jeder Beziehung diejenige, welche die Hausarmen zum Gegenstand ihrer liebevollen Unterstützung macht. In öffentlichen Wohlthätigkeitsanstalten fließen die Unterstützungen nur jenen Armen zu, welche in den Registern derselben aufgeführt sind, während die Unterstützung, die dem Hausarmen gereicht wird, seiner ganzen Familie zu gut kömmt. Der arme Vater, der in seiner Hütte beschenkt wird, theilt das Geschenk mit seinem Weib und mit seinen Kindern; dadurch werden sie ihm nur um so theuerer, die Bande der Natur werden fester geschlungen durch diese allgemeine Theilnahme; da kniet der Vater, die Mutter, die Kinder, und ihre Hände sind gefaltet, Thränen der Freude entfließen ihren Augen, und heiße Dankgebete steigen empor zu dem Geber alles Guten, der sie hülfreich heimgesucht hat in ihrer Bedrängniß. Ueberdieß wächst in ähnlichem Falle der Antheil des Armen um eben so viel, als die Besoldung der Beamten zum Voraus hätte wegnehmen müssen, Leute, deren so viele nur das eigene Interesse walten lassen, und die oft gewissenlos genug sind von dem Almosen, das jenen Unglücklichen bestimmt ist, sich

zu bereichern. Papst Canon, im siebenten Jahrhundert, war der Erste, der einen Almosenier ernannte, den er vorzüglich dahin anwies, dürftige Familien zu unterstützen, entweder durch eine festgesetzte Pension oder durch geheim an sie vertheilte Gaben, die ihren Bedürfnissen angemessen waren. Seine Nachfolger ahmten diesem schönen Beispiele nach und in unsern Tagen ist dieses Amt der Wohlthätigkeit einem Prälaten und Titularbischof anvertraut, der mit dem heiligen Stuhle in vertrautester Berührung steht.

Das apostolische Almosenamt, welches die Leidenden und Unglücklichen aller Art zu seinen Pflegebefohlenen zählt, läßt sowohl in den öffentlichen Gefängnissen als auch in den Strafhäusern, einem jeden Gefangenen männlichen und weiblichen Geschlechts dreimal im Jahre, nämlich zu Ostern, zu Weihnachten und zur Gedächtnißfeier der Krönung des regierenden Papstes, einen Paolo oder nach unserm Gelde sechszehn Kreuzer reichen.

Dieses Geschenk genießen auch alle übrige Armen; und wenn auch die Päpste darauf beschränkt sind, wie Frankreichs guter Heinrich, nur den Wunsch aussprechen zu können, daß auch der Geringste ihrer Unterthanen am Sonntage sein Huhn im Topfe haben möchte, so theilen sie doch bei großen Feierlichkeiten Gaben der Wohlthätigkeit aus, damit die Dürftigen doch wenigstens an solchen Tagen ihr Elend vergessen; und diese sind für sie auch wirklich Festtage im wahren Sinne des Wortes.

Der heilige Gregor, dieser so weise als fromme Papst verordnete, daß in seinem Pallaste täglich zwölf Arme gespeiset werden sollten. Der Wechsel der Zeiten und der Verhältnisse hat dieses Liebeswerk, welches so ganz im Sinne der christlichen Lehre, im Geiste der Apostel ausgeübt wurde, aufgehoben, es wurde jedoch in der Folge durch Leo XII. wieder eingesetzt, der seinen Almosenier beauftragte, an der Tafel, woran diese zwölf Arme gespeist werden, den Vorsitz zu führen. Heut zu Tage wird diese Speisung durch eine gewisse

Gabe an Geld ausgeglichen, da man es für zweckmäßiger hielt, nicht den Familienvater allein, sondern auch die Seinigen an dieser wohlthätigen Spendung Antheil nehmen zu lassen.

Außer den bereits erwähnten Werken der Wohlthätigkeit sind dem milden Wirkungskreise des Almosen-Amtes noch viele andere Lasten zugetheilt, zu deren Bestreitung ihm eine jährliche Summe von 22,800 Thalern aus der päpstlichen Datarie angewiesen ist, die gänzlich aufgeht.

Die Details, welche ich Ihnen, lieber Karl, zu geben das Vergnügen hatte, sind aus den sichersten Urkunden entnommen, und werden ihnen aufs treffendste beweisen, daß die Päpste den Armen immer einen großen Antheil von den Hülfsmitteln zufließen ließen, worüber sie verfügen konnten. Sie werden zugleich die Ueberzeugung schöpfen, daß der Sitz der Wahrheit auch jener der Nächstenliebe ist, und ich nehme keinen Anstand, zu behaupten, daß alle Wohlthätigkeitsanstalten, die dem milden Sinne verschiedener Länder zur Ehre gereichen, diese apostolische Almosenamts-Verwaltung mit einigen Modifikationen, welche Zeiten und Verhältnisse erheischen, sich zum ersten Muster und zum leitenden Vorbild erwählet haben, wovon ich Ihnen eine flüchtige Zeichnung geben wollte. Alles Gute, welches den Menschen unter was immer für einer Form zufließt, kommt aus dem Schooße der Religion, und nur im Geiste der Religion müssen wir das Gute üben, wenn wir einer Vergeltung dafür theilhaftig werden wollen.

Mit Gott, mein theuerer Freund.

Nachschrift.

Groß und weit verbreitet ist das Elend, welches allenthalben die Spuren der verheerenden Cholera bezeichnet, von der ich Ihnen erzählt habe; aber das Schmerzvollste für jeden fühlenden Menschen ist unstreitig die durch sie erzeugte, höchst traurige Lage der kleinen Waisen, jener unschuldigen Geschöpfe, die nur darin glücklich sind, daß sie ihr Elend nicht zu er-

kennen und nicht zu übersehen vermögen. Obschon die Stadt Rom bereits für eine so große Anzahl Waisen zu sorgen hat, so ist doch ihr schönstes und eifrigstes Geschäft, auch diese an ihr Mutterherz zu nehmen und ihnen die liebevollste Beschützerin zu seyn. Bei solchen Verhältnissen handelte es sich um eine neue Gestaltung der Mittel, die geeignet wären, diesen neuen Bedürfnissen zu steuern; Bedürfnisse, die überdies so lange dauern werden als das Kindesalter jener Waisen, die der Gegenstand derselben sind. Alle Quellen, die der Erfüllung der Nächstenliebe floßen, waren erschöpft, da brachte die Fürstin Borghese, welche den Drang der Umstände und den Mangel an Hülfsmitteln erkannte, den armen Waisen als ein rettender Engel neue Hülfe. Diese Hülfe war die Frucht ihrer Industrie. Sie erfand eine eigene Lotterie, zu welcher man sich allgemein verpflichtete, seinen Beitrag zu liefern. So günstige Resultate sich auch hieraus ergaben, so hat doch der wohlthätige Sinn noch ein weites Feld vor sich, das nur seine großmüthige Hand zu genügender Erndte für solch dringende Noth besäen kann.

Die Fürstin Borghese, die Gräfin von Lützow, Gemahlin des österreichischen Gesandten und Lady Acton sind in Rom die Seele der wahren, werkthätigen Nächstenliebe.

Tausende bethen täglich für ihre großmüthigen Wohlthäterinen, die gleichsam auf Flügeln den Hütten der Armuth zueilen, und sich im Fortgehen überglücklich fühlen, getröstet, beschenkt und Thränen getrocknet zu haben.

Dieses herrliche Kleeblatt der Liebe und Mildthätigkeit kennt kein größeres Glück, keinen schönern Ruhm, als in der Person der Armen unserm Herrn Jesus Christus zu dienen.

Die Gräfin von Lützow läßt in einem ihrem Pallast naheliegenden Hause dreißig arme Mädchen erziehen, die sie sehr oft besucht, ermuthigt, mit Liebkosungen überhäuft und ihnen mit der Arbeitsliebe, auch das kindliche Verlangen nach der Reinheit des Herzens, die Liebe zur Tugend und das Vertrauen auf Gott mit mütterlicher Sorge einflößt. —

Einundzwanzigster Brief.

Rom, im April, 1838.

Daß ich fortfahre, Sie mein Freund, noch länger in Roms zahlreiche Wohlthätigkeits-Anstalten zu führen, kann Ihnen der sicherste Beweis seyn, daß ich Ihre Herzensgüte kenne, und weiß, welche Theilnahme Sie dem Nächsten schenken. Daher erlaube ich mir, Ihnen noch einige Details zu liefern, die man bisher im Allgemeinen übergangen hat, die aber wichtig genug sind, daß wir sie kennen lernen, um sowohl den Geist zu würdigen, aus dessen schaffender Hand diese Anstalten hervorgingen, als auch um ihre treffliche Einrichtung und ihren Nutzen zu fühlen.

Jede Art von Leiden findet in Rom, wie ich Ihnen bereits gesagt habe, Trost, Milderung und eine Zufluchtsstätte; die Liebe, die Ausübung der Wohlthätigkeit kennt hier keine Prahlerei, hier stellt man nicht mit großen Buchstaben. Anweisungen an einen Bäckerladen aus; der Römer ehrt das Schamgefühl der Armen, er ist zu zartfühlend, um dieselben ihr Almosen um den Preis der Erniedrigung und der Schande erkaufen zu lassen, die dem Empfänger zu Theil werden muß, wenn der Geber sein Geschenk mit dem prunkenden Nimbus der Oeffentlichkeit umgibt. Gegen das Ende des 16. Jahrhunderts schloßen einige Gläubige, in deren Herzen Jesus Christus der Urheber und Vollbringer eines jeden heilsamen Gedankens die schönste Flamme der Nächstenliebe entzündet hatte, in der Kirche der zwölf Apostel an den Stufen des Hochaltares, im Angesichte des Allerheiligsten, den Bund, sich eigens der Unterstützung jener Unglücklichen zu weihen, die weniger das Joch ihrer gegenwärtigen Armuth fühlen, als von der Erinnerung an vergangenen Wohlstand gefoltert werden. Der Vater Jakob Lainez, zweiter Jesuiten-General, segnete ihren Bund und unterstützte sie mit seiner ganzen Kraft. Zahlreich von weitem Umfange waren die Liebeswerke, die diese Brnderschaft geübt; durch Mitwirkung der Kar-

dinäle Barbarini und Altieri hat sie sich in ihrem glühenden Eifer erhalten, und alles was dieser Bund gethan hat und noch thut, ist eine Schöpfung jenes Geistes von Zartgefühl, der schon in der ersten Idee der Errichtung solch eines Vereins waltete. Sinnig und rührend ist ihr Sinnbild: der im Kreise seiner Jünger das Abendmahl haltende Jesus Christus, das heißt, der seinen Jüngern sich selbst hingebende Erlöser. Welch ein erhabenes Beispiel! Welch eine ergreifende Lehre! — Dieses ist die Bedeutung, welche ich darin finde, und dieses ist die Bedeutung, welche jene so wohl begriffen, so tief gefühlt haben, die sich ein solches Sinnbild gewählt!

Es besteht hier nnter dem Namen Bruderschaft von der göttlichen Barmherzigkeit, noch eine andere Congregation, welche wie jene zu den heiligen Aposteln, den Zweck hat, hauptsächlich das verborgenste Elend in seinen Winkeln aufzusuchen, und mit wohlthätiger Hand zu lindern. Diese Congregation welche 1679 von dem ehrwürdigsten Priester Johann Stanchi di Castel-Nuovo gestiftet und von dem Kardinal Carpegna zuerst sancticnirt wurde, hat tausend edle Züge aus ihrem segensreichen Wirken, gleich jener zu den heiligen Aposteln, aufzuweisen, und ich würde sie auch wegen dieser Aehnlichkeit ganz mit Stillschweigen übergangen haben, hätte mich nicht ein Paragraph ihrer Satzungen freudig überrascht, der meiner Meinung nach seinen Verfassern zur großen Ehre gereicht. Es heißt nämlich darin:

»Kein Mitbruder, kein Visitator *), kann je um Rechen»schaftsablage über die Verwendung der Summe ange»gangen werden, die seinen wohlthätigen Händen zur »Vertheilung anvertraut wird. Namen und Person der »Unterstützten müssen verschwiegen bleiben, und dürfen »nie auf einer Liste aufgeführt werden, und zwar aus »dem Grunde der Achtung, die einer gewissen Klasse von »Unglücklichen gebührt.«

---

*) Visitator, visitiren, die Wohnungen der Armen besuchen. A. d. U.

Ich weiß nicht, ob ich mich täusche, aber ich finde in diesem Paragraph so viel Edelmuth, so viel Zartgefühl, daß ich nur wünschen kann, es möchte diese Clausel in allen Ländern diese Aufnahme finden, und alle Wohlthätigkeitsanstalten nach dem Vorbilde der Bruderschaft von der göttlichen Barmherzigkeit eingerichtet und auf solche Prinzipien basirt werden. Ja, lieber Freund, dieser Johann Stanchi hat, als er in seiner Demuth diese Idee erfaßte, die gesammte Menschheit geehrt, er ehrt den Armen, indem er in ihm ein leidendes Glied Jesu Christi erblickt, er ehrt den Reichen, indem er ihn einer erniedrigenden Handlung unfähig hält.

Die Familie der Carpegna gehört unter die achtungswürdigsten Roms. Nachdem ich so eben des Kardinals aus diesem Hause Erwähnung gethan, kann ich mir das Vergnügen nicht versagen, einige Worte über den Charakter und die Lebensweise des Marquis und seiner Gemahlin beizufügen. Keine Lorbeerkränze umschlingen ihr Haupt; ihr Andenken wird nicht mit der Lobeserhebung, die ihrem Verdienste gebührte, in den Annalen der Großthaten dieser Welt den kommenden Jahrhunderten überliefert; — aber ich will dasselbe in ihrem Grabe damit ehren. Mit Glücksgütern überhäuft, machten sie keinen andern Gebrauch von ihren Schätzen, als zur Unterstützung der Armen und zur Linderung der Leiden aller Art. Ihr Leben war so einfach, ihre Bedürfnisse so gering und ihr Haushalt so strenge, daß die Oeffentlichkeit sie eines schmutzigen Geitzes beschuldigte, aber die Oeffentlichkeit war nicht in das Innere ihres Waltens gedrungen, und erst vom Sarge dieses edlen Paares gieng ihre Rechtfertigung, gieng die Kunde ihrer Großmuth und Herzensgüte aus. Die Krone ihrer edlen Wirksamkeit und unbegränzten Nächstenliebe ist ihr Testament, ein Gegenstand der interessantesten Lektüre: Carpegna und seine Gemahlin hatten krüppelhafte Greise, arme Wittwen und Waisen, Blinde und Lahme und Hausväter, deren Einnahme für die Erhaltung ihrer Familie nicht

ausreicht, zu Erben ihres unermeßlichen Vermögens eingesetzt. Aber geleitet von der weisen und frommen Absicht, daß ihre wohlthätige Verfügung den hohen Zweck erreiche, ihren Erben die Liebe zur Tugend einzuflößen, fügten sie dem Testamente die Klausel bei, daß nur diejenigen damit bedacht seyn sollen, die nach Verhältniß ihrer körperlichen Kräfte der Arbeit sich ergeben, ein unbescholtenes Leben führen, Gottesfurcht im Herzen tragen, ihre Pflichten der Religion eifrigst erfüllen, ihre Kinder christlich erziehen, und sie pünktlich zur Christenlehre schicken.

Der Kardinal-Vikar Odescalchi war von den Erblassern zum Testaments-Executor ernannt worden, und seine Verfügungen geben dieser Erbschaft fortwährend die vernünftigste und zweckmäßigste Verwendung. Odescalchi, seit langer Zeit gewöhnt, mit milder Hand das reichlichste Almosen zu vertheilen, das sogar öfters seine Privatmittel übersteigt, wie sehr mußte dieser Mann sich nicht freuen, daß die Vorsehung ihn erlesen, zum Lohne der bedeutenden Opfer, die er selbst schon gebracht, sich seiner zu bedienen, um auch noch das Gut eines Andern auszutheilen und eine noch viel größere Zahl von Unglücklichen zu trösten.

Sie werden wohl vermuthen, theuerer Freund! daß in einer Stadt, welche so überreich an Geistlichen ist, sich auch Hilfsmittel zu deren speziellen Unterstützung finden müssen; denn nicht alle Geistliche Roms sind, in Beziehung auf ihren Unterhalt, hinlänglich versorgt, und eine Lücke in diesem Punkte, wäre weder erklärlich noch verzeihlich.

Unter den zu ihren Gunsten hier bestehenden Instituten, will ich zuerst jenes der geistlichen Hilfsgelder erwähnen. Peter Mireus, der Stifter dieses Instituts, vertraute die Leitung desselben zwölf Weltpriestern, deren Obliegenheit es war, den Bedürfnissen von zwölf Jünglingen, welche sich dem geistlichen Stande widmen wollen, zu begegnen, ihre Schritte streng zu überwachen, ihre Studien zu leiten, und sie zu würdigen Dienern der Kirche heran zu bilden. Sodald diese ihr Ziel

erreicht haben, hören sie auf, die Wohlthaten des Instituts zu genießen, und werden wieder durch andere Jünglinge gleichen Berufes ersetzt, welche nun von Seiten der Vorsteher des Institutes die nämliche Sorgfalt und Leitung wie ihre Vorgänger genießen. Vierzig Jahre bekleidete der fromme Mireus das Amt des obersten Aufsehers und noch auf seinem Sterbebette vermachte er dem von ihm gegründeten Institute durch eine Schankung seine ganze Habe. Dasselbe bezieht gegenwärtig noch bedeutende Einkünfte, deren Mehrung es der Huld und dem Schutze der göttlichen Vorsehung zu danken hat und wodurch es in den Stand gesetzt ist, eine grössere Anzahl angehender Cleriker zur Heranbildung aufzunehmen.

Gehen wir von diesen hoffnungsvollen Candidaten des Priesterthums über zu jenen ehrwürdigen Veteranen der Kirche, die im Weinberge des Herrn ergraut, die sich keine anderen Schätze, als für den Himmel gesammelt, die vielleicht ihr Kleid ausgezogen haben, um damit die Blöße ihres Bruders zu bedecken. Wer hat gerechtere Ansprüche auf die Gaben der Nächstenliebe? Rom hat diesen hochverdienten Greisen ein eigenes Versorgungshaus gegeben, worin die Hinfälligkeit des Alters eine lindernde Arznei, und das müde Haupt ein Ruhekissen findet, um darauf seinen letzten Seufzer auszuhauchen.

Für arme junge Mädchen sorgt Rom mit einer Umsicht und einer liebevollen Aufmerksamkeit, deren sich keine andere Stadt rühmen kann. Unter dem Schutze der Santa-Maria-Maggiore hat sich vor sechs hundert Jahren ein Verein gebildet, dessen Zweck die Versorgung schwer bedrückter Mädchen ist, die den Beruf zum ehelichen Leben fühlen, aber aus Mangel an Glücksgütern den Unannehmlichkeiten und Gefahren eines ehelosen Standes überlassen seyn würden. Diesem anziehenden Unternehmen konnte eine kräftige Ermunterung nicht fehlen. Nach und nach wuchs der Verein immer mehr an Mitteln, er entspricht noch heute in Erfüllung seiner Aufgabe dem Zwecke seiner Begründung, und vierzehn Mädchen erhal-

ten jährlich von ihm ihre Aussteuer. Der heil. Bonaventura hat die Einführung getroffen, daß acht Ausstattungen im Namen der eifrigsten Glieder des Vereines geschehen. —

Im Jahre 1460 unter der Regierung Pius II. bildete sich in Rom noch ein anderer Verein unter dem Namen: »Erzbruderschaft von der hochheiligen Verkündigung,« welcher den nämlichen Zweck wie der Vorhergehende hat. Der Kardinal Torrecremata, der den Plan zu dieser Bruderschaft entworfen hatte, bildete zuerst aus zweihundert römischen Bürgern einen Rath, welchem es oblag, Gaben einzusammeln zur Aussteuer armer Mädchen, um dieselben durch Verheirathung den Nachstellungen der Verführung zu entreißen. Das Unternehmen gedieh und junge Römerinnen aus der dürftigsten Klasse, von gutem Rufe und von ehelicher Geburt erhielten aus den Mitteln dieses Vereines ihre Aussteuer. Die Statuten bedingen noch überdieß, daß die Mädchen, welche sich um den Genuß dieser Wohlthätigkeit bewerben wollen, das fünfzehnte Jahr zurückgelegt haben und mit günstigen Zeugnissen über ihre Aufführung versehen seyn müssen. Von dem Augenblicke ihrer Einregistrirung an, unterliegen sie einer sehr strengen und thätigen Aufsicht. Diese Maßregel, die gleichsam eine Art von Prüfung ist, und mit dem Zwecke der Anstalt im schönsten Einklang steht, erscheint mir sehr gerecht, und muß meines Erachtens auf die öffentliche Moralität den glücklichsten Einfluß haben. Am Tage Mariä Verkündigung empfangen sie in der Kirche der hl. Maria von der Minerva ihre Aussteuer, werden dann zum Fußkusse bei Seiner Heiligkeit zugelassen, und ziehen dann prozessionsmäßig in Folge eines alten Gebrauches hinaus. —

Aber auch jene Jungfrauen, denen eine innigere Frömmigkeit Neigung zum klösterlichen Leben einflößt, und die die heißeste Sehnsucht nach einem unsterblichen Bräutigam fühlen, sollten bei den Ermuthigungen nicht vergessen werden, die hier der Tugend geboten sind. Sie wählen sich ein Kloster, und Dieses empfängt von dem Wohlthätigkeits-Vereine im Namen

der jungfräulichen Bräute die mäßige Summe, welche sie selbst gerne erlegt haben würden, hätte sie der Himmel in besseren Glücksumständen geboren werden lassen. Die Aussteuer jener, welche heirathen, beträgt zweihundert Franken, und jene welche den Schleyer wählen, erhalten dreihundert Franken. Zur Zeit der Stiftung jener Bruderschaften waren dieß ganz anständige Summen, doch heut zu Tage sind sie fast gar nicht in Anschlag zu bringen, aber gewisse großmüthige Familien leisten in der Regel Zuschüsse, auch liegt es in den geheimen Beschlüssen der Vorsicht, daß die Hilfsmittel sich eben so vermehren als die Bedürfnisse wachsen. — Wäre das nicht der Fall, was würde denn aus so vielen Instituten, die sich der Ausübung von Liebeswerken widmen, im Laufe der Zeiten geworden seyn? Man bewundere den Gedanken, der ihnen ihre Entstehung gab! Mehr aber noch bewundere ich die Hand, die sie erhält; diese ist Gottes waltende Vaterhand. —

Nach dem Vorbilde dieser Vereine bildeten sich später die Bruderschaften zur hl. Apollonia, des hl. Rosenkranzes, zum heiligsten Erlöser, und endlich im Jahre 1773 jene zur unbefleckten Empfängniß. Da sie sich ein gleiches Ziel vorgesteckt haben, so beruhen sie auch beinahe auf gleichen Statuten, und ich würde Ihnen keine Erwähnung davon gethan haben, hätte mir die Aufzählung derselben nicht für geeignet geschienen, Ihnen, mein Freund! ein treues Gemälde von der Voraussicht, der Werkthätigkeit und dem Reichthume der Nächstenliebe der Römer in ihren Hilfsquellen zu liefern.

Aber doch gehört zu diesen Hilfsquellen eine Anstalt, welche ich unschlüssig bin, Ihnen zu nennen, da ich befürchte, Sie werden Aergerniß daran nehmen. Diese Anstalt ist — die Lotterie. Ja, mein Freund! die Lotterie, welche Frankreich, Ihr Vaterland, dieser Mittelpunkt aller Freiheit, dieser Schooß aller Aufklärung, dieser Brennpunkt alles Lichts, nach reiflicher Ueberlegung aus dem Verzeichniß seiner öffentlichen Anstalten auslöschen zu müssen glaubte, die Lotterie, welche es

gleichsam an die Schandsäule der Sittenlosigkeit geheftet — diese hat in Rom noch ihren Bestand, und ist nicht nur allein stillschweigend begünstigt, sondern durch die höchste Gewalt sanctionirt. Nun aber wird Niemand in Abrede stellen, daß das Lotto-Spiel die verderbliche Quelle vieler Uebel und Unordnungen ist; da aber der größte Theil der öffentlichen Anstalten seine Mängel und Gebrechen, ja selbst manche schlimme Seite hat, so muß doch hier der Unterschied ins Auge gefaßt werden, welcher zwischen Anstalten besteht, die ihrem Wesen nach eine schlechte Beschaffenheit haben, und zwischen solchen, die nur durch den Mißbrauch, den man von ihnen macht, für die menschliche Gesellschaft verderblich sind, und wollen wir mit allem Rechte über jene den Bann aussprechen, so dürfen wir nicht weniger thätig seyn, diesen eine heilvolle Richtung zu geben. In Frankreich und in allen anderen Ländern gehörte bis zu dieser Stunde der Ertrag der Lotterie zu den Einkünften des Staates; in Rom aber genießt die Regierung keine Vortheile davon; dort erblickte ich einen ungleichen Kampf, eine wohlberechnete Speculation auf die Geldgierde, diese grauenvolle Gefährtin des Elendes, und folglich einen unerlaubten, von den Gesetzen der Moralität verabscheuten Gewinn; hier erkenne ich in ihr eine Steuer, die man von einer thörichten Leidenschaft erhebt, und dann gewissenhaft wieder erstattet. —

Spielte in Frankreich der Arme nicht in die Lotterie, war er deßwegen um nichts reicher, denn von den unermeßlichen Summen, die sie in die Staatskassen ablieferte, fiel auch nicht ein Heller ihm zu, während in Rom der Einsatz des Reichen dem Armen Brod gibt, und ihn oft der Angst der Verzweiflung entreißt. Ja, mein Freund! da, wo die Religion den Mißbrauch der Lotterie mildert, da wo sie, ohne mit Erfolg gegen den entschiedenen Hang der Spieler ankämpfen zu können, es sich angelegen seyn läßt, ihr die schädliche Wirkung zu entziehen, und so einigermaßen aus dem Uebel das Gute schöpft; — da hört dieses Glückspiel auf,

eine verderbliche und lasterhafte Anstalt zu seyn. Auf diese Art machte es Benedict XIV. Dieser große Papst hatte die Lotterie als einen Köder für das Volk betrachtet, der unter trügerisch gleißender Schale nur Giftkörner birgt, und sie daher aufgehoben, auch das heimliche Einsetzen mit schwerer Strafe belegt. Was geschah? das Volk nahm gar keine Notiz von diesen Anordnungen, sprach sein Mißvergnügen unverhohlen darüber aus, setzte im Geheimen sein Lottospiel fort, und trotzte auf diese Art der Staatsgewalt, die bei der Menge der Uebertreter außer Stand war, mit Strenge einzuschreiten. Der Papst hielt sich daher verpflichtet, die Lotterie wieder freizugeben, aber in gleichgebliebener Ueberzeugung von ihrer Schädlichkeit, änderte er ihr Wesen, und verwandelte sie in ein Werk der Wohlthätigkeit. — So verfügte er unter anderem, daß bei jeder Ziehung fünf junge Mädchen auf den Gewinn der gezogenen fünf Nummern zum Voraus ihre Aussteuer erhalten sollten. Seit dieser Zeit wird die Verordnung Benedicts genau befolgt, so zwar, daß das Publikum alle Monate bei jeder der gezogenen Nummern auch den Namen der glücklichen Römerin liest, welcher der Zufall einen Mann verschafft hat. Tritt sie dann mit ihm zum Altare, um einander Hand und Herz zu reichen, dann wird sie weder bei ihrem Taufnoch Geschlechts-Namen genannt, sondern der gezogenen Nummer, das ist die Jungfer Sechs und Dreißig, die Jungfer Acht und Achtzig. Wie gefällt Ihnen diese Erfindung? Ich der ich bei der Aufhebung der Lotterie in Frankreich, wo sie mir als eine tiefe Wunde, als ein wuchernder Krebsschaden erschienen war, meinen ganzen Beifall ausgesprochen hatte, würde hier, wo sich mir ihre Leitung, ihr Zweck, ihre Wirkungen von einem ganz anderen Gesichtspunkte aus darstellen, und wo sie mir eher nützlich als schädlich erscheint, nicht den Stab über sie brechen können. Noch eine andere, die Yonsche Anstalt wird gewiß alle Stimmen der Würdigung und des Beifalls erhalten, denn sie hat den besondern Zweck, die Rechte der Armen zu vertheidigen. Auf ihnen ruht der

Geist des frommen Yvo, ihres Stifters, den jene Landschaft Frankreichs geboren, die den vertrauugsvollen Glauben des ersten Christenthums in seiner ganzen Reinheit erhalten hat, und mit ihm jene Sanftmuth, jene feine Bildung, welche nicht der Egoismus einer austrocknenden Civilisation, sondern nur die Religion zur Blüthe und Frucht entfalten und reifen kann. In diesen glücklichen Gegenden lebte Yvo als Rechtsanwalt, und eine lange Reihe von Jahren widmete er sein Herz und Wissen mit ruhmvollen Erfolge den Angelegenheiten der Armen. — Erst sein Tod lehrte die Menschen kennen, was er für sie gethan und gewirkt hatte; der Ruf seiner Tugenden gab Vielen Veranlassung, in seine Fußstapfen zu treten. War Rom nicht die Freude und der Stolz zu Theil geworden, an Yvos Wiege zu stehen, so wollte es doch das erste Beispiel zu seiner Nachahmung geben und der Magistrat dieser Stadt beeilte sich, unter seinem Schutze das Werk fortzusetzen, welches Yvo so glücklich begonnen hatte.

Zum erstenmal sah Rom in seinem Schooße einen Verein von Männern erstehen, die bereit waren, der Klasse jener Unglücklichen zu Hülfe zu eilen, denen wegen Mangel an irdischen Gütern das Loos zu Theil geworden war, von einer besseren Welt die Gerechtigkeit zu erwarten, welche man nicht immer auf Erden findet, und die während Jahrhunderten nur dem Reichen und Mächtigen zinsbar gewesen zu seyn schien. Der Arme bedufte nun nicht mehr eines goldenen Hebels, um sein Recht geltend zu machen, und Gerechtigkeit zu erlangen; in jenem eben so erleuchteten als menschenfreundlichen Vereine fand er nun die nöthigen Hilfsmittel, um demjenigen vor dem Richterstuhle der Menschen die Wage halten zu können, der ihn dahin beschieden hatte, wie groß auch immer sein Rang, seine Macht und seine Schätze gewesen seyn mochten. — Jedem, der vor Gericht gerufen wird und das Vermögen nicht besitzt, die Gerichtskosten zu bestreiten, bietet dieser nützliche und herrliche Verein wie früher, so auch jetzt

noch, einen menschenfreundlichen Vertreter, und trotz der erlittenen zeitlichen Verluste rechnet es sich die römische Kirche als Pflicht an, ein Institut aufrecht zu erhalten, welches Schutz bietet dem Armen gegen die Fallstricke des Reichen, dem Schwachen gegen die Unterdrückung des Mächtigen, und das dadurch so schön eingeht in den Geist des göttlichen Gesetzgebers. —

Mehrere Vereine von Roms Menschenfreunden, haben sich nur dazu gebildet, um die Gefangenen zu besuchen, sie zu trösten, in der heiligen Religion zu unterrichten und in ihnen Reue und Besserung zu erwecken. — Niemand wird die Wichtigkeit und den umfassenden Nutzen eines solchen Vereins in Abrede stellen und ich glaube, daß die Ausspender geistlicher Nahrung sich um den Mitmenschen verdienter machen, als die Erfinder der Sparsuppe. Diese haben für nichts anders Auge, als für die körperlichen Bedürfnisse, Alles bringen sie in Ziffer und Zahlen, und zwingen die Gefangenen von frühem Morgen bis zur sinkenden Nacht zu arbeiten, nur um sie einige Kreuzer mehr gewinnen zu lassen. Jene aber denken an das Seelenheil der unglücklichen Gefangenen und begnügen sich nicht damit, ihnen Brod zu geben, sondern sie geben ihnen auch Zeit zum Bethen, unterrichten sie, und wirken mit regem Eifer auf ihre Besserung hin. —

Es ist ein erhebendes, ein würdevolles Schauspiel, welches an Sonn- und Festtagen diese andächtigen Menschen auf ihrem Gange nach den Gefängnissen darbieten, folgen Sie ihnen dahin, mein Freund! treten Sie ein mit ihnen in diese traurigen Winkel und seyen Sie Zeuge der Dienste, welche sie den armen Gefangenen leisten, seyen Sie Zeuge der herzlichen Zusprache, der Aufrichtung des geängstigten Herzens, der Mühe, die sie sich geben, um ihnen den Geist des Guten einzuflößen, um in ihnen die Reue zu erwecken und sie hinzuweisen auf die Hoffnungen, die in der Hand des versöhnbaren Vaters ruhen. —

Der Unglückliche, der dem Schwerte der Gerechtigkeit verfallen ist, findet eben so, wie ich Ihnen in meinem nächsten Briefe auseinander setzen werde, nicht nur einen Priester, der ihm in diesem schrecklichen Augenblicke seinen Beistand leistet, sondern ganze Corporationen, die sich eine Pflicht daraus machen, ihn zu seinem Sühnopfer vorzubereiten, ihn auf seinem Todesgange zu begleiten, seinen Leichnam in Empfang zu nehmen, und zu beerdigen.

Auch Ihr Frankreich, mein Freund hatte einst solche wohlthätige Vereine, aber in jenen Tagen des Schreckens und der Grausamkeit, in jener fluchbelasteten Zeit, wo der Unschuldige wie der Verbrecher die Guillotine bestieg, wo schon eine Thräne die dem Unglücke geflossen, zur Anklage, zum Todesurtheil genügte, sind sie, wie so vieles Gute in dem reißenden Strome untergegangen. — Jedes Land hat seine Verbrecher und seine Richtstätten; möchten daher auch in jedem Lande solche Vereine wieder hergestellt werden, möchte nicht mehr dem Henker die Sorge für Beerdigung eines Unglücklichen überlassen bleiben, der durch seine Reue gerechtfertigt, und der Erde wiedergegeben, mit gleichen Ansprüchen wie wir der Erfüllung der ewigen Verheißungen entgegen harrt.

Sie kennen nun, mein Freund! die vielen und verschiedenartigen Gestalten, die in Rom die Nächstenliebe annimmt, um sich desto leichter allen Arten des Unglücks anpassen zu können, es dürfte Ihnen daher meine Frage nicht auffallen, ob die Welt eine Stadt trägt, die nach Verhältniß ihrer Bevölkerung, so reich ist an Wohlthätigkeits-Anstalten; die den schmachtenden Armen, den hinfälligen Greisen, den verlassenen Waisen, den dürftigen Jungfrauen und den unglücklichen Gefangenen, in solcher Fülle Linderung, Trost und Hilfe bietet? Glauben Sie wohl, das Ihre Philanthropen mit ihren schönen Theorien je solch befriedigende Resultate erzielen? Mich haben meine Reisen in den Stand gesetzt, Vergleichungen anzustellen, und ich kann behaupten, daß ich nie etwas Aehnliches gesehen habe; und wäre diese Eigenschaft auch die

einzige, so würde sie meines Erachtens genügen, um Rom die glorreichen Namen der heiligen Stadt, der Hauptstadt der Christenheit zu sichern.

In der That, mein theuerer Freud, wenn Heiden oder Barbaren die verschiedenen Hauptstädte besuchen würden, wären es wohl die schönen Gebäude, die stolzen Palläste, die ihre Liebe zu deren Bewohnern gewinnen und die sie bewegen könnten, ihre Sitten und Gebräuche, oder ihre Religion sich anzueignen? O gewiß nicht! Vielmehr wären es jene Wohnungen der Wohlthätigkeit, in denen mit glühender Liebe so viele Menschen dem Dienste ihrer Brüder sich weihen; es wäre der aufopfernde Edelmuth jener Seelen, die Hab und Gut zum Troste, zur Erleichterung des Elends hingeben, und jene Stadt, die ihnen die reinsten Beispiele solcher Art aufweisen könnte, würde von ihnen als der Sitz der wahren Religion, als die Königin der Welt ausgerufen werden.

Sie könnten mir vielleicht einwenden, mein Freund, daß auch Frankreich viele Wohlthätigkeitsanstalten besitzt. — Dieses ist bekannt, und man wird ihm diesen Ruhm nicht streitig machen, aber erlauben Sie eine Aeußerung, die ich mit aller Unpartheilichkeit thun zu können glaube, da ich beiden Nationen fremd bin: Rom steht über Frankreich durch die zahlreichen Zufluchtsstätten, welche es der leidenden Menschheit erschlossen, durch die Opfer, welche es zur reichlichen Fundirung derselben gebracht hat, durch seinen Eifer, sich dem Dienste derselben zu weihen, durch die Entbehrungen, denen sich die Römer öfters zur Unterstützung derselben unterziehen, und — was gäbe es wohl noch sonst, das Rom nicht besäße? ..... Doch ja! Frankreich erscheint mir glücklicher in diesem Punkt; Frankreich besitzt einen Schatz, den Rom nicht kennt und dessen es doch so würdig wäre, dieser Schatz, diese kostbare Perle, — es ist das Institut der barmherzigen Schwestern! — O! mit Rührung und Dankbarkeit spreche ich ihn aus den Namen des Heiligen, es war Vincenz von Paul, der der Nächstenliebe in Frankreich einen Charakter

von Würde, eine Schattirung von Zartgefühl gab, die ihr selbst im Mittelpunkte der Christenheit mangelt. Ich durcheilte die Straßen der heiligen Stadt, ich suchte mit sehnsüchtigen Blicken nach dem weißleinenen Schleier, nach jenem engelmilden Antlitz, nach jener keuschen Stirne, nach jener unentweihten Hand einer barmherzigen Schwester..... Dieses Begegnen würde mich entzückt, Alles würde ich darum gegeben haben, eine dieser sittigen Jungfrauen, eine dieser Mütter der Armen, eine dieser Trösterinen der Betrübten zu entdecken! Aber niemals traf mein sehnsüchtiger Blick, was er suchte, und mehr als einmal rief ich aus: »O Rom, du Beherrscherin aller Städte, nichts mangelt deiner Größe, als daß du die Wiege des hl. Vincenz von Paul wärest, oder seinen Töchtern deine Thore geöffnet hättest!«

Müßte ich nicht besorgen, Sie durch die Länge meines Briefes zu ermüden, so könnte ich dem Gemälde, das ich versucht habe, Ihnen zu geben, noch viele Züge beifügen; indessen leben Sie wohl, mein Bester!

Zwei und zwanzigster Brief.

Rom, im April 1838.

Wenn die Obrigkeit sich in die Nothwendigkeit versetzt sieht, über einen Verbrecher das Todesurtheil auszusprechen, so sollte sie immer der Sorge für das Seelenheil des Verurtheilten einen aufmerksamen, einen väterlichen Blick zuwenden: Rom vergießt es nie, diese mütterliche Sorge dem zum Tode Verurtheilten zu widmen.

Zum Richtplatz schwankt ein Mensch, entstellt, mit bleichen Zügen,
Der Diener Gottes gibt ihm tröstend das Geleit',
Der rauhe Henker folgt, dem Urtheil zu genügen,
Denn blut'ge Sühne fordert die Gerechtigkeit.

Der ew'ge Richter läßt die bange Seele hoffen,
An Hoffnung ist ja reich und fruchtbar sein Gericht,
Die Vaterarme sind dem reuigen Büsser offen,
Wenn auch der Mensch ihn ächtet, Gott verläßt ihn nicht!

Dem Armen-Sünder reicht der Priester voll Erbarmen
Das Kreuz, das unser Trost, das unsre Hoffnung ist,
Verzeihung ihm verkündend segnet er den Armen —
Es trifft das blut'ge Beil ein Glied von Jesus Christ!

Rom zählt unter seinen frommen Anstalten, welche diese Stadt unter allen Zonen als die Mutter der Nächstenliebe, dieser bezeichnenden Eigenschaft des Katholizismus, verkündigen, ein Institut, einen Verein von Männern, die sich nur dem Beistande der zur Todesstrafe Verurtheilten widmen. Die Glieder dieses Vereines, der den Namen Erzbruderschaft von der Enthauptung des hl. Johannes führt, sind aus dem weltlichen und aus dem Priesterstande; in gerechter Würdigung der werthvollen Dienste, welche der Verein den Armen-Sündern leistet, haben ihn die Päpste mit Vorrechten und Ablässen reichlich begabt.

Hat das Kriminalgericht zu Rom ein Todesurtheil gesprochen, so heften die Mitglieder der Erzbruderschaft am Vorabende der Hinrichtung, in den Viertheilen der Stadt Zettel an, des Inhaltes: daß in ihrer Kirche das allerheiligste Sakrament des Altars ausgesetzt und jeder Rechtgläubige eingeladen ist, vor dem Hochwürdigsten zu erscheinen, und da für den Armen-Sünder einen glücklichen Hingang in die Ewigkeit von Gott zu erbitten. Zu gleicher Zeit lassen sie die nemliche Einladung an die Klöster ergehen. In der Kleidung ihrer Bruderschaft durchwandern sie nun die Stadt, einen Beutel in der Hand, um die Gaben darin aufzunehmen, welche zu Messen für die Ruhe der Seele des Verurtheilten gespendet werden. Um von Ihnen, lieber Carl, nicht einer Nachläßigkeit in der Angabe der bei dieser Gelegenheit obwaltenden Umstände beschuldigt werden zu können, muß ich nachtragen,

daß der Kriminal-Gerichtshof von Rom am Vorabende der Vollziehung des Urtheils dem Vorsteher der erwähnten Bruderschaft die gerichtliche Anzeige macht, daß am andern Morgen zu der und der Stunde, an dem und dem Platze die Hinrichtung eines oder mehrerer Delinquenten vollzogen wird.

Sobald der Vorsteher diese gerichtliche Anzeige empfangen hat, beauftragt er vier oder fünf Brüder, unter denen ein Priester seyn muß, diesen Abend in der Kirche von St. Johann zu erscheinen und sich dann nach dem neuen Gefängnisse zu begeben, welches nicht weit von dieser Kirche entfernt ist. Die Brüder finden sich zur festgesetzten Zeit in der St. Johanniskirche ein, bitten Gott um Beistand und Unterstützung in der so schmerzvollen Verwaltung des Amtes, dem sie sich zu unterziehen haben, und schließen ihr Flehen mit dreimaliger Wiederholung des Gebethes: **O sapientia etc. etc.** Paarweise, im tiefsten Schweigen schreiten sie nun beim düstern Lichte von vorgetragenen Laternen dem Gefängnisse zu, an dessen Schwelle sie von den Kriminal-Kommissären empfangen werden. Geraden Weges begeben sie sich in die Kapelle genannt Conforteria (Ort der Stärkung), bekleiden sich mit ihrer schwarzen Kutte und umgürten ihre Hüfte mit einem grob geflochtenen Hanfstricke. Der Kaplan besprengt sie dann mit dem Weihwasser, und sie treten aus der Kapelle in ein Gemach, worin ihr Vorsteher, jedem von ihnen sein Geschäft anweist. Zwei Brüder, unter dem Namen Assistenten, haben sich vorzüglich mit den geistlichen Bedürfnissen des armen Sünders zu beschäftigen, der dritte verrichtet die Dienste eines Küsters und der vierte hat die ausschließende Bestimmung, alles das, was sich von dem Momente an, wo dem Verbrecher das Todesurtheil angekündigt wird, bis zu dem der Vollstreckung ereignet, in ein eigenes Buch einzutragen, und zwar mit einer Genauigkeit, die auch nicht den geringfügigsten Umstand mit Stillschweigen übergeht. Diese Bücher, die im Archive der Bruderschaft aufbewahrt werden, laufen bis zu einem uralten Datum hinauf, und sind vermöge der merkwürdigen Mit-

theilungen, die sie enthalten, und der Verhaltungsregeln, die sie für verschiedene Fälle an die Hand geben, sehr geeignet unsere Neugierde anzuregen.

Sobald unter diesen Vorbereitungen die Mitternachtsstunde herangekommen ist, treten die Gerichtsdiener in den Kerker des Delinquenten, binden seine Hände und führen ihn über die Stufen einer geheimen, nach der Conforteria auslaufenden Treppe hinauf. Bei der obersten Stufe thut sich eine Pforte auf, und durch sie tritt der Arme-Sünder in einen Saal, worin der Regierungs-Notar seiner harret und ihm das Todes-Urtheil verkündigt. Kaum ist das Urtheil verlesen, so eilen die assistirenden Brüder auf den Verurtheilten zu, nehmen ihn an ihre Brust, stellen das Bild des Gekreuzigten und jenes der Schmerzensmutter vor seinen Augen auf und erschöpfen in trostreicher und ermuthigender Rede Alles, was die Religion an heiligen Gründen zur Milderung der Bitterkeit des Todesurtheils darbietet.

Der erste Augenblick nach geschehener Verkündigung des richterlichen Spruches ist der ergreifendste, der furchtbarste; der Verurtheilte hat kein Gehör, kein Gefühl für die Worte des Trostes und der Ermuthigung; in seinem Ohre und in seinem Innern wiederhallen in gräßlichen Mißtönen nur die Worte: »zum Tode verdammt«; seine Bewegungen sind heftig; seine Trostlosigkeit, seine Angst, seine Verzweiflung steigen oft zu solch einer Höhe, daß er sich in den heftigsten Convulsionen windet. Mit regster Sorge pflegen ihn die assistirenden Brüder; sie flößen ihm eine niederschlagende Arznei ein, und ist es in seinem Geist wieder ruhiger geworden und befindet sich der Körper im Zustande gänzlicher Ermattung, so versäumen sie diesen Augenblick nicht, ihm heilsame Gedanken einzuflößen, und ihn zu einer reumüthigen Beicht vorzubereiten. Diese darf aber der Verurtheilte nicht ablegen, ohne vorher in den Hauptartikeln der Glaubenslehre geprüft worden zu seyn, um sich zu überzeugen, ob er genügend in Allem unterrichtet ist, was er zum Heil seiner Seele zu wissen

nöthig hat. Uebrigens vermeidet man es, den Armen-Sünder durch ununterbrochene Anmahnungen zu ermüden; denn die Erfahrung hat gelehrt, daß zu lange Ermahnungen statt zu unterrichten und zu trösten, den Verurtheilten gewöhnlich zu Aufwallungen reizen, oder mit Widerwillen erfüllen. Die Brüder ziehen sich daher auf Augenblicke zurück und überlassen ihn sich selbst. Da erhebt sich in seinen Innern eine Stimme, die mächtig zu seinem Herzen spricht, und seine aufrichtige Reue verdient ihm die Gnade der Versöhnung. Nach abgelegter Beicht verfügt er über seine übrige Habe; macht, wenn er will, ein Testament und die Worte seines letzten Willens schließt er mit der Erklärung: er sterbe als wahrer Katholik, in dem Schooße der Kirche; er verzeihe allen, die ihm Böses gethan und sein einziger Wunsch sey, Alles Unrecht auszugleichen, das er immer seinem Nächsten zugefügt haben könne.

Während dieser Zeit sagen die Brüder in der Kapelle abwechselnd Bittgebethe her, auf daß die göttliche Barmherzigkeit dem Unglücklichen Kraft verleihen möge, mit Ergebung und Gottvertrauen seinen letzten Gang zu gehen und sein Leben im Frieden des Herrn auszuhauchen. Auch die Brüder legen, einem frommen Gebrauche gemäß, in dieser Nacht ihre Beichte ab und empfangen das heilige Abendmahl während einer der Messen, die vor Tagesanbruch in der Kapelle gelesen werden; denn die Erzbruderschaft von der Enthauptung genießt unter den ihr von den Päpsten ausgefertigten Privilegien das Vorrecht, bei solchen Gelegenheiten um zwei Stunden früher als an andern Tagen Messe halten zu lassen. — Es werden daher, wenn der arme Sünder verlangt, vor Tagesanbruch Messe zu hören, in dieser Nacht mehrere Messen gelesen. In einer derselben empfängt er die hl. Wegzehrung, ohne nüchtern zu seyn, indem es ihm erlaubt ist, vor Empfang des göttlichen Abendmahls, einige Nahrung zu sich zu nehmen, weil dieß der Zustand der Schwäche, in welchem er sich befindet, erfordert.

Mit jeder Minute, die dem verhängnißvollen Augenblicke näher rückt, mehrt sich die Niedergeschlagenheit des Verurtheilten; zur Brust neigt sich der Kopf; die kraftlosen Füße vermögen nicht ihn länger zu tragen. — Unbegrenzt ist jetzt das Bemühen der beistehenden Brüder, ihm Muth und festen Willen zur Ausdauer einzuflößen, auf daß nicht verloren gehen die Früchte der empfangenen Sacramente. — Sie bethen mit ihm die Litaneien der Heiligen, die Stationsgebethe des Kreuzweges, und im Augenblicke des Aufbruches zur Richtstätte beginnen sie aufs Neue die Ermahnungen zur Reue, zur Zerknirschung, und geben ihm den päpstlichen Segen, mit Ertheilung eines vollkommenen Ablasses. Ueberdieß wird ihm auch noch der Segen mit dem heiligen Kreuzpartikel ertheilt.

Während der Arme-Sünder in seinem Kerker diese Wohlthaten frommer Uebungen genießt, hören andere Mitbrüder von der Enthauptung in ihrer Kirche die Messe, alsdann ziehen sie, unter Vortragung eines großen, an dem äußersten Ende mit einem schwarzen Tuche behangenen Christusbildes, zwischen zwei gelben Wachsfackeln, in ihre schwarze Kutte gehüllt, in tiefem feierlichen Schweigen paarweise dem Kerker zu, und nehmen den armen Sünder in die Mitte, um ihn auf seinem Todesgange bis zu den Stufen des Blutgerüstes zu begleiten. Langsam erhebt er sich, und schwankt die Treppe hinab, auf deren Mitte ihm das Bild der heiligen Jungfrau mit dem himmlischen Lächeln des Trostes und der Gnade entgegenblickt. Er wirft sich vor demselben auf seine Knie, und der Priester, welcher ihm Beistand leistet, ermahnt ihn mit wenigen Worten sich vertrauungsvoll dieser Mutter der Barmherzigkeit hinzugeben. Ist dieses geschehen, so erhebt er sich, und steigt vollends die Treppe hinab, und unten findet er das Kreuz, welches den Brüdern zum heil. Johannes auf ihrem Zuge hierher vorgetragen worden. Hier hält der Priester zum Zweitenmale an, und läßt ihn hinblicken nach den Wunden des Erlösers, und ermahnt ihn aufs Rührendste eingedenk zu seyn des vergossenen unschätzbaren Blutes, das die heiligste Liebe hingegeben hat für alle Menschen.

Nur selten ereignet sich der Fall, daß der Arme-Sünder, dem Tode ins Auge blickend, keinen Willen hat, in sich zu gehen und die zürnende Gottheit, vor deren Thron er nach wenigen Augenblicken treten soll, durch Reue und Buße zu versöhnen; aber leider giebt es dennoch solche wahnsinnige, verstockte Böswichte, die darin einen Nutzen zu finden glauben, wenn sie Gottes Zorn zu verhöhnen und die Tröstungen des Beichtstuhles, den Segen der heiligen Wegzehrung von sich stoßen. Bei solcher empörenden Scene entfaltet sich die Bemühung, der Eifer, die würdevolle Stellung der Brüder dieses Vereines in seinem schönsten erhabensten Glanze; ihre innigen Vorstellungen, ihre salbungsreichen Ermahnungen unterstützen sie durch die Thränen des Schmerzes, durch das rührendste Flehen, kurz sie wenden alle ihnen zu Gebote stehenden Mittel an, um das Herz des Verstockten zu erweichen; an ihrer Seite werfen sich selbst die Priester auf die Knie, und rufen zu Gott, sich zu erbarmen der Seele des Unglücklichen, um ihn nicht mit dem zeitlichen Tode auch den ewigen Tod des Sünders sterben zu lassen. — Es herrschte in frühern Zeiten der Gebrauch, die Hände des Verstockten durch die Flamme einer Fackel berühren zu lassen, um ihn einen Vorgeschmack von den Leiden in der ewigen Gluth der Hölle zu geben, um sie dadurch in Furcht vor derselben zu bringen, aber jetzt brauchen die Diener des Herrn keine andern Hülfsmittel, als die Sprache zum Herzen, das Wort der Rührung und der Ueberzeugung. — Verschließt aber der Verstockte mit Starrsinn Herz und Ohr, dann wird die Regierung um Aufschub der Hinrichtung für einige Stunden gebeten, und während dieser Frist nähern sich andere Priester von ausgezeichnetem Wissen, von heiligem Wandel, von siegender Beredsamkeit, um die Kraft ihrer Gaben und ihrer Würde an dem Trotze des Unglaubens und an der Härte des Starrsinnes zu versuchen. — Und fast immer unterstützt Gottes väterliche Huld diese letzten Versuche des werkthätigen Eifers für die Bekehrung des Verstockten. —

Mit gebrochenem Trotze, mit erleuchtetem Herzen, mit heißem Verlangen nach göttlicher Erbarmung faltet dann der Bekehrte, der durch seine Verhärtung kurz zuvor die Umstehenden erzittern machte, die zitternden Hände, wirft sich hin zum reumüthigen Bekenntniß seiner Sünden, und gibt alle Zeichen einer wahrhaften Zerknirschung.

Folgen wir nun wieder dem Verurtheilten. Die Stunde der Hinrichtung schlägt. Der Arme-Sünder wird auf den Karren gehoben, den Rücken nach der Stätte hingewandt, die sein Blut tränken soll. — Auch wir Andern — zürnen Sie mir nicht ob dieser Bemerkung — auch die Bösen wie die Guten haben in dieser Beziehung einige Aehnlichkeit mit dem Armen-Sünder — auch wir wenden unser Haupt ab, auch wir kehren dem Tode den Rücken zu, denn es ist uns zu grauenvoll, ihm ins hohle Auge zu blicken, und doch müssen auch wir in unsere Grube. — Die zwei assistirenden Brüder setzen sich zu den Seiten des Armen-Sünders; der eine lehnt ihn sanft an seine Brust und benetzt ihn mit seinen Thränen, der andere hält ihm ein Bild Jesus und Mariä, vor's Angesicht; Trost und Hoffnung strömen aus dem heiligen Bilde in die Seele des Büßenden, dieses Bild vermindert ihm die Bitterkeit seines Opfers, versüßt ihm den Kelch seiner Leiden, dieses Bild fesselt sein Auge, und entzieht ihm so den Anblick der neugierig gaffenden Volksmenge, die bei solchen Hinrichtungen nie mangelt.

Jetzt hält der Karren an, dem Leidenden wird herabgeholfen; man führt ihn nach einem Saal, dessen schwarzbehangene Wände durch das falbe Licht einer einzigen Kerze nur noch schauerlicher werden. Es ist hier ein Crucifix aufgestellt, welches er unter heißen Thränen umschlingt, er söhnt sich aus mit der ganzen Welt und empfängt die Absolution. Während er nun mit den Brüdern die Sterbgebete und die Uebungen der göttlichen Tugenden verrichtet, kommt der Scharfrichter, verbindet dem Armen-Sünder die Augen, führt ihn auf das Blutgerüst, es fällt das Beil, und — die Gerechtigkeit der Menschen ist gesühnt.

Er hat aufgehört zu seyn, dieser Mensch, der jahrelang vielleicht der Schrecken seiner Mitbürger war; vor dem Richterstuhle des höchsten Richters schwebt seine Seele; die Brüder der Erzbruderschaft von der Enthauptung des hl. Johannes nehmen die Leiche auf, tragen sie in ihre Kirche und geben ihr, nach Empfang der vorgeschriebenen Dispens, eine Ruhestätte auf ihrem Friedhofe.

Obgleich die Werke der Barmherzigkeit als ein wirksames Mittel zur Heiligmachung betrachtet werden, und obgleich Gott selbst gesagt hat, daß vor seinen Augen diese Werke der Barmherzigkeit ein wohlgefälligeres Opfer sind, als die Brandopfer, so sind die Brüder vom hl. Johannes doch zu demüthig, zu anspruchslos, um auf die Worte der Erbarmung, auf die Liebesopfer, welche sie an ihren Mitmenschen in den bangsten Stunden seines Lebens mit solchem Eifer üben, einigen Werth zu legen; nach einem innigen Gebete für die Seele des Gerichteten beten sie ehrfurchtsvoll hingestreckt auf den Stufen des Altares für ihr eigenes Seelenheil und schließen ihre Andacht mit dem Confiteor, um jene Fehler abzubüssen, die sie allenfalls während ihrer Dienstverrichtung aus Nachläßigkeit könnten begangen haben und verlassen erst dann die Kirche, wenn sie von ihrem Kaplane *einen* besondern Segen erhalten haben.

Daß der Arme-Sünder nicht eine rohe Kränkung von den Knechten des Nachrichters zu erdulden hat; daß der Pöbel von diesem Anblicke ergriffen, nur Gefühle des Schauders und des Mitleids kund gibt, und daß es ferner, wie in anderen Ländern so häufig geschieht, vor und nach der Hinrichtung, keine ärgerlichen Auftritte gibt; alles dieses verdanken die Römer der Gegenwart der assistirenden Glieder der Erzbruderschaft von der Enthauptung des hl. Johannes, die oft den ersten Familien des römischen Adels angehören. — Uebrigens findet die Todesstrafe in Rom nur äußerst selten statt.

Gott behüte Sie, mein lieber Carl!

Dreiundzwanzigster Brief.

Rom, im April 1838.

Von jeher, mein Freund, haben die Fremden in Rom einen Frauen = Verein bewundert, welcher beiläufig aus vier und zwanzig Gliedern gebildet, lange Zeit unter dem Priorate der Prinzessin Doria, und unter der Leitung des Pater Ponscileoni stand. Diese Frauen gehörten Alle den ersten Familien Roms an, und waren Herzoginnen, Fürstinnen nnd eine kleine Anzahl Marquisinnen.

Ein sehr aristokratisches Institut! werden Sie sagen, mein theurer Karl. Sie haben Recht; Sie werden auch sagen, daß man der Eifersucht keine Gelegenheit darbieten, sich nicht Vorrechte zueignen soll, die den Stolz anderer Adelsklassen verletzen. In dieser Beziehung haben Sie allerdings recht, doch werden Sie bald eine andere Meinung fassen, sobald Sie die Vorrechte kennen lernen, welche dieser aristokratische Bund genießt. Und diese Vorrechte sind? — Für jeden Sonntag werden zwei von diesen Frauen, gleichsam zum Dienste, in das Spital der weiblichen Unheilbaren bestimmt. Schon zur frühen Morgenstunde finden sie sich im Spitale ein, binden die ächte Schürze einer Krankenwärterin vor, leisten Mithülfe beim Verbande und treten dann an das Bett einer jeden Kranken, kämmen ihre Haare, waschen ihre Hände hören ihre Klagen an, übernehmen Aufträge an ihre Anverwandten, und mit den liebevollsten Tröstungen verbinden sie ein dem Bedürfnisse und dem Zustande der Kranken angemessenes Almosen. Diese Frauen vom Dienste gehen von Bett zu Bett und vertreten die Stelle der abwesenden oder unpäßlichen Wärterinnen mit dem größten Eifer; und so kommen sie oft alle drei Monate an die Reihe zum Krankendienst. Mich hat eine dieser Damen versichert, daß sie mehrere Monate nicht im Stande war, den unangenehmen und schmerzlichen Eindruck zu verwischen, den der Anblick und die

Pflege dieser Unheilbaren auf sie gemacht, und trotz dieses abschreckenden Eindruckes ward ihr Muth und ihre Nächstenliebe nur um so lebendiger und beseelter. Manche dieser Frauen übertraf ihre Vereinsschwestern wahrscheinlich an Gewandtheit in Behandlung der Kranken; ihre Hand war beim Verbande sanfter, ihre Sprache herzlicher. Wenn nun eine solche nach längerer Zeit wieder an das Krankenzimmer trat, da vergaßen die Unglücklichen über dem Anblick der heiß ersehnten Pflegerin das Schreckliche ihrer Lage. — Mit einem Freudengeschrei empfingen sie die mütterliche Freundin und Worte der Liebe und der Segnungen begrüßten sie bei ihrer Annäherung. Werden Sie nun, lieber Carl, in Versuchung kommen, gegen solche Vorrechte der Aristokratie, welche die edelsten Patrizier-Familien Roms üben, die tadelnde Stimme zu erheben? — Ich vermag nicht, Ihnen die Leiden zu schildern, welche diese mitleidigen Frauen während ihres dienstlichen Umganges mit den Unheilbaren zu ertragen hatten bei dem Anblicke dieser verschiedenen Uebel, dieser eckelhaften Wunden und Geschwüre, dieser wirklichen Auflösungen des menschlichen Körpers und dieser Menge schauderhafter Verwüstungen, welche ein unmoralischer Wandel, ein mehr oder minder selbst verschuldetes Elend und die Macht ungezügelter Leidenschaften erzeugt haben.

Und doch bleibt nie eine durch die Entfernung oder den Tod einer Vereinsschwester erledigte Stelle unbesetzt; man hat die Auswahl unter den vielen, vielen Frauen von gleichem Range, die sich lange Zeit um die Ehre und um das Glück beworben haben, den in Erledigung gekommenen Platz einer Vorgängerin einnehmen zu dürfen.

Gelübde, Andacht und Verlangen nach Versöhnung mit Gott haben schon seit den ältesten Zeiten Pilger nach Rom geführt, und die frommen Katholiken der meisten Nationen stifteten da Spitäler und Wohlthätigkeits-Anstalten für ihre Wallfahrter und ihre Kranken. Aus diesen Stiftungen giengen größtentheils die herrlichen Institute zur Pflege und Erhaltung der Kranken, der Greise und der Bresthaften hervor,

deren Sie, mein lieber Carl, in keinem andern Lande so viele wie in den Hauptstädten Italiens vorzüglich aber in Rom, wo sie am vielfältigsten und zahlreichsten sind, finden werden. Das große Hospital vom heil. Geiste in Sachsen — di San Spirito in Sassia, zum Unterschiede von andern Spitälern auch das Erzspital, Archiospedale, genannt, ist das Prachtvollste, das man nur sehen kann. Von Papst Innocenz III. errichtet haben die nachfolgenden Päpste von jeher diesem Spitale eine besondere Aufmerksamkeit und Sorge gewidmet. Es verbindet mit den raumvollsten Gebäuden unermeßliche Einkünfte. Ihre Spitäler in Frankreich haben zwar keine so reichen Einkünfte, wie jene Italiens, aber es befinden sich darin die Kranken doch besser. Frankreich hatte den hl. Vinzenz von Paul, der diesem Lande das Geheimniß gegeben hat, mit wenig Kosten den Kranken und Bresthaften Zufluchtsstätten zu bereiten, in denen eine Ordnung herrscht, deren Vortrefflichkeit auf Bewunderung und dankbare Anerkennung die gerechtesten Ansprüche zu machen hat.

Mit dem Gefühle des Staunens und der Freude findet der Arme, der Ihre Spitäler betritt, in seiner geringen Person den Gegenstand der sorgfältigsten Pflege und Aufmerksamkeit, er segnet die Schwestern, die ihm Trost und Linderung geben, und nach erlangter Genesung verläßt er den Krankensaal nie, ohne die Hände seiner milden Pflegerinnen mit den heißesten Thränen der Dankbarkeit zu benetzen. Diese Einrichtung, die dem Kranken gleichsam wie im Schooße seiner Familie solch liebevolle Pflege gewährt, habe ich in Roms Spitälern nicht gefunden, und dennoch muß ich ihren Vorstehern Gerechtigkeit widerfahren lassen, und kann ihnen für ihre guten Wünsche und fromme Absichten nicht weniger allen Dank bezeugen.

Es ist immerhin eine schöne Sache, sich einer solchen Anstellung zu unterziehen, ich sage Anstellung, und sage es nicht ohne Schmerz, welches Wortes sollte ich mich anders bedienen? Denn wenn

ich mich nicht täusche, so bezeichnen Sie mit der Benennung: fromme Dienste, Handlungen der Hingebung, Werke der Barmherzigkeit, nur jene Dienstleistungen, die allein vom Himmel ihre Belohnung erwarten. — Darf ich auch vollkommen überzeugt seyn, daß die Vorsteher und Beamten der Spitäler in Rom ihren Pflichten mit genauer Erfüllung nachkommen, so wird mir doch Niemand in Abrede stellen, daß Pflichten, denen man sich aus Interesse unterzieht, nicht so hoch zu achten sind, wie diejenigen, denen man sich aus reiner Liebe zu Gott und den Nächsten widmet. Mit kaltem Herzen verwaltet der besoldete Beamte seine Geschäfte, denn sie sind auf eine kalte Berechnung gestützt; aber mit eifriger Thätigkeit, alles wagend, selbst den Tod nicht scheuend, lebt und waltet derjenige in seinem Wirkungskreise, der nicht den gierigen Blick auf Gold, sondern das fromme Auge auf den himmlischen Vater richtet. Man giebt wohl dem Kranken für Bezahlung die Arznei, welche der Arzt verordnet hat, aber ohne freundliche Theilnahme wird man ihm nie die Bitterkeit dieser Arzneien versüßen; nur mit Widerwillen wird man die Hand an seinen Verband legen, nur mit Eckel wird man sein Bett aufpfühlen und ungehört werden seine Klagen an dem tauben Ohre vorüber ziehen. Und so muß ich wieder und abermals wiederholen, wie sehr ich bedauere, daß den ehrwürdigen Töchtern des heiligen Vincenz von Paul, die überall seyn sollten, wo es Leiden zu lindern giebt, nicht die Leitung der Spitäler Roms anvertraut ist, unter der Leitung ihrer Hände würden diese Anstalten zu Tempeln Gottes sich erheben; denn da wo dem Dulder eine Zufluchtsstätte ihre Pforte öffnet, und wo ihm der fromme Sinn die milde Hand reicht da wohnt Gott, da ist sein Tempel. Klimatische Einflüsse, örtliche Verhältnisse und so manche andere Dinge werden als Hindernisse der Einführung der barmherzigen Schwestern in Rom angegeben; wer aber so gut weiß wie ich, daß eine würdige Tochter der Barmherzigkeit überall, im Süden wie im Norden, gleiche Liebeswerke übt, der wird mit mir be-

haupten, daß ein Institut der barmherzigen Schwestern in Rom das nämliche seyn würde, was es in Paris ist, und daß schon ihre Gegenwart allein manche Mißbräuche beseitigen würde, die nur da herrschen, wo diese Schwestern nicht sind.

Die ausgezeichnete Reinlichkeit und der Geist der Ordnung, welcher mich im Spitale des hl. Salvators, das ich gestern besuchte, auf jeder Stelle umgab, und zwar in solchem Grade, wie ich ihn noch in keinem anderen Krankenhause gefunden, ließen mich auf der Stelle vermuthen, daß dieses Spital in den frommen und thätigen Händen von Ordensschwestern sey. Meine Vermuthung ward bald zur Gewißheit, denn ich erfuhr, die Prinzessin Therese Doria Pamphili, deren Name hier mit Segnung und dankbarer Liebe genannt wird — habe im Jahre 1821 den Gedanken erfaßt, in Mitte der hl. Stadt die barmherzigen Schwestern aus Frankreich einzuführen. Da sich jedoch einige Hindernisse erhoben, so stiftete die Prinzessin eine Gesellschaft von Hospitaliterinnen zum Dienste von St. Salvator, unter dem Namen »Schwestern von der Erbarmung« und gab ihnen eine Regel, die die Approbation Leo's XII. erhielt. Die Bescheidenheit, das sanftmüthige Benehmen, die eifrige Sorge dieser Schwestern hat mich aufs Innigste erbaut, und in der Ueberzeugung, daß sie einst für Italien eben so viel Nutzen stiften werden, wie für Frankreich die barmherzigen Schwestern vom Orden des heiligen Vincenz von Paul wirken, richtete ich zu Gott die heißesten Wünsche für ein schnelles Wachsthum und Gedeihen dieser jetzt noch im Entstehen begriffenen Gesellschaft.

Da Rom zur Zeit des Jubiläums der Zusammenfluß unzähliger Pilger aus allen katholischen Ländern Europas ist, so wurden innerhalb seiner Mauern eigne Wohnungen für die Büßer bereitet, welche zur Erlangung des Ablasses heranströmen. Diese finden Aufnahme im Hospital der hl. Dreieinigkeit, — seyen sie auch aus was immer für einem Lande — sobald sie ein Zeugniß ihres Bischofs oder auch nur ihres Pfarrers vorlegen, und haben die ganze Zeit hindurch, welche

ein Statut des Stifters für die Aufenthaltsdauer bestimmt, da zu verweilen! sie werden von Spitalbrüdern mit allen Bedürfnissen, die nur immer ihre Lage erheischt, versehen und erhalten bei ihrer Abreise noch reichliches Almosen. Den Mönchen, welchen der Dienst und die Verwaltung des Hospitals anvertraut ist, schließen sich bei solchen Gelegenheiten Männer aus den ersten Familien Roms an, und halten mit ihnen gleichen Schritt in Verrichtung von Liebeswerken gegen die Fremdlinge. Im Jahre 1825 gab das Hospital der hl. Dreieinigkeit mehr als 200,000 Wallfahrtern Herberge, Verpflegung und Almosen. Wie ist es möglich, werden Sie sagen, den Bedürfnissen einer solch ungeheuren Menge zu steuern? Wenn man nur die Hülfsmittel dieses kleinen Staates betrachtet, so möchte man dieses unbegreiflich finden; aber, mein lieber Freund, der Arm Gottes hat sich nicht verkürzt, der Erlöser ist noch heute der nämliche, der er am See Genezareth war, als er sprach: »mich erbarmt dieses Volk und ich will die Leute nicht zurückschicken, ohne sie gespeist zu haben. Schicke ich sie zurück, ohne daß sie gegessen, so werden sie aus Schwäche auf dem Wege niedersinken, denn viele von ihnen sind aus der Ferne gekommen.« — Ja, es *lebt ein* Gott, und dieser Gott der Liebe und der Erbarmung ist immer mit jenen, die alles verlassen, um ihm zu folgen und das Wunder der Vermehrung der Brode erneuert sich öfter als man denkt.

Rom besitzt mehrere Bewahrungs-Anstalten für junge Mädchen, und die Regeln, welche diesen Anstalten vorgeschrieben sind, verdienen eine wahre Bewunderung, da sie auf weise Unterscheidung und auf zartsinnige Behandlung gegründet sind. — Die Tochter des armen Taglöhners findet eben so gut Aufnahme wie der Sprößling eines in Verfall gekommenen Fürstenhauses, aber das Taglöhnermädchen und die Fürstentochter stehen sich nicht zur Seite, denn jene wird in Handarbeiten unterrichtet, welche ihr einst Brod geben, während diese mit den schönen Künsten vertraut gemacht und

ihr eine Erziehung gegeben wird, die mit dem Range ihrer Geburt, und mit ihren Hoffnungen, zu denen sie diese Geburt berechtigt, in schönstem Einklange steht.

Für Waisen, deren Eltern einst im Genusse des Wohlstandes waren, ist eine eigene Anstalt, die der hl. Maria in Aquiro, errichtet und reich begabt. Die Waisen werden gewöhnlich zu dem Studium der Wissenschaften angehalten und auf solch ausgezeichnete Art gepflegt und behandelt, daß sie das Unglück güterlose Waisen zu seyn, nicht fühlen. So werden die verschiedenen Grade des Unglücks unterschieden, und die werkthätige Nächstenliebe sorgt für Alle, weiß Allen Alles in Allem zu seyn.

Das Hospital zum heiligen Geiste, worüber ich Ihnen schon Einiges mitgetheilt habe, unterzieht sich der Aufnahme der Findelkinder, die entweder die Früchte eines verbotenen Umganges, oder die Sprößlinge entmenschter Eltern sind. Es war gegen Ende des 12. Jahrhunderts, daß dieses Hospital, das erste Institut dieser Art in Europa, vom Papste Innocenz III. gegründet wurde, welcher empört über die Grausamkeit so vieler Mütter, die entweder ihre Kinder in ihrem Schooße erstickten, oder sie in den Fluthen der Tiber ertränkten, die Aufnahme jener unschuldigen Geschöpfe in diesem Hause verfügte.

Gegen die Mitte des siebenzehnten Jahrhunderts wurde von Vincenz von Paul, dem es nur wenige Worte kostete, in Paris eine gleiche Anstalt gegründet; vielleicht hatte der Heilige seine Blicke auf jene von Rom geworfen, oder besser gesagt, ein gleiches Gefühl flößte ihm den gleichen Gedanken ein.

Das Conservatorium der Catechumenen ist eine Anstalt, worin Personen beiderlei Geschlechts, die nicht im Schooße der Kirche geboren sind, aber zum katholischen Glauben übertreten wollen, Aufnahme finden. Hier werden sie 46 Tage hindurch ununterbrochen zur heiligen Taufe vorbereitet, nach deren Verlauf sie ihr Glaubensbekenntniß ablegen. Nach Empfang der

heiligen Taufe verlassen die Männer die Anstalt, den Frauen aber ist ein längerer Aufenthalt gestattet. Wollen sie aus dem Institute treten, um sich zu verehlichen, so erhält Jede eine Aussteuer von 750 Francs; wollen sie aber den Schleier nehmen, so finden sie im Kloster der Verkündigung Mariä willige Aufnahme.

Das Hospitium vom heil. Michael, welches Sixtus V. gestiftet, Innocenz XII. vergrößert und später die Fürsten Odeschalchi beschirmt und durch Schankungen bereichert haben, ist ein Haupt-Sammelplatz des größten Elends und der bedeutendsten Hilfsquellen, es vereint in sich eine Salpetiére und ein Bicétre (Arbeits- und Versorgungshaus); es ist die Niederlage der Bettlergesellschaften von Saint-Quentin, der Heerd der allerniedrigsten Hauswirthschaften, die Jammerhöhle der Unheilbaren. Man findet hier Kinder, Jünglinge und Jungfrauen, Greise und Matronen, aber Alles wohl vertheilt, wohl geordnet ohne störende Vermischung; mit einem Wort, es ist ein Institut von unermeßlicher Größe, das Meisterstück einer Wohlthätigkeits-Anstalt.

Antonio Tosti ist der Präsident und Morichini der Vicepräsident, Prälaten, die sich die allgemeine Liebe und Achtung begründet haben. — Im Arbeitslocal des Tata Giovanni werden die heimathlosen Waisen aufgenommen, und in der Kunst und dem Gewerbe unterrichtet, wodurch Chalons sich auszeichnet; überdies werden sie hier mit der Religion und ihren heiligen Lehren aufs innigste befreundet. Der Zweck des Stifters dieser Anstalt war, die armen Waisen zu Professionisten zu bilden, doch nur die Armen, wie er im Stiftungsbriefe ausdrücklich bestimmte. Selbst ein sehr geschickter Künstler und erleuchteter Christ nahm er sich besonders zu Herzen, diese Kinder dadurch vor dem Elende zu bewahren, daß er sie schon frühzeitig an Arbeit gewöhnte, und um die Früchte seiner hochherzigen Aufopferung nicht zu verlieren, strebte er nur dahin, daß die Waisen ihre Thätigkeit auch noch durch Ausübung christlicher Tugenden heiligten.

Den Armen, die heimathlos herumirrren und in Ermangelung eines Obdaches oder aus Mangel an Geld genöthigt sind, unter freiem Himmel zu schlafen, gab im Laufe des siebenzehnten Jahrhunderts ein sehr würdiger Priester aus dem Fürstenhause Odeschalchi ein Kloster zum heil. Gallus, eine Zufluchtsstätte, worin sie Bett, Suppe, und wie Soldaten sagen, einen Platz am Feuer und an der Kerze erhielten. Er bediente mit eigener Hand diese Armen, brachte ihre zerfetzte Kleidung wieder in guten Stand und krönte seine leiblichen Wohlthaten durch seinen Eifer für das Heil ihrer Seelen, indem er zu ihnen von Gott redete, der sie erhalten. Die Anstalt blieb von den Stürmen der Zeit und ihren verderblichen Einflüssen verschont, und besteht noch gegenwärtig, nachdem sie sich durch die eifrige und weise Leitung der Fürsten Odescalchi allmählig zu einer staunenswerthen Blüthe entwickelt hat.

In St. Ludwig nächst St. Gallus finden Personen weiblichen Geschlechts, die keine Heimath oder kein Obdach haben, ein Nachtlager. Diese Anstalt, welche in Allem der vorhergehenden gleicht, verdanken die Armen einem florentinischen Priester, dessen Namen wohl würdig ist, mit einem Mark-Antonio Odeschalchi auf gleicher Stufe dankbaren Andenkens zu stehen.

Rom enthält noch viele andere Wohlthätigkeits-Anstalten, aber mein Brief würde zu lange werden, wenn ich Ihnen darin Alle beschreiben wollte; übrigens sind sie alle Filiale oder Nachbildungen der bereits beschriebenen, von denen ich Sie unterhalten zu müssen glaubte. Es genüge mir daher beim Schluß dieses Briefes noch beizufügen, daß ich in allen diesen Anstalten eine staunenswerthe Vorsorge, eine vortreffliche Leitung und eine weise Haushaltung und dessen ohngeachtet einen solchen Reichthum an Hilfsmitteln gesehen habe, den man nur der Vorsehung zuschreiben kann. — »Jesus Christus — sagt Herr von Chateaubriand — ist der Schooß, worin die Nächstenliebe, diese reinchristliche im Alterthume unbekannte Tugend, gekeimt und gewachsen ist; diese Tugend hat ihn

hauptsächlich vor dem Ueberreste der Sterblichen ausgezeichnet und ihn als das Siegel der Wiedergeburt der menschlichen Natur bezeichnet.« — Wenn die Geschichte die Wahrheit dieser Behauptung bestättigt, werden Sie dann darüber staunen, daß Gott seinem Stellvertreter genügende Hülfsmittel verschafft, um einer Tugend ein wirkendes Leben zu geben, wovon er selbst so viele überzeugende Beweise geliefert, und deren Ausübung er seinen Jüngern so oft an's Herz gelegt hat?

Leben Sie wohl, mein lieber Carl, ich glaube nun genug gesagt zu haben, um zu beweisen, daß Rom mehr als jede andere Stadt der Welt von dem Geiste der Wohlthätigkeit beseelt ist; doch muß ich noch eine Thatsache anfügen, die ihnen zur Genüge beweisen wird, daß eben dieser Geist einen den Katholizismus vorzugsweise bezeichnenden Charakter hat, da er sich selbst mit dem Menschen beschäftigt, der nicht mehr diesseits ist, und daß der Tod zwar allem aus dem irdischen Leben hervorgegangenen Elende eine unbrechbare Schranke ziehen, aber den Eifer dieses Geistes in keine Grenze einengen kann.

Unter dem Namen: »Die Bruderschaft vom Tode und vom Gebete,« welche die Bestimmung hat, Stadt- oder Landleute, die in der allertiefsten Armuth sterben, ein anständiges Begräbniß zu geben, besteht in Rom ein Verein, unter dessen Gliedern sich ausgezeichnete Männer befinden. Eben so bescheiden als großmüthig bedeckt sie vom Scheitel bis zum Knöchel eine Büßerkutte, und durch dieses Mittel unkenntlich gemacht, weihen sie sich mit allem Eifer den Werken der Barmherzigkeit. Als im Jahre 1598 unter der Regierung Papst Clemens VIII. die Tiber aus ihren Ufern zu solch einer Höhe empor gestiegen war, daß sie zwei Bögen der Triumphbrücke dahin riß und ihre furchtbaren Verheerungen auf einen Umfang von 18 Miglien ausdehnte, da sah man die Brüder dieses Vereines auf die Felder hinaus eilen und die umherliegenden Leichen nach den Friedhöfen von Rom tragen und dort begraben. — Mit dieser aus eigenem Antriebe

übernommenen Pflicht vereinigten sie die glühendsten Gebethe, gaben reichliches Almosen, und ließen für die Ruhe dieser Unglücklichen zahlreiche Meßopfer bringen. Möchten doch die Römer von Erneuerung solch eines Unfalles durch Gottes Schutz verschont bleiben! Sollte es jedoch in des Allmächtigen unerforschlichen Rathschlusse liegen, Rom einst neuerdings heimzusuchen, so würden die Brüder vom Tode und vom Gebethe ihre Dienste mit eben solchen Muthe und solcher Ergebung darbringen. Mit Recht kann man diesen Verein in seinen Gliedern den Tobias des neuen Gesetzes nennen, da sie ein Werk ausüben, dessen Verdienste nicht genug gewürdigt werden können. Aber leider! wollen wir nur große Thaten in großem Glanze, wie sie die alte Roma an dem Auge der Welt vorübergeführet hat. — Denn in unserer Thorheit übersehen wir, daß Thaten, deren Basis nur ein vergänglicher Ruhm ist, auch nur einer vergänglichen Belohnung sich erfreuen dürfen, während gute Werke, welche Gott allein zum Gegenstande haben, wie sie uns das christliche Rom in solcher Vervielfachung darbietet, auch Gott selbst zum Lohn haben werden.

Und nun ein wiederholtes Lebewohl, mein lieber Carl!

Vierundzwanzigster Brief.

Rom, im April 1838.

Haben Sie mein Freund! den edlen Eifer bewundert, welchen die Römer der Linderung jeder Art von Leiden mit solcher Umsicht und solchem Zartsinne widmen, haben Sie in ihrem Innern die Ueberzeugung gewonnen, daß nur die Liebe zu Gott die Grundstütze dieses Eifers seyn kann, so frage ich Sie nun: ist es möglich, daß ein Clerus, der zur Uebung so vieler guter Werke auf's Kräftigste beiträgt, daß ein Clerus, der so viele Wohlthätigkeitsanstalten befördert und aufrecht erhält, daß ein Clerus, der das wahrhafte Muster der

Nächstenliebe ist; und nach den eigenen Worten des Erlösers dadurch das ganze Gesetz erfüllt, im Stande sey, anderseits seinem Nächsten durch ein ungeregeltes und zuchtloses Leben Aergerniß zu geben, und zu den Rügen und Beschuldigungen zu berechtigen, zu welchen einige Schriftsteller mit unverkennbarem Wohlgefallen gegen ihn losziehen? Ich will mich nicht darauf einlassen, auf diese Schmähungen zu antworten, ich weiß ja, daß der Mensch an der Lüge mehr Geschmack findet, als an der Wahrheit; wollte ich mich auch auf eine Erörterung einlassen, so müßte ich, um nur das Wort zu erhalten, und um nur einiges Gehör zu finden, meine ernste Diskussion mit beliebtem Scherze vermengen, und dadurch allmählig die Grenzen überschreiten, innerhalb deren ich mich nach dem Wesen meines Charakters, in meiner Stellung als Mönch, und in Folge mehrerer anderer Rücksichten zu bewegen habe. Aber auch der friedlichste Christ wird zum muthigen Streiter, wann ihn die Kirche, seine Mutter, unter ihre bedrohte Fahne ruft; ich würde daher ein verächtlicher Mitgenosse der Verläumdung, ein Abtrünniger von der Kirche, ein Unwürdiger ihrer Gemeinschaft seyn, wollte ich, der ich mehrere Monate in Rom gelebt, am Hofe des Papstes Zutritt gehabt, die verschiedenen Orden der Geistlichkeit in der Nähe gesehen und den größten Theil der Klöster besucht habe, wie ein Feigling schweigen bei dem Gekreische der Anschuldigungen, welche den päpstlichen Stuhl herabwürdigen und dahin streben, die Kraft des katholischen Glaubens zu lähmen.

Der Stellvertreter Jesu Christi ist mir ein Wesen von zu großer Verehrung, um mich durch Widerlegung der Vorwürfe aufzuhalten, durch welche die Schmähsucht ihn zu verletzen wagen könnte; sein Titel allein entrückt ihn dem Bereiche eines jeden Angriffes, und seine Majestät, zu erhaben über jede Beleidigung, welche die giftige Zunge der Lästerung gegen sie auszustoßen wagte, bedarf keines vertheidigenden Wortes. Die Kardinäle und die anderen Prälaten, auf eine viel niedrigere Stufe gestellt, mit Prüfung aller Angelegenhei-

ten beauftragt, oft das Organ der Strenge, stehen den Blicken der Menge viel mehr ausgesetzt; daher hat sie auch die Kritik so oft zum Ziele ihrer ungegründeten Anschuldigungen gemacht, und es ist bis zu dem Purpur, der sie bekleidet, nichts an ihnen, was der Lästerung nicht Stoff zu bösartigen Deutungen gegeben hätte. Mir ist die Ehre geworden, die persönliche Bekanntschaft vieler Glieder des Kardinal-Kollegiums gemacht zu haben, und ich fühle mich glücklich, so manche unter ihnen, und so manche aus dem Stande der Prälaten unter meine Freunde zu zählen. Welche Freude würde es mir machen, dürfte ich ihre Namen der öffentlichen Verehrung nennen! Um meinen Gefühlen die Theilnahme der Welt zu gewinnen, bedürfte es weiter nichts, als das zu veröffentlichen, was ich mit eigenen Augen gesehen, was ich mit eigenen Ohren gehört habe; aber meine laute Verkündigung würde ihre schlichte Bescheidenheit aufs tiefste verletzen, und ich bringe der Besorgniß solchen Männern zu mißfallen, die Freude zum Opfer, das Lob in alle Welt hinauszurufen, welches diese Männer in so reicher Fülle verdienen!

O ihr edlen Männer, deren Namen ich nicht einmal zu nennen wage, Ihr die Ihr die Asche dem Glanze der Größe vorziehet, Ihr die Ihr, während Euer Geist und Euere Stunden von der Leitung der wichtigsten Angelegenheiten, von der allerschwierigsten Geschäftsführung in Anspruch genommen sind, die Blicke nur von dem irdischen Treiben abwendet, um sie im frömmsten Vertrauen zum Throne des Allmächtigen zu erheben, die Ihr nur nach dem Glücke seines baldigen Besitzes seufzet, o möchte es mir vergönnt seyn, den Schleier zu lüften, der Eure erhabenen, Eure heldenmüthigen Tugenden dem Blicke Eurer Zeitgenossen verhüllt. Auch Du, junger Prälat, der du zwar erst im Blüthenalter des Lebens stehst, aber darum nicht weniger an Würde einer der ersten römischen Prälaten bist, Du, den ich als Kind auf den Knien der edelsten, der besten der Mütter jener Stadt gesehen habe, worin nicht ferne von dem Grabe der hl. Rosalia jene ruht,

welche meinen Kindern das Leben gab; warum ist es mir nicht erlaubt, von deiner engelgleichen Frömmigkeit zu reden, und kund zu machen den Adel deiner Seele, den Reichthum deiner Kenntnisse und die unzähligen Vorzüge, welche deine Klugheit zum schönsten Blüthenkranz zu vereinigen weiß. Ist es mir auch nicht vergönnt, Namen zu nennen, so wird es mir doch wenigstens erlaubt seyn, zu sagen, daß wir in Rom mehrere Kirchenfürsten haben, die im Laufe des Tages, da, wo es ihre Stellung erheischt, im vollen Glanze ihrer Würde einhergehen, die Nächte aber sich mit dem Büßerkleide umhüllen und ihr Lager mit Thränen benetzen, um den Zorn Gottes zu entwaffnen, den unsere Laster erregt haben. Ja ich kann Gott zum Zeugen aufrufen, der meine Hand diese Zeilen schreiben sieht. Vor einigen Tagen besuchte ich einen Kardinal, der krank war, er empfieng mich in einem Bette, welches dem Range dieses Mannes angemessen ist, aber ich wußte, daß er nur in den Stunden, wo sein Amt es erheischte, jene zu empfangen, die Geschäfte zu ihm führten, sich in dieses prächtige Bett begibt, aber ferne davon, schmerzvolle Nächte auf einem einfachen Strohsacke hinbrachte; worüber sein treuer Kammerdiener, der einzige Zeuge der Abtödtungen seines Gebieters, sich nicht zu beruhigen vermochte.

Das heilige Collegium besitzt eine Zierde in der Person eines Kardinals, dessen Namen ganz Europa kennt. Dieser verbindet mit einer hohen Frömmigkeit eine solche außerordentliche und überraschende Sprachkenntniß, daß er deren beinahe vierzig spricht, und alle mit einer Leichtigkeit, welche die Fremden, die Gelegenheit haben, mit ihm zu sprechen, mit Staunen und Bewunderung erfüllt.

Als ich mich eines Tages über diesen weltberühmten Kardinal mit einem der ehrwürdigsten Prälaten von Rom, einem vertrauten Freunde desselben, unterhielt und meine Verwunderung mit den Worten zu erkennen gab: die Erde habe seit der Zeit, als der heilige Geist den Aposteln in ihrem Versammlungssaale die Gabe aller Zungen verlieh, nichts Ähnliches ge-

sehen, versicherte mich der Prälat, daß der Kardinal seinen Reichthum an Sprachen einem Wunder zu verdanken habe, welches Gott gewirkt, um die Nächstenliebe dieses seines treuen Dieners würdig zu belohnen; es habe nämlich dieser Kardinal in seiner Jugend, während der Kriege in Italien seinen Beruf und sein schönstes Glück darin gefunden, Tag und Nacht in die Lazarethe zu eilen, und den unglücklichen Kranken und Verwundeten auf ihrem Schmerzenslager die Tröstungen der Religion zu reichen; aber schmerzlich habe er bei diesen Besuchen den Mangel an Sprachkenntniß gefühlt, da er die Soldaten der verschiedenen Nationen weder verstehen, noch sich ihnen verständlich machen konnte. Raschen Entschlusses widmete er sich nun mit glühendem Eifer dem Studium der Sprachen, und Gott, dessen Beistand er mit Thränen um Erleichterung der Erlernung angefleht Gott der Barmherzigkeit, in Anerkennung solch edler und reiner Absichten, die nur die Nächstenliebe erzeugt hatte, erhörte huldvollst das Flehen seines Dieners, und verlieh ihm diese seltenen Kenntnisse, die ihn über alle seine Zeitgenossen erheben.

Roms Clerus besitzt unter seinen Weltgeistlichen sowie unter seinen Mönchen eine Reihe von Männern, welche im Geruche einer seltenen Heiligkeit und vielseitiger Gelehrsamkeit stehen. Sollten sich in diesem so zahlreichen Kreise von Priestern Individuen vorfinden, deren Betragen im Widerspruch mit der Würde ihres Standes der Menschheit einen entehrenden Tribut zollte, so würde die Kirche die erste seyn, über diese Auswürflinge den Staab zu brechen; und sollte sie je ein solches Uuglück betrüben, so würde es unsere Pflicht seyn, unsere Seufzer mit den ihrigen zu vereinigen. Sein Stand befreit den Priester nicht von allen Leidenschaften, denen der Mensch unterworfen ist; hüten wir uns daher seine Fehler zu vergrößern, oder die Körperschaft dafür verantwortlich zu machen, deren einzelnes Glied er ist. Die Gegner der Geistlichkeit sollen schwätzen, was sie wollen, diese Körperschaft wird durch die treue Anhänglichkeit an ihre Grundsätze und durch deren unveränderliches Bestehen immer zu den Ehrwürdigsten gehören. Die Neuerer

wissen dieses recht gut, aber sie gefallen sich in dem Spiele, die Leichtgläubigkeit der Menge zu belügen, indem sie, wie ich Ihnen, mein Freund, schon früher gesagt, den Wahlspruch ihres Meisters: »Lüget immerhin, die Lüge geht nicht spurlos »dahin,« — getreu befolgen und — lügen. In ihren Ausfällen gegen die römische Geistlichkeit wollen sie die ganze Kirche befehden; um sich davon zu überzeugen, genügt es in Erwägung zu ziehen, daß die Anklagen und Vorwürfe, die sie gegen unsere Kirche erheben, ganz die nämlichen sind, deren sich nur mit andern Worten, unsere irrenden Brüder gegen uns bedienen. »Der römische Clerus — sagen sie — ist ein Sclave des Fanatismus, er impft dem Volke seine Doktrinen ein, er läßt es die Madonna anbethen.« — Ich frage: welche Beweise haben sie für die Anschuldigung fanatischer Umtriebe? Wo und wann wurden neue Dogmen verbreitet, eine verderbliche Moral gepredigt, und der Sünder zu einer entehrenden Buße verurtheilt? Ich für meinen Theil behaupte, daß gerade diese beschuldigten Priester im Vergleiche mit andern Confessionen und der liebevollsten Nachsicht, von der schönsten Toleranz geleitet werden, daß sie bei jeder Gelegenheit die Erbarmung Gottes am schönsten zur Anschauung bringen, und mit der weisesten Unterscheidung die Gnaden vertheilen, deren Spendung ihnen anvertraut worden: Es ist ihr einziges Streben, die Glaubenswahrheiten auszubreiten, denn sie hören nur die Stimme Jesu Christi, der zu seinen Apostеln sprach: »Verkündigt allen Völkern! das Evangelium.« — Mit regem Betriebe arbeiten sie im Sinne dieses göttlichen Zurufes, sie dulden nicht, daß sich das Gesetz Gottes unter dem Scepter unserer Sitten und Gebräuche beuge; und deßwegen beschuldigt man sie des Fanatismus; deßwegen sagt man: sie impfen dem Volke ihre Doktrinen ein (endoctrinent.)« Warum gebraucht man nicht das ganz einfache Wort: »Unterrichten?« — Weil der Gebrauch dem Ausdrucke »Doktrinen einimpfen« (endoctriner) einen gehässigen, einen beleidigenden Sinn unterlegt; daher der Vorzug dieses Ausdrucks.

Sie werden sich hierin nicht täuschen, mein Freund! diese Neuerer wollen darin, daß die Priester dem Volke die Lehre von den ewigen Wahrheiten einflößen, einen fehlerhaften Unterricht finden; nach ihrer Ansicht soll man sich damit begnügen, dem Volke zu sagen: »Lese die Bibel.« Die heilige Schrift ist aber nicht so deutlich, wie sie vorgeben; denn es sind darin viele Stellen, deren Sinn nicht so leicht aufzufassen ist, und würde man fordern, daß die Vernunft allein alles klar und faßlich mache, so hieße das: sich eben so vielen Auslegungen und folglich eben so vielen Glaubensbekenntnissen aussetzen, als es Klügler gibt. Uebrigens steht nicht alles in den heiligen Büchern geschrieben, und es genügt nicht, daß wir blos das glauben und ausüben, was wir in der heiligen Schrift finden. Wir dürfen daher nicht vergessen, daß die Kirche ihrem Unterricht auch die Tradition beifügt, diese zweite Quelle der Offenbarung, welche uns Gott gemacht, und durch welche wir zur Kenntniß mehrerer Glaubenspunkte gelangt sind, welche die heilige Schrift nicht enthält.

Auch haben die Neuerer, durch den Mißbrauch eines ganz einfachen Ausdruckes, sich ein Geschäft gemacht, den Eifer für den Dienst Marias in so manchem Herzen zu schwächen. So lange sie gesagt haben, daß die Geistlichkeit das Volk zu einer besondern Verehrung Unserer Frau verleite, fand Niemand etwas in diesem Ausdrucke, das nicht gerecht und heilsam wäre; denn die Verehrung Mariens gehört zu den ältesten Gebräuchen der Kirche, und selbst Männer von ausgezeichnetstem Wissen und tugendhaftestem Wandel haben sie gelehrt und geübt. Der Name: Unsere Frauverlor nichts von seiner Lieblichkeit in dem italienischen Namen Madonna aber die Gegner dieses Namens erlaubten sich eine freche Parodirung, sie übersetzten ihn in der französischen Sprache mit dem barbarischen Namen: Madone, und die Lippen des Gottlosen sprechen diesen Namen mit einem höhnischen Lächeln aus.

O Ihr Grausamen! wenn Ihr nicht für Diejenige die höchste Ehrfurcht fühlet, die Euch Jesus Christus bei seinem letzten Lebenshauche noch zur Mutter gegeben, Jene, in der der Herr große Dinge gethan und die alle Geschlechter selig preisen sollen, so lästert wenigstens nicht, ich beschwöre Euch darum, die Zuflucht der Sünder, die Trösterin der Betrübten!

Wir haben nie daran gedacht, der Mutter Maria die nämliche Verehrung darzubringen, wie ihrem Sohne, Sie, die Dienerin, die Magd des Herrn, würde eine Huldigung zurückweisen, die ihr nicht gebühret. Wir beschränken uns, ihr mit kindlichem Vertrauen unser Herz zu erschließen, und um ihren Schutz, um ihre Fürsprache zu bitten, das ist die Verehrung, die wir ihr darbringen und zwar in der lebendigen Ueberzeugung, daß sie das Flehen des Dulders um ihre Fürbitte nicht unerhört läßt, und daß sie die Mittlerin ist, durch welche alle göttlichen Gnaden sich in reicher Fülle über die Welt hin verbreiten.

O heil. Jungfrau Maria, noch waren die Welten nicht, Gottes säende Hand hatte sich noch nicht über den unermeßlichen Räumen aufgethan, hatte sie noch nicht hingestreut, wie die Sandkörner am Ufer des Meeres, und doch warst du schon dem Gott der Heiligkeit und Macht ein Gegenstand des Wohlgefallens und der Liebe, und doch warst du schon im ewigen Lichtglanze berufen zum Ruhme und zur reinsten Mutterliebe. Mögen alle Geschöpfe dich loben und preisen!

O heil. Jungfrau Maria, noch waren die Welten nicht, Gottes säende Hand hatte sich noch nicht aufgethan über den unermeßlichen Räumen, hatte sie noch nicht hingestreut, wie die Sandkörner am Ufer des Meeres, und schon hat Gott von den Höhen der Ewigkeit herab die Erschaffung, die Unschuld, den Fall des Menschen und dessen Wiederaufrichtung durch einen Erlöser gesehen; und im geheimnißvollen Rathe der Allerheiligsten Dreieinigkeit bist du erwählet worden zur Mutter dieses Erlösers, und dieser Erlöser sollte ein Gottmensch seyn. Dir sey Lob und Preis von allen Geschöpfen!

O heilige Jungfrau Maria! Du bist die Mutter des Wortes, das Fleisch geworden! Nie hat die Sünde Adams deine Unschuld befleckt, nie konnte die Schlange, deren Kopf du zertreten solltest, sagen: Du gehörst mein. Deine Seele ist rein wie das ewige Licht des Himmels, und ihre Reinheit ward nie durch den Nebelflor der geringsten Schuld, der geringsten Schwäche umschleiert. Deine Empfängniß, deine Geburt, deine Unbefleckтheit und deine Heiligkeit glänzen in den unermeßlichen Räumen der Ewigkeit wie die Gestirne in der Wölbung des Himmels. Dir sey Lob und Preis von allen Geschöpfen!

O heilige Jungfrau Maria, als das Blut deines Sohnes von den Höhen des Kreuzes herab auf die sündhafte Erde niederfloß und als du es der göttlichen Gerechtigkeit zum Opfer für das Heil des Menschengeschlechtes dargebracht hast, da hat dich dieser dein Sohn, vom Schmerze verzehrt, als die Mutter aller Menschen verkündigt, und alle Menschen waren am Fuße des Kreuzes in der Person des geliebtesten Jüngers vertreten; wahrlich, da hast du gesagt in diesem feierlichen Augenblicke, wie im Anfange der Fleischwerdung des Wortes: „Mir geschehe nach deinem Worte!“

Mögen alle Geschöpfe dich loben und preisen!

O heilige Jungfrau Maria, Mutter Gottes und der Menschen! Du bist wirklich die Gesegnete aller Orten des Weltalls. Dich ruft an der Schiffer, dessen Kahn die stürmenden Wogen nach dem Abgrunde hinreißen; Dich ruft an der Krieger, dem dein Bild im Schlachtgewühle und in den Gefahren des blutigen Kampfes ein schirmender Schild ist; Dich ruft an der junge Priester wie der Einsiedler bei den Versuchungen ihrer Tugend: Dich ruft an die Mutter, indem sie dir das neugeborne Kind weihet; Dich ruft an der Sterbende, die du bist sein Anker und sein Trost; Dich rufen an die Könige und legen ihre Kronen zu deinen Füßen; Dich rufen an der Hirt und die Heerde unserer Kirche, und Alle vereinigen ihre Stimme, um deine Größe zu verherrlichen. Dir sey Lob und Preis von allen Geschöpfen!

O heil. Jungfrau Maria, Mutter Gottes und der Menschen, von den Himmelshöhen herab breitest du deinen Königsmantel über die Völker, die dich anrufen, über unzählige Schaaren deiner Kinder, die zerstreuet sind in diesem Thale der Zähren und nach dir seufzen und nach dir rufen. — Du siehst sie alle, Keines entgeht deinem Mutterblicke, Du zählest ihre Häupter in den Schooß Gottes bei dem Strahle des ewigen Lichtes, wie der Hirte seine Schafe zählt beim leuchtenden Sonnenlichte. Lob und Preis sey dir von allen Geschöpfen!

Heilige Jungfrau Maria, Mutter Gottes und der Menschen! — Du seyst nach Gott mein erster Lobgesang, und ich werde dich auf Erden loben und preisen, so viel ich dich loben und preisen kann; — und hat der Tod mein Herz gebrochen und ist der Ton meiner Zunge erstarrt, so werde ich eingehen in die Ewigkeit und mit dem dreimal heiligen Gotte dich erhabene Mutter Gottes und der Menschen loben und preisen! Amen.

Nun leben sie wohl, mein Freund, ich gehe nach Santa-Maria-Maggiore.

Fünfundzwanzigster Brief.

Rom, im April 1838.

Werde ich Ihnen auch in diesem Briefe von dem Zustande des öffentlichen Schulunterrichts keine vollendete Zeichnung, sondern nur leichte Umrisse geben, so werden doch schon diese genügen, um Sie in den Stand zu setzen, die Beschuldigung der Unwissenheit, die man so gerne auf dem Römer lasten läßt, kräftig zurückweisen zu können.

Rom hat einen noch der Vorzeit angehörenden Stadttheil, unter dessen Bewohnern sich bis zu unserer Zeit größtentheils noch der alte römische Charakter, etwas entschlossen, etwas derb, mitunter auch etwas wild fortgepflanzt hat; da taucht

aus einem Haufen ernster Männergesichter der Kopf eines Cato, eines Cincinnatus, selbst eines Brutus auf; da wird noch der Pflug, bei Gelegenheit auch der Karabiner und der Dolch gehandhabt; da weiß ein Jüngling das Stilet mit Zierlichkeit zu werfen und aus Tradition über das Janiculum und das alte Kapitol zu plaudern. In diesem Stadttheile Roms, wo die Männer- und Frauengestalten nichts Aehnliches haben mit denen am andern Ufer der Tiber, und wo überhaupt das ächt Römische, vielleicht auch das ächt Christliche vorherrschend ist, gieng ich umher, bald Dieses bald Jenes betrachtend, und nach Diesem und Jenem fragend, als ich auf einer Anhöhe einen freundlich gelegenen Pavillon im geschmackvollen Style gewahrte. — Neugierig nach dem Namen des Besitzers, erfuhr ich von einem alten Manne, daß er vor Kurzem in den Besitz französischer Nonnen gekommen sey. — Nun war ich noch neugieriger, zu erfahren, von welcher Regel diese Frauen seyen. Auf meine Frage sagte er: — Das sind lauter Prinzessinen, und die Mutter Aebtissin ist eine Base des Königs von Frankreich. — Wißt Ihr, wie sie heißt? — Ihren Familiennamen weiß ich nicht; aber seit der Cholera nennt man sie nur die Almosenpflegerin. — Nun hatte meine Neugierde ihren höchsten Grad erreicht, und da sie hier nicht befriedigt werden konnte, so eilte ich wieder auf das jenseitige Ufer der Tiber, und zog genauere Erkundigungen ein. Dieses adeliche Frauenstift zum heiligen Herzen von Paris, das bereits mehrere Jahre auf dem Dreifaltigkeitsberge begründet war, hatte vor Kurzem die Villa Lante an sich gebracht, und in ein Novizenhaus umgewandelt, und die General-Oberin war zur feierlichen Eröffnung dieses Noviziats nach Rom gekommen, um dasselbe durch ihre Gegenwart gleichsam einzuweihen. — Mit dem gültigsten Rechte ward ihr von dem guten Alten die Benennung: Almosenpflegerin gegeben, denn diesen ehrwürdigen Titel hat sich die gefühlvolle Frau in Rom durch ihre Wohlthätigkeit begründet, da sie an vielen Waisen Mutterstelle vertrat. — Daß der

wackere Greis dieselbe zur Base des Königs von Frankreich erhob, mag wohl daher kommen, daß er falsch unterrichtet war, oder von ihm die Tugend der Großmuth als eine erhabene, als eine königliche Tugend gewürdigt wurde; ich theile diese Meinung vollkommen mit ihm. — Indessen, wie dem auch sey, diese Aebtissin ist schlichtweg die herzensgute und achtbare Mutter Bara. Es gewährte mir ein sehr großes Vergnügen, zu hören, daß Kardinal Lambruschini, dieses eifrige Kirchenlicht, die Congregation des heiligen Herzens von Paris in Rom eingeführt und daß sie Leo XII. bestätigt hat; dem einsichtsvollen Oberhirten war die bedürfnißreiche Lage seiner Stadt Rom nicht fremd und er wußte recht wohl die Mittel zu wählen, durch die man diesen Bedürfnissen begegnen konnte. — Mit dem herzlichen Wunsche, daß dieses Institut alle Segnungen des Himmels genieße, vereine ich die Empfindung wahrer Freude, dieses Institut im Mittelpunkte der Hauptstadt der Anhänger Christi begründet zu sehen; und obgleich Trappist freut es mich den Unterricht und die Frömmigkeit mit der Anmuth einer guten Erziehung verknüpft zu sehen; ein Kleid, welches ihnen sehr gut stehet, und welches sogar unumgänglich nothwendig geworden ist.

Gegenwärtig besitzen die Frauen vom heil. Herzen drei Häuser in Rom: das erste vom Dreifaltigkeitsberge, ein ehemaliges Kloster auf dem Berge Pincio, kann man das Erziehungshaus der Edelfräulein von Rom nennen. — Die vorzüglich schöne Kirche, berühmt durch die wunderlieblichen Melodien des englischen Grußes, die dort ertönen, steht als ein vorspringendes Nebengebäude dem Hauptgebäude zur Seite, und die weiten Gärten sind mit bewunderungswürdiger Kenntniß der klimatischen Anforderungen angelegt und benützt. — Die Oberin, Frau von Cauzaus, leitet diese Anstalt mit einer Umsicht, Ordnung und Herzensgüte, die ihr die kindliche Liebe ihrer Untergebenen und die achtungsvollste Anhänglichkeit Aller welche sie kennen, erworben haben. — Auf dem jenseitigen

Ufer der Tiber, in einem zweiten Erziehungshause, zur heiligen Rufina genannt, beschäftigen sich die leitenden Frauen vom heiligen Herzen mit der Erziehung und dem Unterrichte der Kinder armer Familien, wo sie aber mit vielen Schwierigkeiten zu kämpfen haben, da man in diesem Stadtviertel nicht viel auf Unterricht hält. Welche Geduld gehört dazu, diese widerspenstigen kleinen Mädchen zur Arbeit zu bringen, die wohl gerne den englischen Gruß und den Rosenkranz bethen lernen, die sich aber nur sehr schwer bestimmen lassen, darüber hinaus zu gehen!

Die Villa Lante, die dritte Anstalt und wie bereits gesagt, zum Novizenhaus für die römische Provinz bestimmt, hat eine bezaubernde Lage auf einem der höchsten Punkte ihrer Umgebung und eine Aussicht in die weite Ferne hin, wovon das Auge entzückt wird. Von diesem Punkte aus übersieht man Rom mit seinen unzähligen Schönheiten und Abwechslungen; und die Tiber, die Kirchen mit ihren Kuppeln, die Belvederen, die verschiedenen Thürme, das der Ewigkeit trotzende Coliseum geben ein Panorama, dem kein Gemälde gleichkommen kann. Die Jungfrauen, welche auf die prächtigen Palläste der innern Stadt verzichten, um sich in diesen Mauern zu verschließen, haben sicherlich nichts verloren, denn als Ersatz für die Erzeugnisse der Kunst finden sie hier eine herrliche Natur, diese reichen, diese malerisch-bunten Umgebungen von Lante mit seinen Citronen-Hainen, seinen Orangewäldchen, mit diesen über die Grenze des Gesichtskreises sich verlierenden Alleen, mit dieser Aussicht, die kein Auge zu ermessen vermag und mit dieser Luft, deren Reinheit, deren erquickende Frische, deren ätherische Düfte dieses Lante wie ein zweites Frascati umwehen. — Die Fremden, welche das Institut besuchen, werden von den Klosterfrauen auf eine sehr angenehme Weise empfangen; mit der zartesten Bescheidenheit und rein-jungfräulicher Würde vereinen dieselben den Anstand feiner Bildung und die herrlichsten Eigenschaften.

Das römische Collegium, welches Papst Leo XII. mit allen früheren Privilegien den Jesuiten übertragen hat, ist unstreitig die erste und vollständigste Lehranstalt Roms. Dieses ist eine Hochschule, an welcher, mit Ausnahme der medizinischen und juridischen Facultäten alle anderen Zweige der Wissenschaft unentgeldlich docirt werden. Das Collegium ertheilt den Doktor-Hut der Philosophie und der Theologie. — Verschiedene Erziehungs-Anstalten schicken ihre Zöglinge in die Vorlesungen zu den Jesuiten, und man zählt daselbst über 2000 Schüler. Dieses Collegium hat eine ausgezeichnete umfassende Bibliothek, besitzt sehr werthvolle Handschriften, ein Antiken-Kabinet, den Gelehrten unter dem Namen: »Kircherianisches Museum — Kircherianum, nach dem Namen seines Stifters — bekannt, und eine mit den vortrefflichsten Instrumenten reich ausgestattete Sternwarte. — Man kann von diesem Collegium romanum mit Recht sagen, daß es nicht nur allen Ansprüchen vollkommen genügt, sondern jede Erwartung übertrifft. Diese Ordnung, diese Regelmäßigkeit, diese Präcision in allen Uebungen, diesen Eifer, diese Güte von Seiten der Lehrer, diese Achtung, diese Gelehrigkeit von Seiten der Zöglinge findet man nirgends wieder. Ich muß gestehen, ich war erstaunt, unter diesem glühenden Himmel solche Sittsamkeit, solch eine Geistesammlung selbst bei den Externen (Stadtschülern), welche die Lehrkurse besuchen, zu finden. Es liegt aber in dem Charakter der Gesellschaft Jesu, daß sie sich unter allen Zonen und in allen Verhältnissen gleich bleibt; niemand wird die glücklichen Resultate ihres Unterrichts verkennen, und das Uebergewicht, welches sie auf dem Lehrstuhle über andere behauptet, genügt, ihren Gegnern Stillschweigen aufzulegen. Glücklich sind die Jünglinge, die den Unterricht der Jesuiten genießen, und diesen Schülern sey es eine heilige Pflicht, nicht nur durch Fortschritte im Wissen, welche sie so sichtbar machen, sondern auch durch die aufmerksamste Bewahrung eines unbescholtenen Wandels die eifrige und sorgsame Bemühung ihrer Lehrer zu ehren und dankbar zu belohnen.

Die Universität della Sapienza, *) eine Hochschule, die alle Facultäten in sich faßt, verdankt ihre Berühmtheit mehr den Erinnerungen an ihre frühere Größe, als dem Erfolg ihrer gegenwärtigen Leistungen. Die Lehrstühle, sind theils mit weltlichen, theils mit geistlichen Professoren besetzt; diese aber bilden nicht jenen geschlossenen Körper, der für die Einheit des Unterrichts so nothwendig ist. Uebrigens bedarf das große Talent nur der Hinweisung auf den rechten Pfad, um rasche und glänzende Fortschritte zu machen; daher auch aus dieser Akademie ausgezeichnete Jünglinge hervorgehen.

Ich finde, daß die Sapienza in ihrer Organisation ein wenig zu viel den medizinischen Schulen in Frankreich oder den deutschen Universitäten gleicht. Ueberdieß ist sehr zu bedauern, daß die dem Priesterstande sich widmenden Jünglinge mit denen, welche einst einen rein weltlichen Beruf ausüben sollen, in bunte Vermengung gebracht werden. Ihre Lebensweise soll eben so verschieden seyn, wie ihr Unterricht; denn Regeln und Vorschriften, die für junge Weltleute ganz geeignet seyn können, reichen, meiner Meinung nach, nicht hin, um dem Altare des Herrn würdige Priester heranzubilden.

Rom zählt außer dem **Collegium romanum** und der Universität della Sapienza noch viele Lehranstalten für die Vorbereitungsstudien, in welcher die Anfangsgründe der schönen Wissenschaften von ausgezeichneten Lehrern gegeben werden. — Auch für die Kinder armer Familien ist eben so umsichtig als wohlthätig gesorgt, indem ihnen unzählige Schulen zum unentgeldlichen Besuch geöffnet sind: daher der Römer, der seine Kinder im Schlamme der Unwissenheit versinken läßt, viel straffälliger ist, als der unbemittelte Familienvater jeder andern Stadt; in der That, die Zahl der Schulen, worin der Unterricht gratis ertheilt wird, geht beinahe ins Unendliche, und der Proselytismus für Ertheilung

*) Von den Päpsten Innocenz IV. 1245, Bonifaz VIII. 1303 und Clemens VI. 1348 erbaut. Anm. d. Uebers.

des Unterrichts bietet in Rom einen charakteristischen Zug nicht nur der höhern Klasse, sondern der Person aller Stände, die ihre frommen Gesinnungen mit dem regsten Eifer für Belehrung beseelen.

Aus voller Ueberzeugung wiederhole ich Ihnen, mein Freund, daß die Stadt Rom eben so gut der Muttersitz des Unterrichts als der Schooß des Glaubens genannt zu werden verdient; denn in ihrem Bereiche bietet die Religion unter dem leitenden Walten des heiligen Geistes, dieses ewig leuchtenden Lichtes, die reichsten Quellen dar, aus welchen Alle, der Knabe und das Mädchen, der Jüngling und die Jungfrau der Sprosse des Fürstenhauses wie der Sohn des Taglöhners für Geist und Herz schöpfen können; in Rom wird rastlos die kräftige Geißel zur Verbannung der Unwissenheit und des Irrthums geschwungen; — in Rom, in diesem von der gewissenlosesten Verleumdung angefeindeten Rom wird der Literatur und der Gelehrsamkeit mit thätiger Hand die schönste Bahn geöffnet und geebnet; für Rom ist die würdige Besetzung des Beichtstuhles und die Heranbildung eifriger Verkündiger des Evangeliums ein Gegenstand der sorgsamsten Beachtung und der thätigsten Mühe.

Mit Gott, mein lieber Carl.

Sechsundzwanzigster Brief.

Rom, im April 1838.

Sie klagen theuerer Freund, über Mangel an geregelter Ordnung in meinen Briefen aber wie ich Ihnen schon sagte, muß ich mich ja darauf beschränken, am Abende die Eindrücke für Sie niederzuschreiben, die der Tag in meiner Brust zurückgelassen hat, und damit glaube ich mein Tagwerk vollbracht zu haben; auch habe ich nicht im Auge, Sie durch eine zierliche Diction angenehm zu unterhalten; mein einziges Streben ist, Ihr Interesse an meinen Mittheilungen zu erregen, wenn

ich auch alle die Freiheiten in Anspruch nehmen muß, zu welchen diese Art schriftlicher Unterhaltung berechtigt.

Es war gestern zur Zeit des Gebetläutens, und die Nacht dunkelte schon heran, als ich in eine Kapelle trat, welche mit dem Collegium Romanum zusammenhängt, und unter der Aufsicht der Jesuiten steht. Es wurden Gebethe gehalten, die beinahe so ernsten Inhaltes waren, wie sie der Trappist bethet; den Gebethen folgte eine sehr gründliche Belehrung über die Leiden unsers Erlösers. Ich erwartete, daß der Segen diese Andachtsübung beschließen würde und daß dann jeder der Anwesenden — Frauen haben keinen Zutritt in diese Kapelle — sich in Frieden zurückziehen könnte, als auf einmal wie durch einen Zauberschlag alle Lichter erloschen, und nächtliche Dunkelheit die Versammlung umgab. Ach, mein Gott, sprach ich im Innern, was sollen solche Vorbereitungen bedeuten? Da ertönte das Geklirre von Schlüsseln und eine Thüre wurde mit Geräusch geschlossen, Neugierig und mit geschärftem Ohre der Dinge lauschend, die da kommen würden höre ich nach einer Grabesstille von einigen Minuten eine Stimme, die in tiefem feierlichen Tone sprach:

»Christus ist für uns gestorben, er hat durch seinen Tod »für unsere Missethaten gebüßet. Laßt uns nach dem Bei»spiele des heil. Paulus durch Kreuzigung unseres Fleisches »erfüllen, was seinem Leiden mangelt; Muth! meine Brüder, »bringen wir unsern Körper zum Opfer dar, auf daß wir »würdig werden der Vergebung unserer Sünden, und auf daß »wir jene arme Seele, die am meisten verlassen ist, aus der »Pein des Fegfeuers erlösen mögen.« Alsbald intonirten einige Stimmen das Miserere, und es ließen sich gleich einem Hagel die fallenden Schläge der Geißeln und der Gürtelriemen vernehmen. Welch ein Augenblick! Welch eine Ueberraschung! Solche Töne sind den Trappisten nicht fremd, keine einschüchternde Erscheinung; aber dennoch durchrieselte mich ein Schauer, und nie hatte mein Herz unter den strengen Abtödtungen meines Klosters in so heftiger Bewegung geschlagen. Soll ich

Ihnen eine Beschreibung geben von dem was ich da fühlte, was ich mir da sagte, welche Vorwürfe mir da mein Gewissen machte, welche fromme Entschlüsse ich da faßte, — das sind aber so viele unmögliche Dinge. Die Geißelung dauerte fort, bis zum Schluße des Bußpsalms, der in einem ernsten und ergreifenden Tone abgesungen wurde; selbst nach Beendigung des Miserere währten die Geißelhiebe noch fort, und erst der dritte Glockenschlag konnte denselben Einhalt thun, da der glühende Eifer der Büßenden den ersten entweder nicht hörte, oder nicht hören wollte. Ich war einige Zeit unschlüssig, Ihnen dieses zu erzählen, und würde diese Erscheinung auch mit Stillschweigen übergangen haben, hätte mich nicht die Erwägung, daß sie ein Sohn unserer Kirche sind, und daß, obgleich Sie mitten in der Welt leben, Sie doch die Grundsätze der Welt nicht theilen, dazu bestimmt, Ihnen Mittheilung davon zu machen. Für die leichte Bemerkung eines unbärtigen Philosophen, der nie über die Sünde und ihre Strafen nachgedacht: »daß es abgeschmackt und nutzlos sey, den Körper zu peinigen, da der Mensch für den Genuß des Glückes und nicht für dessen Zerstörung geschaffen sey; daß ähnliche Excesse nur von obscuren Mönchen eingeführt seyn könnten, daß aber jetzt die Vernunft das Evangelium klar gemacht und breitere Pfade zum Himmel angedeutet habe.« — Dafür habe ich keine Entgegnung, da jedes Wort verloren wäre. — Um Menschen von solchen Maximen die Augen zu öffnen, bedarf es einer anderen Autorität, als der meinigen, daher weise ich sie an den heil. Paulus, der an sich selbst die strengste Härte ausübte, und durch sein Beispiel und seine Predigten das Heilvolle der eignen Abtödtung, der Züchtigung des Fleisches beurkundete, und das ewige Leben denjenigen verhieß, die durch Ausübung solcher Strenge den Körper in die Bande des Geistes legen, den Geist aber nur Gottes Willen und Beschlüssen unterthan machen.

Man kann nicht wohl von der Nothwendigkeit und der heilsamen Frucht der Bußübungen sprechen, ohne daß man an

jene Mönche denkt, deren Gelübde und eigener Eifer die Ausübung heilsamer Strenge an ihrem Körper zur Pflicht machen; daher will ich Ihnen einiges über die Karthäuser in Rom sagen; — ohne mein Ziel aus dem Auge zu verlieren. Rom hat an einem seiner äußersten Enden, gleichsam im Mittelpunkte der unförmlichen Ueberreste der Bäder Diocletians ein Karthäuserkloster von wirklich bewunderungswürdiger Schönheit, die aber gleich jener der Königstochter ganz in sich selbst versteckt ist. Das Kloster nach dem Plan des Michel-Angelo erbauet, ist sehr umfangreich, sehr regelmäßig und sehr reich. — Der Kreuzgang umschließt Gartenbeete, die sehr fleißig angebaut sind und zur Ziehung der Küchengewächse für den Bedarf des Klosterhaushaltes benützt werden; eine sehr reiche Orangerie beschattet die Pflanzenbeete. — Die geräumige Kirche liegt wie in einem Verstecke, aber sie ist im Innern ein Meisterwerk der Architektur; man durchwandelt sie auf einem Pflaster von sehr kostbarem Marmor und die Wände sind mit kunstvollen Malereien bekleidet, — worunter ein Bild des hl. Sebastian, von Domeniko *) unsere Blicke fesselt. Welch eine Poesie, welch eine Erhabenheit, sowohl im Ganzen als in den einzelnen Theilen! welch ein edler Ausdruck in Haltung und Gestalt des Heiligen! — Da steht er, der Martyrer, am Stamm eines Baumes, mit zusammen geschnürrten Armen, deren Bande um den Baum geschlungen sind. Einige dieser Bogenschützen schicken sich an zur martervollen Peinigung ihres Opfers, und der Heilige, Ergebung und Hoffen in himmelwärts gehobenem Auge, erblickt in den Wolken seinen Erlöser, der ihm die Siegespalme reicht.

Dieses Wunder der Kunst fesselte mich so sehr, daß ich mich kaum von demselben loßreisen konnte.

Dieses Kloster hatte für mich um so größeres Interesse, als es seit einigen Jahren von französischen Mönchen aus

---

*) Domenico Zampieri (bekannter unter dem Namen Domenichino) einem berühmten Maler der lombardischen Schule.

der großen Karthause übersiedelt, bewohnt wird, unter denen es eine Zufluchtsstätte für Büßende, eine Schule der Tugend und Heiligung geworden ist.

Mit Gott, mein guter Carl!

Siebenundzwanzigster Brief.

Sacro-Speco, den 8. Mai 1838.

Mein lieber Carl, wenn der Nachkomme berühmter Männer, denen Niemand Alter noch Verdienst abspricht, in seiner Brust ein Verlangen tragt, die Hufe Landes aufzusuchen, wo einst seine Ahnen gelebt und gewirkt hatten; wenn er, ganz erfüllt von seiner Größe, die Sehnsucht fühlt, zurückzugehen bis zur Wiege seines Stammes, so ist dieses ein natürliches, ein löbliches Gefühl, warum sollte nicht auch ich, mein lieber Freund, diesen Wunsch, diese Sehnsucht empfinden, wenn ich im Drange der Geschäfte, die mich an Rom fesselten, gedachte, daß nur dreizehn Meilen die Höhle entlegen war, in welcher der Stifter des abendländischen Mönchthums eine ununterbrochene Reihe von Jahren gelebt; jene für alle kommenden Jahrhunderte gleich ehrwürdige Höhle, in deren nächster Umgebung er mehrere Zellen errichten ließ, und die er nur verlassen hatte, um auf dem Monte-Cassino das berühmte Kloster zu stiften, welches fortan der Hauptsitz seines Ordens war. —

Indessen muß ich Ihnen gestehen, nicht die Sehnsucht allein, diese heilige Grotte zu betreten, sondern ein noch viel mächtigeres Gefühl zog mich hin zu dieser glücklichen Einsiedelei; dieses war das Gefühl meiner Würde als Mönch, als Priester. Ja, mein Theuerster, als ein unwürdiger Jünger Benedicts, jenes an Seelen-Adel und Heiligkeit gleich großen Mannes, fühlte ich das Bedürfniß, meinen Eifer zu stählen zur Erfüllung meines Berufes; ich stellte mir vor, das Kloster, welches diese Höhle umschließt, und deswegen

Sacro=Speco genannt wird, würde mächtiger zu meiner Seele reden, und meine Brust mit den heilsamsten Betrachtungen erfüllen. Dieser heilige Wallfahrtsort, welcher selbst den größten Theil der Fremden anzieht, mußte daher für mich noch eine besondere Anziehungskraft haben. Orte, welche durch die Anwesenheit von Personen bezeichnet sind, die wir verehren, bringen immer auf unsere Seele einen tiefen Eindruck hervor, selbst auch dann, wenn diese Personen vor uns gelebt haben; wir glauben dort noch ihre Fußtapfen zu finden, und in der heiligen Stille der Höhlen, worin sie sich so gerne ihren gottseligen Betrachtungen überließen, umschwebt uns ihr Geist. —

Schon war ich zu dieser kleinen Reise entschlossen, als mir die Annäherung der Woche, welche der morgenländische und abendländische Ritus wegen der wichtigen Geheimnisse die während derselben gefeiert werden, gemeinschaftlich die große Woche nennt, noch einen Grund mehr gab, sie nicht länger zu verschieben. Denn es waren jene Tage, an denen dem Tode seine Sense entrissen, und den Menschen zur Gemeinschaft mit den Engeln die Himmelspforte geöffnet wurde. Wenige Jahre vorher hatte ich das Glück genossen, diese Woche in der Nähe des heiligen Grabes, im heiligen Grabe selbst hinzubringen. Nie wird die Erinnerung an jene Tage in meiner Seele untergehen. Ja, ich glaube sie noch zu sehen, jene Stelle, wo Joseph den entseelten Körper des Erlösers eingesenkt hatte; aber wer kann mir jene süße Ruhe, jenes feierliche Schweigen gewähren, welches mich damals umschwebte, wer jenes nächtliche Dunkel, das mich damals umfloß, und welches mich an die Finsterniß erinnerte, die im Augenblicke, wo alles vollbracht war, die Natur mit ihrem Trauermantel umhüllte? — An der Hand dieser Erinnerung, die mein Wachen und meinen Schlaf begleitete, wollte ich jener Masse von Fremden entfliehen, die an diesen Tagen der Trauer in Rom heranströmen, und die gewöhnlich den Katholiken ein Greuel sind. Sie kommen dahin, um die Ceremonien

der Kirche zum Gegenstand ihrer neugierigen Betrachtung zu machen, und ich enteile der heiligen Stadt, um nicht Zeuge des Aegernisses zu seyn, das sie geben. Ich glaube Ihnen schon an einer anderen Stelle gesagt zu haben, wie sehr es mich empört, das Erhabenste, das Heiligste, was die christliche Religion hat, von ihrem frechen Spotte verlästert und unsere frommen Seufzer, unsre ernsten Klagelieder durch ihr ungeziemendes Gelächter entweiht zu sehen. Folgen wir jedoch, wenn sie die Sixtinische Kapelle verlassen, ihren Schritten, so werden wir sie bald am Grabe eines Scipio mit huldigender Ehrfurcht stehen sehen. Diese Fremdlinge, lieber Freund! haben wahrlich nicht unseren Gott zum Gotte. Um im Kloster Sacro-Speco sich aufhalten, selbst um nur eine einzige Nacht darin verweilen zu können, muß man vom heiligen Vater einen Erlaubnißschein empfangen haben, ohne diesen Erlaubnißschein würde man keine Aufnahme darin finden. Unter allen Klöstern der Christenheit ist dieses das Einzige, wo eine solche Formalität erfordert wird.

Auf der Route von Rom nach Sacro-Speco kommt man durch Tivoli, eine sechs Meilen von Rom entlegene Stadt deren Gründung in die Zeiten der alten Helden verlegt wird, und welche schon zur Zeit der Landung des Aenäas in Italien bestanden hat. Vom Scheitel einer Anhöhe sich herabziehend, gewährt es nach allen Richtungen hin die herrlichsten Aussichten, und bietet ein reizendes Gemisch von Gewässern, Bäumen, neuen Gebäuden und Ruinen der Vorzeit. Diese herrliche Lage, die Fruchtbarkeit seines Bodens und die reine Luft, welche man hier athmet, luden die alten Römer ein, sich in den Umgebungen dieser Stadt Landhäuser zu erbauen, welche ihr liebster Aufenthaltsort war, und sie versäumten nicht, sich während des Sommers vor den versengenden Strahlen hieher zu flüchten. Ein prachtvoller Tempel war dem Dienste des Herkules geweiht, der hier in solenner Verehrung stand; dieser Tempel war mit Säulengängen verbunden, unter deren

Schatten, wie Suetonius schreibt, Kaiser Augustus öfters zu Gerichte saß.

Tivoli wird vom Anio gebadet, welcher Fluß auch heut zu Tage unter dem Namen Teverone bekannt, aus dem Berge Trevi an den Grenzen von Abruzzo entspringt, und anfangs ein breites, von sanften Anhöhen bezirktes Thal durchfließt. Oberhalb Tivoli verengt er sich zwischen zwei Hügeln, und stürzt von der Platteform eines steilen an 40 — 50 Fuß hohen Felsen, in ein durch die Strömung gebildetes Becken, dem er aber bald raschen Laufes enteilt, um weiter unten die kleinen Wasserfälle zu bilden.

Durch Theilung des Teverone mittelst einer Zwischenmauer, deren Aufführung eine sehr bedeutende Summe gekostet, gab Sixtus V. gegen das Ende des sechzehnten Jahrhunderts diesem Wasserfalle eine vorzügliche Verschönerung, einen malerischen Reiz, und man konnte nichts schöneres sehen als die Lage dieses großen Wasserfalls, dessen Zauber mehrere Reisende beschrieben; aber dem Scharfblicke des gegenwärtigen Papstes konnte es nicht entgehen, welchen Schaden dieses Gewässer noch manchmal anrichtete, und da es mehr in seinem Berufe liegt, das Wohl seiner Unterthanen zu bewahren als den Fremden einen reizenden Anblick zu geben, ließ er den Berg Catillo durchbrechen, und gab unter seiner riesigen Wölbung dem Teverone ein neues Bett; drei volle Jahre gingen hin, bis dieses großartige Werk des Unternehmungsgeistes der alten Römer würdig, vollendet war; auf diese Art sicherte er die Einwohner von Tivoli vor der Furcht aller Ueberschwemmung, und begründete sich also einen Anspruch mehr auf ihre Dankbarkeit.

Die dankbaren Tiburtiner in der Absicht, das Andenken der Gefahr, sowie jenes der Wohlthat, der Nachwelt zu übergeben, ließen eine große Denkmünze prägen, welche auf der einen Seite das von dem Scheitel eines hohen Felsen sich wild niederstürzende, auf der andern das aus der Wölbung einer Grotte sanft herabgleitende und eine ruhige Oberfläche

bildende Gewässer darstellt, von den Worten umgeben: »Tiburtes, Catillo perforato, Inducto Aniene, servati: Anno Domini MDCCCXXXV.« »Nach Durchgrabung des Catillus und Hindurchleitung des Anio wurden die Tiburtiner gerettet. Im Jahre des Herrn 1835.«

Die Umgebung von Tivoli zeigt uns noch einige Ruinen, unter andern das Landhaus des Mäcenas, worin ein Gemach und die Ställe, ruinvolle Gewölbe, auf denen andere Gewölbe mit einer unbedeckten Gallerie ruhen, und welche verlassene Räume noch in ziemlich gutem Stande sind, so, daß sie noch viele Jahre dem Zahn der Zeit zu trotzen vermögen; auch das Mauerwerk ist noch gut erhalten. — Lückenhaft abgebrochene Grundmauern, aus Backsteinen aufgeführt, Bruchstücke von Statuen sind die zerstümmelten Ueberreste der so geschmackvollen Gebäude, die einst ein Horatz, ein Tibullus, ein Sallust und andere berühmte Männer bewohnten.

Am Fuße von Tivoli sind die Trümmer des berühmten Lusthauses Kaiser Hadrians. Diese Villa, welche wenigstens drei Miglien lang und etwas mehr als eine Miglie breit war, glich einer kleinen Stadt, zu deren Unterscheidung man Tivoli auch manchmal Tivoli Vecchia nannte. Nachdem der Kaiser Griechenland, Egypten und Asien durchzogen hatte, war er mit dem Entschlusse heimgekehrt, Alles, was ihm von Merkwürdigkeiten jener Länder als das Interessanteste erschienen war, in einer einzigen Villa aufzustellen. — Da sah man den Tempel des egyptischen Neptuns, Canopus genannt, das Lyceum, die Propyläen, das Pökile Athens, eine Rennbahn, eine Naumachie, mehrere Theater und Palläste, lange Wasserleitungen und unabsehbare Gärten, sogar die elisäischen Felder, die Schlünde des Tartarus, selbst das ganze Reich des Pluto; denn Hadrian der den Plan zu dieser Villa selbst entworfen hatte, wollte, daß dieselbe in ihrem Umfange Alles Mögliche enthalten sollte, ließ Kanäle anlegen, die den Cocytus und den Phlegeton vorstellten, und um die Täuschung vollständig zu machen, so ließ er von Bildhauern die Strafen des Pro-

metheus, des Tantalus und noch andere darstellen, welche von den Göttern zu endlosen Leiden verurtheilt waren. Was ist nun geworden aus diesem Riesenwerke, das der Stolz und der Ehrgeiz errichtet hatte, das dem Zahne der Welt trotzen, und nie von dem Boden verschwinden zu sollen schien, der es trug? Kaum waren achtzig Jahre verflossen, als schon Caracalla zur Verzierung seiner Bäder der Villa mehrere Statuen entnehmen ließ; seinem Beispiele folgend, nahmen seine Nachfolger von diesen Kunstwerken, was ihnen gut dünkte; dann fielen die Gothen ein und unter ihnen ward die Villa zur jetzigen Ruine, die die einstige Gestaltung und den einstigen Zweck der innern Theile nur mehr errathen läßt und in deren Umfange man vergebens nach den hundert Gemächern — le cento celle — spähet, die des Weltherrschers Leibwachen bewohnt hatten. —

Die Villa Estense, auf der Höhe von Tivoli, 1542 vom Kardinal Hippolyt von Este mit königlicher Pracht gebaut, jetzt ein Eigenthum des Herzogs von Modena, war, wie man glaubt, der Ort, worin Ariosto den größten Theil seines: Orlando furioso bearbeitet hat. — Ich würde Ihnen, mein theuerer Freund, von der anmuthigen Lage, den weitauslaufenden Baumgängen und den vortrefflichen Springbrunnen dieser Villa, deren Besuch mir so vieles Vergnügen gewährte, noch Manches Interessante sagen, hätte ich mich nicht schon viel zu lange bei Tivoli verweilt und müßte ich nicht den Reisestab nach Sacro-Speco wieder aufnehmen. —

Ich hatte in Rom einen Veturin genommen, der einen guten Wagen nnd drei gute Pferde hatte, und ausdrücklich mit ihm abgeschlossen, daß er mich bis nach Subiaco zu bringen habe; aber wie groß war mein Erstaunen, als im Augenblicke meiner Abreise von Tivoli ein anderer Veturin mit einem nicht halb so bequemen Wagen vorfuhr, und sich mir als meinen Kutscher vorstellte. — Ich bezeugte darüber meinen Unwillen, was aber dem neuen Veturin sehr zu mißfallen schien, denn er maß mich mit einem gleichsam Achtung ge-

bietenden Blicke, und drückte mir sein Erstaunen über meinen Unwillen sehr lebhaft aus, rühmte sich, daß seine Kutsche, die ich zu verachten schien, jedem andern Reisenden köstlich behage, und daß so eben ein sehr vornehmer französischer Herr, der Herr Marquis von Frankreich mit seiner ganzen Familie darin nach Venedig gereist sey; und als er das Wort Marquis aussprach, fixirte er mich mit einem sehr sprechenden Blicke. — Solchen Beweisgründen konnte ich nun freilich nicht widerstehen und beeilte mich daher, mit aller Demuth in die Kutsche zu steigen. — Kaum hatten wir eine Stunde Weges zurückgelegt, als das Wetter sich änderte, und der Regen in Strömen herabfiel; ich hatte ein wenig geschlafen und gewahrte nun bei meinem Erwachen, zu meinem größten Verdruß, daß mein Habit, welcher bei meiner Abreise von Tivoli blendend weiß gewesen, jetzt viele grüne Flecken hatte. Durch die größtentheils zerbrochenen Kutschenfenster war der Regen in die grünen Vorhänge getrungen und das von denselben herabrinnende Wasser hatte deren Farbe meinem Ordens-Kleide mitgetheilt. — Um nicht noch mehr gebadet und gefärbt zu werden, ließ ich augenblicklich halten; mußte mich aber auf meine Beschwerde über den schlechten Zustand der Kutschenfenster mit der Entschuldigung begnügen, daß ohne Zweifel die Kinder des Herrn Marquis von Frankreich beim Spielen diese Gläser zerbrochen hätten; ein wenig Wasser helfe übrigens diesem Uebelstande vollkommen ab. — Es wäre vom Ueberflusse gewesen, hier länger zu klagen oder zu murren; mein Habit war nun einmal verdorben, und der weiße Trappist hatte sich in einen grünen Dragoner verwandelt.

Erst mit Einbruch der Nacht fuhren wir durch das Thor von Subiaco und vor einen Gasthof, den mir mein Veturin als das Absteigequartier aller Franzosen und Engländer von Rang, ja selbst als das des Herrn Marquis von Frankreich, der darin mit seiner liebenswürdigen Familie volle vier und zwanzig Stunden sich vortrefflich befunden habe, aufs ruhmredigste anpries. — Solchen Autoritäten

war nun freilich nicht zu widerstehen. — Aber wer doch das Glück hätte, ein Callot oder ein Teniers zu seyn, um ein Gemälde von dieser Schenke zu geben; ich bin nicht so glücklich, und muß mich daher auf die einfache, aber ganz gegründete Versicherung beschränken, daß die erbärmlichste Kneipe in ganz Estremadura gegen dieses Absteigquartier aller Engländer und Franzosen vom Rang, selbst des Herrn Marquis von Frankreich, noch ein Gasthof ersten Ranges ist. — In meiner Gegenwart rief der Gastwirth seiner Magd zu: »Hole für zwei Bajochi Brod, für einen Bajochi Oel, vergesse nicht Salz und Macaroni zu bringen!« — Aber Wirth und Wirthin waren recht wackere Leute. — Ich hatte kaum mein Zimmer betreten, als ich dem Superior von Sacro-Speco, der bereits von meinem Wunsche, einige Zeit in seinem Kloster zu verweilen, unterrichtet war, durch einen eigenen Boten meine Ankunft melden ließ; seine Antwort verhieß mir für den folgenden Tag die Uebersendung eines Maulthieres, eines Führers und einer Trägerin meines Gepäckes. — Es traf alles zur festgesetzten Zeit ein und mit der sechsten Morgenstunde nahm ich Abschied von meinem Wirthe, und ritt durch die Strassen von Subiaco. Mein Ordenskleid zog alle Blicke auf sich, und beinahe Jedermann both mir seinen Gruß. Durch das Städtchen ging es bergauf und bergab, es hatte geregnet, das Pflaster war sehr schlüpfrig, und es gab solch steile Abschüsse, daß mir nicht ganz wohl zu Muthe war; jedoch machte mein Maulthier, das keineswegs unter die kräftigen gehörte, auch nicht einen Fehltritt. — Jetzt erst sah ich, daß es eine lange Leine am Halse trage und mein Führer es daran nach sich ziehe. Ich bemerkte ihm, daß er kein Dampfboot und ich keine Fregatte sey, die er ans Schlepptau zu nehmen habe; dieses leuchtete ihm ein und er machte für den Augenblick die Leine los.

Wir mochten ungefähr eine Strecke von einer Viertelstunde zurückgelegt haben, als wir auf einen Haufen Menschen beiderlei Geschlechts trafen, die an einem neuen Wege

nach Sacro=Speco arbeiteten. In der Meinung, daß dieser Weg noch nicht geeignet sey, um gut darauf fortzukommen, erboten sie sich, uns einen Fußpfad zu zeigen, auf dem wir die Reise mit aller Gemächlichkeit fortsetzen könnten. — Mein Führer nahm die Weisung recht willig an und beeilte sich, dem Maulthiere neuerdings die Leine anzulegen, um als Lotse mich in den Hafen von Sacro=Speco zu bugsiren.

Ist es mir auch sehr beruhigend, Sie, lieber Carl, nicht zum Augenzeugen folgender Scene gehabt zu haben, so bitte ich doch, deren Erzählung einige Aufmerksamkeit zu schenken. — Die Breite des Fußpfades, den wir nun einschlugen, betrug ungefähr zwei italienische Palmen, nach unserm Maaße also zwei Spannen, dabei war er so steil, daß ich den Hals des Maulthieres umklammern mußte, um nicht auf dessen Croupe zurückzufallen; die schroffe Bergwand zu meiner Linken, der senkrechte wenigstens fünfzig Palmen tiefe Abgrund zu meiner Rechten, dazu die Schmähle des Pfades, machten die Gefahr des Reitens zu sichtbar, um nicht in mir ein heftiges Verlangen zu erregen, abzusteigen und die Reise zu Fuße fortzusetzen; aber eine gewisse Scham, vor mehr als hundert Menschen, die mich ins Auge gefaßt, als ein Jüngling zu erscheinen, der mit fester Stimme oft wiederholte Zuruf meines voran schreitenden Führers: »Non abbia paura!« — »Keine Furcht!« — und der Stolz, mich von ihm nicht an Muth übertreffen zu lassen, hielten mich auf meinem Maulthiere fest, doch ritt ich mit geschlossenen Augen, denn die Hufe des Maulthieres streiften an der Kante des Abgrundes. — Da weicht die lockere Erde, das Thier stürzt und schwebt mit mir über dem Abgrunde; einige von der Erde entblößte Baumwurzeln sind der einzige Anhaltspunkt des Thieres. Die Steigbügel wegschleudern und mich vom Sattel hinweg an die Bergwand werfen, war das Werk eines Augenblicks, ich wünschte mir um so mehr Glück, so wohlfeilen Kaufes losgekommen zu seyn, als mein Führer gar nicht daran dachte, sich um meine Person zu bekümm-

mern, sondern nichts that, als über den Verlust seines Maulthieres zu klagen, das, wie er sagte, ein Bein gebrochen habe. — Es war aber nicht an dem, und Mann und Roß befanden sich ganz unverletzt. — Jetzt liefen die Strassenarbeiter, die uns nicht aus den Augen gelassen hatten, eiligst herbei, und schrieen: O Wunder! O Wunder! Nur dem Schutze des heiligen Benedikt verdankt Ihr, hochwürdiger Vater, Euer Leben! —

Ich bewunderte den lebendigen Glauben dieser armen Leute, dankte Ihnen recht innig für ihre Theilnahme und verfolgte meinen Weg; aber sobald ich mich ein wenig von dem Haufen entfernt hatte, der meinem Maulthiere wieder auf die Beine half, setzte ich mich auf einem Hügel nieder, blickte in die Tiefe des Abgrundes auf den Rand, wo ich geschwebt, und ein eisiger Schauer rieselte durch meine Gebeine. — »Also in der Tiefe dieses Abgrundes — sprach ich zu mir — läge jetzt dein zerschmetterter Körper, jetzt stünde deine Seele vor Gottes Richterstuhl, hätte dich nicht ein Wunder gerettet! — Großen Gefahren entronnen, und noch regen Geistes träumst du dir eine lange Reihe von Lebensjahren: weißt du nicht, daß des Menschen Sohn kommen wird zu einer Stunde, wo man ihn nicht erwarten? Wenn du in einer unbewachten, in einer nicht durch jahrelange Sorge vorbereiteten Stunde hinüber gerufen würdest, so lastete verdoppelte Schuld auf dir, denn du hast ja stets die Blicke Anderer auf das überraschende Heranschweben des Todesengels hingelenkt, und zu ihnen gesagt: »Das Ende kommt, die Ewigkeit nahet heran, und wir den»ken nicht daran.« — Denke also daran. Kannst du hier einen neuen Zug der göttlichen Vorsehung verkennen? Auf denn! Erwache aus dem Schlummer der Sorglosigkeit, denn Gott hat die erweckende Hand auf dein Haupt gelegt; vergesse nie, daß du alle deine Tage über dem Abgrunde der Ewigkeit schwebest! —

Meine Begleitung war herangekommen; ich bestieg wieder das Maulthier und ritt schweigend fort. Der Weg hatte

sich erweitert, es gab keine gefährliche Stellen mehr; aber vor meinen Augen thaten sich nur grauenvolle Abgründe auf, stiegen nur schroffe Felswände empor; eine Grabesstille herrschte in diesen Schluchten, nur vom Gebrause der schäumenden Sturzbäche unterbrochen; mein Inneres war tief erschüttert. — Bald führte uns die Strasse an dem Benediktiner-Kloster Sankta Scholastika vorüber, und wenige Minuten später hatte ich ein kleines Gehölz durchritten, und die Pforte von Sakro-Speco lag vor mir. — Luichi-Marincola, der Superior kam mir mit ausgezeichneter Artigkeit entgegen und geleitete mich in ein schönes Gemach, welches, des sehr kühlen Morgens wegen geheizt worden war. — Ich hatte es kaum betreten, als mich meine Sehnsucht, Gott für Rettung aus so großer Gefahr zu danken, nach der Kirche drängte; sobald mein Dankopfer gebracht war, verfügte ich mich nach der Höhle, die einst die Wohnung des heiligen Benedikts gewesen. — Sie enthält die Bildsäule des heiligen aus weißem Marmor, der in einem Alter von beinahe fünf und zwanzig Jahren und in der Haltung tiefer Betrachtung dargestellt ist. — Nun besah ich das Gebüsch von wilden Rosen, in welchen sich, wie die Tradition sagt, Benedikt ganz nackt geworfen hatte, um die Versuchung einer sündhaften Lust abzutödten und sich vor dem Fall des Fleisches zu bewahren. — Wie wäre es mir möglich, Ihnen, theurer Freund, die heilsamen Gedanken, die Betrachtungen meiner durch diese Grotte so fromm bewegten Seele in den beschränkten Raum eines Briefes zu zwängen? — Dieses würde ich nie zu vollenden wissen, dieses würde ich nie zu unternehmen wagen.

So hatte ich also das Glück, an der Wiege eines Ordens zu stehen, dessen Mitglied ich mich mit einer stolzen Empfindung nenne, eines Ordens, dem Europa seine Sittenverfeinerung verdankt; eines Ordens endlich, der in den Zeiten der geistigen Finsterniß die geheiligte Flamme zu nähren wußte, die später das Licht der Welt geworden. Ja, mein Freund! ohne die Jünger des heiligen Benedikts würde viel-

leicht Europa noch in den Banden der Unwissenheit schmachten, würde Italien vielleicht aufgehört haben ein klassischer Boden zu seyn, um welchen Ruhm es so sehr buhlt. Unermeßlich ist diese Wohlthat, und wir genießen sie, ohne an ihren Urheber, ohne an den jungen Mann zu denken, dem wir sie verdanken. Dieser Benedikt aus edlem Geblüte entsprossen, entriß sich in der Blüthe seiner Jahre allen Annehmlichkeiten und Genüssen, die ihm Rom darbot, vertauschte seine reichen Gewänder gegen die härene Mönchskutte und zog sich in eine einsame, rauhe Felsenhöhle zurück, um sich hier dem Einsiedlerleben eines Antonius, eines Hilarion mit treuer Nachahmung zu weihen. Schon hatte Benedikt drei Jahre im Gebethe und unter Betrachtungen in dieser Höhle hingebracht, ein Fremdling für die Welt, und in der ganzen Umgebung nur von einem einzigen Einsiedler gekannt, der ihm von Zeit zu Zeit Nahrung brachte; da geschah es, daß Gott, der seinen frommen Diener bestimmt hatte, ein strahlendes Licht über den Occident zu verbreiten, von schlichten Hirten seine Höhle entdecken ließ. Diese Höhle wurde von nun an der Sammelplatz des heranströmenden Volkes; Männer von hohem Range kamen herbei, warfen sich zu den Füßen des heiligen Einsiedlers, um seinen Segen zu empfangen, und ihn um seine Fürbitte bei Gott anzuflehen. Es gab Viele, deren Seele von der Kraft seiner Rede, von der Erhabenheit seines engelreinen Wandels so ergriffen wurden, daß sie sich den strengsten Büßungen ergaben und ihn zu ihrem Führer auf dem Pfade zur Vollkommenheit erwählten. — Jeder Tag führte neue Verehrer, neue Jünger an die Felsenhöhle des Lehrers; sie faßte nicht mehr den kleinsten Theil der Ankömmlinge, und Benedikt sah sich gezwungen, aus der Einsamkeit hervorzutreten in das wirkende Leben; und er errichtete auf dem Berge Cassino ein Kloster, dessen Ruhm und dessen Würde nie versinken sollte. — Es war eine unbeachtete Knospe, aus deren Kelche und Blättern sich der Orden Benedikts so schlicht so prunklos entfaltete; erkennen Sie hierin, mein lieber Freund

nicht jenes kostbare Samenkorn, dessen das Evangelium erwähnt, dieses Senfkorn, so klein, daß es kaum das Auge zu sehen vermag; aber das Körnchen wuchs zum kräftigen Baume, auf dessen Zweigen sich die Vögel des Himmels wiegen. — Und wirklich widerfuhr dem heiligen Benedikt vor seinem Ende noch die Freude, mehrere Klöster seines Ordens in den verschiedenen Königreichen sich erheben zu sehen. Seine Regel, deren Grundpfeiler schweigsame Selbstbeschauung, Gebeth und Demuth sind, wurde in später Zeit von allen Klöstern des Abendlandes angenommen.

Gewiß, lieber Carl! Sie werden eines Tages nach Rom kommen; die ersten Tage Ihrer Ankunft allda werden Sie allen Sehungswürdigkeiten, allen Anziehungspunkten der Fremden mit regem Eifer weihen; diese Neugierde ist gerecht und billig; haben Sie aber gesehen, geprüft, bewundert, was sich Ihrem Auge und Ihrem Herzen in solcher Fülle und Schönheit darbietet, dann, o machen Sie mir die Freude, dann nehmen Sie den Pilgerstab zur Hand, und eilen Sie nach dem Kloster Sacro-Speco; da findet der Maler ein üppiges Bereich für seine Studien, da findet der Christ eine unversiegbare Quelle für seine Betrachtungen. In Sacro-Speco löset sich die kalte Rinde der Lauigkeit von seinem Herzen, hier kommt der Mensch, ohne daß er es will, mit seinem Gotte in Verkehr, er hört nur Gott, der zu ihm redet, er hat nur einen Gedanken, nur ein Gefühl, das des Verlangens nach dem Manna der göttlichen Gnade; er hat nur eine Stütze, die der Liebe und des Vertrauens zu Gott, und er wird theilhaftig des Vorgenusses einer himmlischen Wonne, denn hier wandelt seine Seele in einem Eden der Verklärung. Dieses waren die Empfindungen, welche die geheiligte Grotte mir einflößte, und ich wundere mich nicht, daß ein Benedikt, ein Bernard und andere große Männer mit Verzichtleistung auf die Vergnügungen der Welt, ihre Ruhe und ihr Glück nur in der Einsamkeit gesucht und gefunden haben; das, worüber ich mich wundere, ist die Blindheit der Welt, deren Anhänger so oft ein

Spiel ihrer Täuschungen sind, und sich so gerne immer wieder aufs Neue von ihr täuschen lassen. Was würde es auch nützen, wollten wir ihnen zurufen: »Kommt hierher, betrachtet »Sacro-Speco, und lernet erkennen, was es Süßes und Köst»liches um die Einsamkeit ist!« Sie haben einen Abscheu davor, sie weichen ihr aus, sie fürchten es, sich mit sich selbst allein zu finden. Ein muthiger Segler schiffte ich erst dem sichern Hafen zu, als das himmelan wogende Meer meinen schwankenden Nachen zu verschlingen drohte; ich kehrte mit der Erfahrung heim, daß das Joch Gottes leichter ist, als jenes der Fürsten dieser Erde; es spricht in mir die Reue über den Verlust jener Tage, an denen ich nur für Mehrung meiner Glücksgüter, nur für die bequemen Genüsse des Lebens, nur für das schillernde Band eines Ehrenkreuzes, nur für Titel und den eitlen Ruhm dieser Welt Sinn hatte. — Mehr und mehr vertraut mit den Annehmlichkeiten, die das Gebet, die Bruderliebe, die Einsamkeit und die Ruhe des Gemüthes der Mönche bereiten, blicke ich mit den Segnungen auf die Väter zurück, die das menschliche Herz mit seinen Kräften und seinen Schwächen, mit seinen Bedürfnissen und Entsagungen kannten und ihm eine Zufluchtsstätte erschlossen haben, wo dieses Herz, das nur geschaffen ist für Gott, sich auch ganz allein seinem Gotte weihen könnte.

Ich verlebte auf Sacro-Speco die vierzehn Tage der hl. Osterzeit so glücklich als man in diesem Erdenthale nur seyn kann, denn ich befand mich im Schooße einer Gemeinde, die zwar klein, aber von einem Geiste der Frömmigkeit, Nächstenliebe und Pflichttreue beseelt ist, die mir die schönen Tage des Mönchlebens in's Gedächtniß zurückführten. — Aeußerst erbauend ist der Chor-Gesang dieser Mönche; der Grundsatz des heiligen Bernhard: »Laßt uns mit solcher Inbrunst den »Gottesdienst verrichten, daß man mit Grund sagen kann: »unsere Herzen verfließen mit unsern Lippen in die reinste »Harmonie!« — wird von den Mönchen von Sacro-Speco genau in Ausübung gebracht; sie sagen auch mit dem Psalm-

isten: »Vor deinen heiligen Engeln, du mein Gott, werde ich »dein Lob singen!« — In tiefes Schweigen ist die Umgebung des Klosters versunken; stumm und geräuschlos zieht der Feldarbeiter am Kloster vorüber; keiner jener Frevler, die im Hause Gottes Alles für erlaubt halten, entweiht diese heiligen Hallen durch laute Rede; diese feierliche Stille macht den Gesang der Mönche noch ernster und feierlicher; und wenn des Sturmes brausende Wuth die Fensterrahmen der Kirche mit klirrender Gewalt rüttelt, und wenn der Sturzbach vom Regensturm des Gewitters angeschwollen, durch das umschaumte Gestein sich donnernd fortreißt, dann erhebt sich die Betonung der betenden Mönche in verstärkter Kraft, und die Stimme der Natur und die Töne der Andacht vereinen sich zum erhabensten Einklang.

In der heiligen Woche schloß ich mich der Reihe der Mönche an, als sie den Kreuzweg hielten. Zur Seite der Höhle des heiligen Benedikts sind an einer breiten Treppe, scala santa genannt, die zu dem erwähnten Rosengebüsch führt, die Stationen des Kreuzweges angebracht. Es war für mich ein tief ergreifender Anblick, als ich diese guten Väter feierlich langsamen Schrittes dahin wallen sah in dem gewölbten Gange, der nur spärlich erleuchtet ist von dem bleichen Lichte der fünf Lampen, die vor dem Bilde unsers glorreichen Stifters Tag und Nacht unterhalten werden; — man muß die Andacht dieser ehrwürdigen Väter zu beobachten Gelegenheit haben, wie sie bald anhalten, bald knien, bald wieder fortschreiten, wie sie bei den verschiedenen Punkten der Passion des Erlösers im Stillen Betrachtungen anstellen und ihn durch Vermittlung seiner allerheiligsten Mutter beschwören, daß er die unermeßlichen Verdienste, die er durch sein Leiden erworben, auf uns übertragen möchte. — Ich sah diese andachtsvollen Väter und nichts war geeigneter, heilige Erinnerungen in meiner Seele zu erwecken; vor meinem Auge erhob sich das Gebilde des Leidensweges, den ich zu Jerusalem mit so tiefer Rührung betrachtet hatte, wo Jesus vor mir wandelte, umwoget

von der entzügelten Menge, jetzt sinkend unter der Wucht des Kreuzes; und meine Blicke begleiteten das mit bleichem, blut-triefenden Antlitze dahin schwankende Opfer — und es schwand diese Erscheinung vor meinen Blicken, denn sie wurden von Thränen umflort. — Jetzt hatten die Mönche den Kreuzweg vollendet, wir verließen Jesus im Grabe und kehrten zum Hochaltar zurück, um vom Erlöser die Gnade zu erflehen, unserer Seele das Andenken an seine Leiden unlöschbar einzuprägen; da hörte ich das Stabat Mater von zwei reinen, wohlklingenden Stimmen mit tiefem Gefühle singen:

Schaut die Mutter voll der Schmerzen,
Wie sie mit zerrißnem Herzen
Bei dem Kreuz des Sohnes steht!
Ach, wie bangt ihr Herz, wie bricht es,
Da das Schwert des Weltgerichtes
Tief durch ihre Seele geht!

O wie bittrer Qualen Beute
Ward die Hochgebenedeite
Mutter des Gekreuzigten!
Wie die bange Seele lechzet!
Wie sie zittert, wie sie ächzet,
Des Geliebten Pein zu seh'n!

Wessen Auge kann der Zähren
Bei dem Jammer sich erwehren,
Der die Mutter Christi drückt!
Wer nicht innig sich betrüben,
Der die Mutter mit dem lieben
Sohn in solcher Noth erblickt!

Für die Sünden Seiner Brüder,
Sieht sie, wie die zarten Glieder
Schwerer Geißeln Wuth zerreißt;

Sieht den holden Sohn erblassen,
Trostberaubt, von Gott verlassen,
Und verathmen Seinen Geist!

Laß, o Mutter, Quell der Liebe!
Laß die Fluth der heil'gen Triebe
Strömen in mein Herz herab!
Laß im Innern mich entbrennen,
Liebend mich nach Jenem sehnen,
Der für mich Sein Leben gab!

Drück, o Heilige, die Wunden,
Die dein Sohn für mich empfunden,
Tief in meine Seele ein!
Laß in Reue mich zerfließen,
Mit Ihm leiden, mit Ihm büßen,
Mit Ihm theilen jede Pein!

Laß mich herzlich mit dir weinen,
Mich durchs Kreuz mit Ihm vereinen,
Sterben all mein Lebenlang:
Unterm Kreuz mit dir zu stehen,
Unverwandt hinaufzusehen
Sehn' ich mich aus Liebesdrang.

Gieb mir Theil an Christi Leiden,
Laß von aller Lust mich scheiden,
Die Ihm diese Wunde schlug!
Auch ich will mir Wunden schlagen,
Will das Kreuz des Lammes tragen,
Welches meine Sünde trug!

Laß, wenn meine Wunden fließen,
Liebestrunken mich genießen
Dieses tröstenden Gesichts!
Flammend noch vom heil'gen Feuer,
Deck, o Jungfrau, mich dein Scheier,
Einst am Tage des Gerichts!

Gegen aller Feinde Stürmen
Laß mich Christi Kreuz beschirmen!
Seine Gnade leuchte mir!
Deckt des Grabes finstre Höhle
Meinen Leib; so nimm die Seele,
Herr, ins Paradies zu Dir! *)

Schon lange waren die letzten Töne dieses feierlichen Gesanges verklungen, als ich noch immer auf meinen Knien lag, das Auge in meine Hand gedrückt, noch immer lauschte, im Gefühle einer namenlosen Wonne. —

Wie schön ist doch die menschliche Stimme! welches Instrument kann mit ihr in Vergleich gestellt werden? Hat sie nicht Gott dem Menschen gegeben, damit er sein Lob singe? Ist die Harmonie nicht eine Tochter des Himmels? Es wird wohl nicht bestritten werden, daß der Gesang in unserm La Trappe der Strenge unserer Regel am angemessensten ist; gleich den meisten Ordensgeistlichen müssen wir auf die Töne der Orgel und auf Instrumentalmusik verzichten, aber die Hymnen der Kirche, aus reiner Kehle, melodisch vorgetragen, sprechen viel ergreifender zum Herzen.

Ich habe gegen Sie, theuerer Freund, meines Vorbeirittes am Kloster Santa Scholastika erwähnt. — Da die hl. Scholastika eine Schwester des hl. Benedikts war und, wie die Legende sagt, in einem an Sacro-Speco nahe gelegenen Kloster gelebt hat, so ist wohl nicht zu bezweifeln, daß dieses bereits seit mehreren Jahrhunderten von Benediktinern bewohnte Kloster St. Scholastika bei seinem Enstehen der Sitz frommer Nonnen war. — St. Scholastika ist heutzutag ein sehr reiches Stift und bekannt durch seine ausgezeichnete Wohlthätigkeit, besonders in Zeiten der Noth. Von hier aus gingen die ersten Bücher hervor, die bei der Erfindung der Buchdruckerkunst in Italien erschienen sind.

---

*) Dieses Stabbat Mater wurde aus Weigel entlehnt.

Obgleich Alles, in dem Gegenstande den ich abhandle, das Gepräge des Ernsten und Erhabenen tragen soll, und selbst die heilige Zeit in welcher wir sind, mir verbietet, mich zu freuen, so konnte ich doch nicht umhin zu lachen, und bitte mir zu erlauben, daß ich diesen Brief mit einem scherzhaften Zuge schließe.

An die gefährliche Stelle, wo ich bei meiner Hierherreise von der Todesgefahr bedroht und so wunderbarer Weise von der Hand Gottes erhalten worden war, beschlossen die Mönche von Sacro-Speco ein Denkmal zu setzen. Da sie wußten, daß in Subiaco ein Mann wohne, der hiezu die geeigneten Kenntnisse habe, so luden sie ihn ein, zur Besprechung dieses Gegenstandes sich zu ihnen in das Kloster zu begeben. Der Mann ließ sich das nicht zweimal sagen und eilte alsbald nach Sacro-Speco hinauf .... Er wird gemeldet ..... Ich befand mich gerade in Gesellschaft einiger Mönche auf meinem Gemache. — Der Künstler von Subiaco trat herein mit stolzem Gange, in Haltung und Geberde vollkommen ähnlich einer jener Calabresischen Räuber, deren Figur sich so gerne die Maler bedienen. — Nachdem er über unsere Wünsche verständigt und der Preis des Monuments festgesetzt war, erzählte ihm einer der Mönche die Gefahr, in der ich geschwebt und wie ich meine Rettung nur einem Wunder zu danken habe. — »Da seh ich kein großes Wunder — erklärte der Calabrese aus Subiaco in einem ganz ernsthaften Tone — der Maulesel war schwer, und dieser da — hier wies er mit dem Finger nach mir — wiegt noch schwerer als sein Esel, — mithin mußte es so kommen.« — Das war doch gar zu naiv, und machte uns auch herzlich lachen, besonders mich, der ich viel ungenirter wie jeder Andere lachen durfte; indessen ärgerte ich mich doch ein wenig über meinen Bauch, der mir diesen artigen Vergleich herbeiführte.

Das Monument, eine Säule mit einem Kreuze, auf dem Piedestale die Worte des Psalmisten: »In manibus portabunt te« — ward auf dem bezeichneten Platze errichtet.

Leben Sie wohl, mein Lieber, dieser Brief ist zwar etwas lang ausgefallen, aber Sacro Speco ist auch sehr schön, und ich werde nie weder diese Reise noch meinen hiesigen Aufenthalt vergessen.

Achtundzwanzigster Brief.

Rom, den 18. Mai 1838.

Mein lieber Freund, so eben besuchte ich die Basilica des heiligen Sebastian, Dieser Heilige, aus Narbonne, Soldat im Heere des Diocletian, hatte sich durch Muth und Diensteifer zum Präfect der prätorianischen Leibwache aufgeschwungen, als der Kaiser durch die Kunde, Sebastian sey Christ, so in Wuth gerieth, daß er ihn durch Pfeilschüsse zu tödten befahl. — Die Bogenschützen ließen ihn als todt auf dem Richtplatze zurück, aber zwei Frauen, die zur Beerdigung der Leiche herangekommen waren, fanden noch Lebensspuren in ihm. Mit der liebevollsten Sorgfalt trugen sie den tödtlich Verwundeten in ihre Wohnung, und in sehr kurzer Zeit waren seine Wunden vernarbt. —

Der Eifer Sebastians für Verbreitung des christlichen Glaubens hatte sich dadurch nur noch vergrößert, und die Ermahnungen, die Bitten seiner Brüder im Herrn, sich vor seinen Verfolgern verborgen zu halten, blieben fruchtlos. Er that noch mehr. An den Stufen der Treppe, wo der Kaiser herabkommen mußte, harrte er seiner, trat muthig vor den gefürchteten Herrscher, stellte ihm die Ungerechtigkeit seiner Vorurtheile gegen die Christen vor, die es sich jedoch zur Pflicht gemacht hätten, für die Glückseligkeit und Wohlfahrt seines Reiches zu beten. Diocletian, erstaunt über diesen Muth, wurde es noch mehr, als er Sebastian erkannte, den er längst unter den Todten vermuthete. Er ließ ihn nun neuerdings ergreifen, und ihn in den Circus schleppen, wo er durch Stockschläge getödtet, und hierauf in eine Cloake ge

worfen wurde. — Die Kirche, welche diesem Heiligen geweiht ist, hat den Rang und Titel einer Basilica. Sie wurde im Jahre 367 von dem Papste Damasus, zwei Miglien von Rom entfernt, an der alten appianischen Straße und selbst an dem Platze gegründet, wo der heilige Calixtus begraben war, und zu jener Zeit noch ruhte. Dieser Begräbnißplatz enthielt auch die ursprüngliche Ruhestätte der heiligen Apostel Petrus und Paulus, und später wurde auch der heilige Leib Sebastians durch die heilige Lucina, eine vornehme Römerin, dorthin zur Ruhe gebracht. Mehrere Päpste erhielten diese Kirche in baulichem Stande, die 1612 der Kardinal Scipio Borghese sie von Grund aus neu aufbauen ließ und ihr einen Porticus gab, der auf sechs ausgezeichnet schönen Granit-Säulen ruht. Die Kirche enthält die aus weißem Marmor gehauene Bildsäule des hl. Sebastians, welcher von einem Schüler Berninis *) in todter und liegender Stellung dargestellt ist.

Unter der St. Sebastianskirche sind die Catacomben, zu welchen eine enge und beschwerliche Stiege hinab führt. — Die Catacomben — denen man eine Ausdehnung von mehreren Meilen gibt, werden von 3 — 4 Fuß breiten, in der Regel 6 — 7 Fuß hohen, bedeckten Gängen gebildet, die durch Erde oder Sand hinlaufend, sich in mehrere nach allen Richtungen hin durchkreuzte Arme theilen, und ein Labyrinth schaffen, aus welchem man fast nie ohne Leitung eines kundigen Führers gelangen kann.

Ueber die Zeit der Entstehung und über den Zweck dieser künstlichen Erdhöhlen ist man noch nicht einig, jedoch glaubt man allgemein, daß sie durch die ersten Christen entstanden sind, die sich zur Zeit der Christenverfolgung in diesen unterirdischen Höhlen eine sichere Zufluchtsstätte und einen unentweihten Ort für Ausübung der heiligen Geheimnisse bereiten

*) Diese Statue wird nicht dem Meißel Berninis zugeschrieben, sondern Giorgettis, einem Schüler Algardis und Berninis Lehrer. Anm. d. Uebers.

wollten. — Aber, noch bleibt die Frage zu lösen: Welche Hülfsmittel hatten die ersten Christen, um im Schooße der Erde solche Aushöhlungen zu vollführen! — Wer begünstigte die Vollendung solch ungeheurer Arbeiten, da sie selbst nur arm, schwach und verfolgt waren?

Gültiger ist die Meinung, daß diese unterirdischen Höhlen das Werk der Römer sind, die den Boden so unterminirt haben konnten, um die sogenannte Puzzolan-Erde zu gewinnen, die zum Bauen vortrefflich ist, und welche sie zur Aufführung verschiedener Gebäude häufig benützten. — So fanden also die Christen diese unterirdischen Höhlen, und mit dankbarem Gemüthe in diesen Asylen ein Geschenk der Vorsehung erkennend, gaben sie ihnen Erweiterung, um sich darin vor der Wuth der Verfolgung verbergen und ihrem gemeinschaftlichen Gebete obliegen zu können. Auch begruben sie darin ihre Todten, damit die entseelten Körper der Heiligen nicht mit jenen der Ungläubigen Heiden vermischt bleiben sollten, und so bedienten sie sich der Catacomben zugleich als einer sicheren Zufluchtsstätte, als eines Bethhauses und Begräbnißplatzes.

Sowohl die Weitschichtigkeit als das unregelmäßige Ineinanderlaufen der Catacomben machen ihren Besuch sehr gefährlich; auch geschieht dort und da ein Einsturz der Wölbungen, welche den Rückweg versperren und Manchen seine Neugierde mit dem Leben büßen lassen. — Man erzählte mir als Thatsache, daß ein Schwede und seine Gattin, die über die ihnen vom Führer bezeichnete Grenzstelle fortgeschritten sind, nie wieder an's Tageslicht kamen; wie auch, daß mehrere Schüler, die sich der Beobachtung ihres Lehrers entzogen, um tiefer einzudringen, nicht wieder zum Vorschein gekommen seyen; auch in jüngster Zeit hatten sich Reisende in den Windungen dieser Erdhöhlen verirrt und wären rettungslos verloren gewesen, hätte ihnen nicht das Geräusch einiger Arbeiter, die zufällig in den Catacomben beschäftigt waren, zum Wegweiser gedient. — Diese Begebenheiten bringen mir die Episode, womit der vierte Gesang des Gedichtes »l'Imagination

(die Einbildungskraft) schließt, in Erinnerung, woraus ich Ihnen folgende Stelle geben will.

»Tiefe Höhlen, nächtlich dunkle Gewölbe laufen unter Roms Ringmauern, unter weit sich ausdehnender Fläche hin. — Menschenhände haben sie gegraben und zweitausend Jahre hindurch lieferten sie dem Römer ihr felsiges Gestein zu seinen Palläsien. Aus diesem unermeßlichen Abgrunde sind Roms prunkende Denkmäler emporgestiegen, aus dem nächtlichen Dunkel dieser Schlünde, in deren Schooße die werdende Kirche dem lauernden Blicke und dem blutgierigen Dolche der Tyrannen ihre frommen Söhne entrückte, stieg triumphirend sie empor, bis sie aus der todten Finsterniß zum lebendigen Licht emporkam, um der Welt Gesetze zu geben, und ihr siegreiches Kreuz auf die Banner der Cäsarn heftete.

»Ein junger Maler, der Liebling seiner Eltern, der Stolz seiner Kunstgenossen, dürstend nach Erweiterung seines Wissens, brannte von heißem Verlangen, diese ehrwürdige Wohnung, diese alterthümliche Wiege unseres heiligen Glaubens zu durchwandeln. Er steigt hinab, eine hellleuchtende Fackel in der Rechten, und ein zweiter Theseus, den Faden der Ariadne in der Linken. Immer tiefer dringt er vor in diese endlosen Wölbungen, die nach allen Richtungen hin sich durchkreuzen. Dieser Ort, von trauriger Majestät umlagert, dieser Pallast der Nacht, dieser Tempel, worin die ersten Christen sich der Andacht weihten, diese ehrfurchtgebietenden Gräber, mit ihrem ewigen Dunkel, Alles dieses übte einen mächtigen Zauber auf das warme Herz des Jünglings. Er dringt tiefer und tiefer in dieses nächtliche Dunkel, da zeigt sich in einem entlegenen Winkel eine Vertiefung, seine Hoffnung leitet ihn hinein in dieses geheimnißvolle Asyl, wo er in heiligen Urnen und Gefäßen köstliche Reliquien von Jungfrauen und Martyrern findet. Der Schatz ist sein, und nach Neuem verlangend, will er tiefer vordringen in diese geheimnißvollen fernen Räume; aber ach! der leitende Faden ist seiner Hand entglitten! — Vergebens ist sein Suchen, er irrt umher,

schreitet zurück, wählt diesen Weg, wählt jenen, und eine namenlose Angst bemeistert sich seiner Sinne.«

»Endlich, nach langem Umherirren in den verschlungenen Windungen gelangt er in einen weiten Raum, ein grauenvolles Labyrinth mit zwanzig Ausmündungen nach eben so vielen Richtungen hin. Welche führt ihn hinaus, aus dem schwarzen Rachen des Todes an das Licht des Tages? — Er tritt an jeden Ausgang, er wählt, er verwirft, bald hemmt, bald beflügelt die Angst seine Schritte; er ruft, und das Echo verdoppelt sein Grauen. Finstere Gedanken tauchen in ihm auf und machen sein Herz in Verzweiflung erstarren. Zehn Stunden, eine furchtbare Ewigkeit, war der junge Künstler bereits umhergeirrt; in diesen Räumen des Schreckens, in dieser Wohnung der ewigen Nacht, des ewigen Schweigens, die oft erst nach Decennien ein menschlicher Fuß betritt. — Eine neue Sorge macht ihn neuerdings erbeben; die Fackel war beinahe niedergebrannt; er wagte kein Fortschreiten, keine Bewegung, aus Furcht, das Wehen des Windes raube dem Dochte die Nahrung, und doch drängt ihn die Angst wieder dahin und hemmt wieder seine Schritte. — Doch eitle Vorsicht! Alle Sorge ist vergebens, die Stunde naht heran, sein grauenerfülltes Herz glaubt schon die Dunkelheit der ewigen Nacht zu fühlen! Und rastlos treibts ihn fort, er eilt nochmals zurück nach jener finsteren Wölbung. Da sieht er mit dem Blicke der Verzweiflung seine Fackel bis zum Stumpf herabgebrannt; noch einmal wallt sie auf, es ist ihr letztes Zucken, und schon ist sie zu ewiger Nacht erloschen.«

»Da seufzt er tief, und noch einmal belebt sein Hauch den glimmenden Docht und alsbald entzündet seine Fackel sich von Neuem. O, eitle Hoffnung! Die Flamme hat das Wachs verzehrt, das Bischen Docht brennt immer mehr herunter, erreicht bald schmerzlich seine Hand, die Nerven sind erschlafft, und seine Finger vermögen es nicht, länger mehr zu halten, der Docht entfällt seinem ohnmächtigen Arme, seine letzten Funken haben nur noch sein Grab beleuchtet! O der

Unglückliche! schon sieht er tausend scheußliche Gespenster; mit glühendem Flammenblicke zuckt der Wahnsinn ihm entgegen, die gräßlichste Verzweiflung starrt ihn an, und der Tod! . . . . . Aber nicht jener Tod, der mit Blitzesschnelle auf dem Felde der Ehre dem Sieger entgegeneilt, und mit unsterblichem Ruhme seine Schläfe umwindet, sondern ein träger, langsam daherschleichender Tod, den Hunger im Gefolge, der seine eigene Brust zerfleischt, und seine Knochen zernagt. Bei diesem Gedanken stockte das Blut in seinen Adern, und ein neuer Stachel des Schmerzes drückt sich in das immer leiser schlagende Herz; es sind seine Eltern, seine Freunde, seine Kunst mit ihren Ehrenkränzen und ihre reichen Gaben, die er nicht mehr sehen soll; es ist Jene, deren Liebe, deren beifälliges Lächeln, sein süßestes Lob, sein würdigster Lohn war; und alles ist für ihn, und er für Alles verloren! Bei diesem Bilde floßen einige Thränen aus seinen Augen hervor. Es waren Thräuen der Reue, welche aber schnell die Wuth wieder trocknete. Unterdessen schöpft er wieder Hoffnung, er glaubt manchmal einen Lichtstrahl aus der schwarzen Nacht hervorblitzen zu sehen, manchmal eine Stimme zu hören. Er schaut auf, er lauscht . . . . Ach! der Arme! In der ganzen unermeßlichen Finsterniß erblickt er nichts anders, als die schwarze Nacht, hört er nichts anders, als das ewige Schweigen, das Schweigen des Todes. Und dieses Schweigen trägt nur dazu bei, seine namenlose Angst zu vermehren. —

»Als er sein schreckliches Loos in seinem ganzen Umfange erfaßt hatte, da wälzte sich sein stürmisches Herz von Traum zu Traum. Er rafft sich auf, kraftlos sinkt er zurück und rafft sich dann wieder auf; er schleppt sich bald fort über morschem Gebein, dem schrecklichen Andenken des Todes, dem er zu entfliehen sucht, da stößt er plötzlich mit dem Fuße an einen leichten Gegenstand; er tappt darnach mit Hast, er befühlt ihn: — O Wunder! o Erstaunen! es war der Knäul seines verlornen Fadens.

»Namenloses Entzücken berauscht seine Sinne, er hat seine Hoffnung, seinen Erretter, seinen Befreier wieder gefunden. Die Freude droht, ihn zu tödten, er faßt den Faden, als sollte er ihn für die Ewigkeit fassen — er drückt ihn an die glühenden Lippen, an die heftig stürmende Brust; er lechzt nach der Quelle des Lichtes, der Luft, der Freiheit, und doch ist der Fuß noch gefesselt und doch verweilt er noch in dieser Wohnung des Todes. Er hat Rettung aus der Gefahr gefunden, und noch will seine Seele sich ergötzen an den Schrecken dieses furchtbaren Aufenthalts, an dessen traurigem Anblicke vom Schrecken sein noch immer bewegtes Herz Vergnügen findet. — Den leitenden Faden in der Hand, eilt er endlich mit beflügelten Schritten dahin, immer rascher, immer kühner, immer jauchzender dem Tageslicht entgegen. O welch seliges Entzücken bewegte seine Brust, als er den Himmelsdom wieder sah, den er für immer seinen Augen verfinstert glaubte. Sein Blick schweifte wonnetrunken dahin über den majestätisch glänzenden Landstrich; die Stadt und das Land, die Wälder und die Auen, erschienen ihm so reizend, als ob er sie noch nie gesehen, und im Gefühle einer niegekannten, mächtigen Freude glaubte er, im Zauberkreise einer Schöpfung zu wandeln, die vor wenigen Augenblicken erst aus der Gottheit schaffender Hand hervorging.«

Man möchte diese Erzählung in das Reich der Dichtungen verweisen, würden nicht die dem Gesange angefügten Noten die Wahrheit dieser Begebenheit aus dem Leben eines Zöglings der französischen Akademie verbürgen. — Wie dem auch sey, genug: verschiedene Unfälle dieser Art haben die Schließung mehrerer Gänge bis zu einer gewissen Entfernung von der Mündung veranlaßt, ohne daß jedoch dieses Schließen den Fremden in Befriedigung ihrer Neugierde verkümmert, da noch Raum genug für das Besehen der Form der Catacomben und der Einrichtung der Gräber übrig bleibt.

Der Eintretende sieht zur Rechten und Linken horizontal eingehauene Vertiefungen, von genügender Länge und Breite

um einen menschlichen Körper fassen zu können, die oft zu drei und noch mehr aufgeschichtet sind. — Waren die Leichen dahin gebracht, so wurde aus Backsteinen eine Mauer aufgeführt, die man mit Mörtel und Kalk verkittete und die den Eingang schloß. Gegenwärtig sind die meisten dieser Nischen unbesetzt, indem mehrere Leiber berühmter Martyrer aus den Catacomben weggebracht wurden; jedoch werden in einigen noch sehr gut erhaltene Körper aufbewahret, von denen die kostbaren Reliquien entnommen sind, welche die Päpste den Kirchen katholischer Länder bewilligen. — Dieses Ausgraben geschieht aber wahrlich nicht auf die Art, wie die Protestanten vorgeben; ihre Aussage, daß man aus den Catacomben irgend einen Körper, gerade wie ihn der Zufall giebt, hervornehme, mit einem anziehenden Namen belege und so im Augenblicke einen Martyrer creire, ist eine grundlose Verläumdung; denn, waren auch die Catacomben, wie ich bereits gesagt, der Begräbnißplatz der ersten Christen, so habe ich dadurch keineswegs alle darin Beerdigten für Heilige erklärt; auch geht man in Rom, zur Verhütung aller Compromittirung, sehr behutsam zu Werke; man giebt lieber den Reliquien, die zweifelhaft sind, ein anständiges Grab, als daß man sie unter die Gläubigen austheilt. —

In den Nischen steht gewöhnlich an der Seite des Körpers eine Todtenlampe und eine Thränenurne, letztere von gebrannter Erde oder Glas. — Hat selbe eine rothe Färbung und einen rothen Bodensatz, so darf man überzeugt seyn, daß dieser Körper die sterbliche Hülle eines Martyrers gewesen ist. Es liegt im Interesse der Philosophen, diese Ueberzeugung als einen Wahn auszurufen, indem sie selbe durch die Behauptung: dieser Bodensatz rühre vom Weine her, welchen die Christen für den Genuß beim heil. Abendmahle bewahrten, als eine gehaltlose erklären wollen; aber der gelehrte Leibnitz hat durch chemische Untersuchungen den Beweis geliefert, daß dieser Bodensatz nichts anders sey, als gestocktes, in Verkrustung übergegangenes Blut, dessen Farbe sich noch Jahrhunderte durch

erhalte. — Man kennt ja den ehrfurchtsvollen Eifer der Christen, mit welchem sie das Blut ihrer Mitbrüder in Gott sammelten, wovon ihnen jeder Tropfen heilig war; daher findet man noch immer in manchen Urnen einen Schwamm, oder in Blut getauchte Linnen. —

In der Regel ist auf der Mauer, welche die Oeffnung der Grüfte in den Catacomben verschloß, irgend ein Symbol angebracht, als: eine Blume, das Zeichen der Jungfräulichkeit, eine Palme, das des Martyrerthums, ein Eichenzweig, das der Kraft und Unerschütterlichkeit im Glauben. — Diese unstreitig sehr achtungswerthen Sinnbilder sind übrigens, wenn sie die einzigen sind, noch keine vollgültigen Bürgen für Martyrerthum oder Heiligkeit; wenn aber in derselben Gruft die vom Blut gefärbte Urne sich befindet, so gewinnen diese Beweismittel durch ihr übereinstimmendes Vorhandenseyn neue Kraft, und lassen keinen Zweifel über die Authenticität der Reliquien.

Uns mag der Grundsatz, welchen über diesen Punkt die Congregation des Ablasses im Jahre 1668 festgestellt hat, als Anhaltspunkt dienen; die Worte, mit welchen ihre Erklärung ausgesprochen ist, beurkunden zur Genüge den Ernst und die Gründlichkeit, womit sie diese Sache behandelt haben: »Cum »de notis disceptaretur, ex quibus verae sanctorum mar»tyrum reliquiae á falsis et dubiis dignosci possint »sancta congregatio, re diligentiús examinata, censuit »palmam et vas illorum sanguine tinctum pro signis »certissimis habenda esse; aliorum vero signorum »examen in aliud tempus rejecit. Dat. Romae, die X »aprilis 1668.«

»Als man sich über die Kennzeichen stritt, wodurch wahre Reliquien heiliger Martyrer von falschen und zweifelhaften unterschieden werden konnten, so that die heilige Congregation nach genauer Untersuchung der Sache den Ausspruch, daß eine Palme und ein mit ihrem (der Märtyrer) Blute gefärbtes Gefäß für die zuverlässigsten Kennzeichen zu halten

seyen; die Untersuchung aber über andere Kennzeichen verschob sie auf eine andere Zeit.

Gegeben zu Rom am 10. April 1668.«

So häufig in den Grabmälern Inschriften, die sich auf die Auferstehung oder andere Glaubensgeheimnisse beziehen, gefunden werden, so selten ist das Auffinden von Namen mit Zeitangabe oder andern Bemerkungen, die den Wißbegierigen genügen könnten. — Ich wundere mich nicht darüber, die Martyrer dachten nicht daran, sich verewigen zu wollen, diesen Duldern war es genug, daß ihre Namen in das Buch des Lebens eingeschrieben wurden, und wie sie Alles für Gott litten und hingaben, so war auch für sie Gott der höchste, der heiligste Lohn. — Wir haben daher manche Reliquie von Heiligen, die wir nicht kennen; diese Reliquien aber, tragen sie auch ein verbürgendes Gepräge, das sie auszeichnet, werden nie mit den andern in den nämlichen Rang gesetzt, und nie gestattet die Kirche, Heiligen dieser Art eine besondere Verehrung zu weihen. —

Wie ich Ihnen bereits gesagt habe, dienten die Catacomben den ersten Christen zum Begräbnißplatze, zu gleicher Zeit aber auch zum Bethause.

Ja theuerer Freund, sie begaben sich wirklich dahin zum Gebete, und da es für uns nicht gleichgültig ist, den Ort kennen zu lernen, wo sie ihre heiligen Geheimnisse begingen, so wollen wir den Catacomben einen Besuch abstatten. Beim Eintritte gelangt man durch ein saalartiges Rondell von ziemlichem Umfange, in dessen Mitte sich ein steinerner Altar erhebt; an den Wänden des Rondells laufen Ueberreste von Sitzen hin, die in den Felsen eingehauen, von den Gläubigen während ihrer Versammlungen eingenommen wurden. Vor Tagesanbruch trat ein ehrwürdiger Priester, der vielleicht wenige Augenblicke zuvor dem Beile des Henkers entronnen war, und der auf einem schon durch die Abtödtungen entkräfteten Körper noch die Spuren der Martern trug, welche er eben erst für den Glauben erduldet hatte, in die Versammlung seiner

Brüder, las ihnen aus der heiligen Schrift vor, legte ihnen das Evangelium aus und schloß diese Andacht mit einer den geistlichen Bedürfnissen derselben angeeigneten Exhortation. Durch die Kraft und den frommen Inhalt seiner Rede ermuthigt und erbauet, erhob sich dann die Gemeinde, wandte das Antlitz nach Sonnenaufgang, und bethete für alle Menschen; selbst für ihre Feinde und Verfolger. Nach diesem Gebete wurden die Opfergaben dargebracht, nämlich das Brod und der Wein, welche die Bestandtheile des Opfers seyn mußten. Diese Opfergaben empfing der Priester aus den Händen der Gläubigen, und opferte sie in ihrem Namen dem himmlischen Vater. Sobald diese Opferung gebracht war, begann der Priester das heilige Meßopfer, und nach geschehener Communion ertheilte er durch die Hand der Diakonen seiner Heerde das heilige Abendmahl.

Aber ach! wie oft geschah es nicht, daß diese heilige Ceremonie durch die Ankunft einiger Christen unterbrochen wurden, welche mitten in die Versammlung die Leichname ihrer Brüder brachten, die sie aus dem Rachen wilder Thiere gerissen hatten! Und doch hörte man keine Seufzer, sah man keine Thränen; es wurde nur gebetet, denn jetzt hatten die Gläubigen ja einen Fürsprecher mehr im Himmel. Was sollten sie aber anfangen, wenn diese stillen Gewölbe von dem Gebrülle der blutgierigen Verfolgung wiederhallten? Die Christen der ersten Jahrhunderte waren ja stets dem öffentlichen Hasse ausgesetzt, sie wurden beschuldigt, die Wohlfahrt des menschlichen Geschlechtes zu zerstören, ja das Vorurtheil ging so weit, selbst ihre Tugenden zu vergiften; und was immer für Vorkehrungen sie auch treffen mochten, sich zu verbergen so waren sie viel zu zahlreich, um nicht mit Leichtigkeit entdeckt zu werden.

Ich denke, wenn die Verfolgung in diese Hallen der Andacht eindrang konnten die Weiber und Kinder entfliehen und die Männer riefen sich zu: »Wie sollten wir uns fürchten? haben »wir die Verheißungen vergessen, welche Jesus Christus sei-

»ner Kirche gethan? Ein großer Sturm hat sich auf dem »Meere erhoben; aber der Herr wird dem Meere gebieten, »und sprechen: Besänftige dich, und augenblicklich wird da »seyn eine große Ruhe und Frieden bei den Menschen.«

Rom und seine Umgebungen haben noch andere Catacomben, aber die unter der Basilika von St. Sebastian sind die geräumigsten und berühmtesten; in diesen ruhen, wie einige Schriftsteller angeben, siebzehn Päpste und einmalhundert vierundsiebenzig Tausend Martyrer. Alle Monumente, die man da sieht, sind gleich merkwürdig, weil sie uns alle gleichheitlich an die Entstehung der Kirche, an die Unerschütterlichkeit im Glauben, und an den Heldenmuth der ersten Christen erinnern.

Auf meiner Rückkehr von Sacro-Speco nach Rom besuchte ich das schöne Mausoleum der Cäcilia Metella, Tochter des Kretensers Quintus Metellus und Gemahlin des Crassus. Selbst der Zahn von Jahrhunderten, die Verwüstungen der Barbaren und der Bürgerkriege des Mittelalters gingen schonend an dem größten Theile dieses Denkmals vorüber, welches ein Werk aus der letzten Zeit der römischen Republik war. Ein runder Thurm, 90 Fuß im Durchmesser, mit tiburtinischen Steinen bekleidet, die so künstlich zusammengesetzt sind, daß man die Fugen kaum zu bemerken im Stande ist, ruht auf einem ins Gevierte gehauenen Sokel, und hat an seiner Zinne ein Karnies mit einem von Ochsenköpfen und Guirlanden geschmückten Fries; weswegen auch dieser Thurm den Namen Capo di Bove führt. Unter dieser Verzierung, nach der Straße zu, liest man folgende Inschrift:

Caeciliae
J. Cretici F.
Metellae Crassi.

(Der Cäcilia Metella, Tochter des Quintus des Kreters, Gemahlin des Crassus.)

Die Nachahmung der Einfachheit dieser Aufschrift, — sagte ein Mann von klugem Sinn — möchte uns wohl manche Täuschung ersparen.

In dem Heldengedichte »die Martyrer« erzählt Eudorus: »es war die Nacht schon hereingebrochen, als ich, um wieder auf die appische Straße zu kommen, meine Richtung nach dem Grabmale der Cäcilia Metella genommen hatte; bald befand ich mich, ohne zu wissen, wo ich war, innerhalb der Catacomben.« — Es läßt sich mit aller Bestimmtheit annehmen, daß diese Catacomben, worin sich Eudorus befand, keine andere waren, als die unter der Basilica des hl. Sebastian.

Wünschen Sie davon eine neuere von einem berühmten Schriftsteller verfaßte Beschreibung, so hören Sie die Erzählung, welche Herr von Chateaubriand dem Eudorus in den Mund legt:

»Auf der Rückkehr von der Quelle Egeria überraschte mich die Nacht, und ich wollte mich nach dem Grabmale der Cäcilia Metella, jenem bewunderungswürdigen Meisterstücke, wenden, um wieder die appische Straße zu gewinnen. Nachdem ich eine öde Fläche durchschritten hatte, bemerkte ich mehrere Menschen, die an beschatteten Stellen hinschlichen, zugleich an einer und derselben Stelle anhielten und plötzlich meinem Blicke entschwanden. Die Neugierde drängte mich dahin, und ich scheute nicht das Wagestück, in eine Höhle zu treten, wo jene Menschen wie geheimnißvolle Gestalten in den Schooß der Erde versunken waren. Unterirdische Gallerien, nur spärlich erleuchtet von einigen, in großen Zwischenräumen angebrachten Lampen nahmen mich auf, und ich sah an den düstern Wänden eine dreifache Reihe von Särgen, die übereinander aufgeschichtet waren, es war ein schauerlicher Anblick, das fahle Licht der Lampen brach sich an den Wänden der Wölbung, gleitete zögernd längs den Grüften hin, und ergoß sich in gespenstiger Beweglichkeit über diese ewig unbeweglichen Särge. Vergebens lauschte ich mit höchster Aufmerksamkeit irgend einem Laute entgegen, der mir zum Führer aus diesem Sitze des tiefsten Schweigens werden sollte; aber die Schläge meines Herzens waren die einzigen Töne, die ich in der gebieterischen Ruhe dieser Hallen hörte. Zu

spät kam mir der Gedanke, den Rückweg anzutreten; ich hatte mich verirrt und anstatt herauszukommen, verlor ich mich immer tiefer in die Windungen dieses Labyrinths. Von allen Seiten thaten sich neue Mündungen auf, die wieder von andern Gängen durchschnitten wurden. Jeder Schritt, den ich that, machte mich verlegner und unschlüssiger; mein sorgfältigstes Bemühen, den rechten Weg zu finden, hatte nur immer ein neues Verirren zur Folge, bald mäßigte, bald verdoppelte ich die Eile meiner Schritte. Der Wiederhall, der das Geräusch meiner schnell sich folgenden Schritte getreulich wiederholte, brachte alsdann einen solchen täuschenden Effekt hervor, daß ich hinter mir sehr eilfertig gehen zu hören glaubte.

»So war ich längere Zeit umhergeirrt und meine Kräfte begannen bereits zu schwinden, da setzte ich mich nieder an einem Kreuzwege, der dem Bereiche der Todten etwas entfernt lag. Das schwache Flimmern des Lampenlichtes kündigte ihr baldiges Erlöschen an, und erfüllte mich mit quälender Unruhe. Da ertönten plötzlich aus dem Hintergrunde dieser Todtenhalle harmonische Klänge, so rein, so entzückend, als entströmten sie den Chören himmlischer Geister; es war ein Entschweben, ein Wiederauftauchen himmlischer Accorde; sie wurden immer mehr zu mildern Sphärenklängen, je tiefer sie sich in die Windungen dieser unterirdischen Hallen ergoßen. Mit einem Gefühle, für das ich keinen Namen habe, erhob ich mich; ich schritt der Gegend zu, aus der mir die Zaubertöne entgegen schwebten, ich sehe vor mir einen beleuchteten Saal. Auf einem blumenbekränzten Sarkophage beging Marcellinus das heil. Meßopfer; eine zahlreiche Gemeinde wohnte dem Gottesdienste bei; junge Mädchen, in weiße Schleier gehüllt, knieten an den Stufen des Altars; sie waren die himmlischen Sängerinnen. Jetzt erkannte ich meinen Aufenthalt, ich befand mich in den Catacomben. In Betrachtungen versunken, bemerkte ich, daß sich ein Diakon zum Ohre des Priesters neigte, und ihm einige Worte zuflüsterte. Er winkte,

und plötzlich verstummten die Sängerinnen, das Licht der Lampen erlosch.... Die Schaar der frommen Beter wogte hinaus, und von ihr mit fortgedrängt befand ich mich am Eingange der Catacomben.«

Da wo Chateaubriand spricht, kann ich nur schweigen. Leben Sie daher wohl mein lieber Carl!

Neunundzwanzigster Brief.

Rom den 27. Mai 1838.

Als ich vor einigen Tagen nach dem Capitol ging, sah ich einen Franziskaner-Mönch gegen mich daher kommen, dessen ehrwürdige Züge mir bekannt schienen. Schon nach einigen Schritten habe ich mich überzeugt, daß dieser Mönch auch ohne den langen Bart, mit dem ich ihn früher gesehen, der Pater Franzesco de la Grotte, jener ehrwürdige Guardian des heiligen Grabes war, der mich während der Zeit, wo ich als Pilger in Jerusalem lebte, mit liebevollster Herzensgüte aufgenommen hatte. Er war nach Beendigung seiner Dienstzeit im heiligen Lande nun wieder zurückgekehrt, um als ein schlichter Mönch in seinem ersten Kloster sein Leben zu beschließen. Alsbald eilte ich in seine Arme, zog ihn an mein freudig bewegtes Herz und stellte ihm in meiner Hast tausend Fragen, ohne ihm Zeit zu lassen, eine einzige zu beantworten.

Wie groß war mein Staunen, als ich bei der Frage um Neuigkeiten von meinen Bekannten, Thränen in seine Augen treten sah. Er schwieg einen Augenblick, dann bat er mich ihm nach seinem nahe gelegenen Kloster zu folgen. Gleich nach unserm Eintritt in seine kleine ärmliche Zelle — ein treues Bild derjenigen, die ich in Jerusalem bei diesen guten Vätern bewohnt hatte — sagte er mit tiefer Wehmuth: »Sie sind nicht mehr, diese Männer, die Ihrer Erinnerung so würdig waren; sie sind gefallen unter den Dolchen der

Meuchelmörder!« — Wie? rief ich aus, ermordet? — Ohne Zweifel von den Arabern? — Nein, von den Griechen, war seine Antwort: vernehmen Sie die That.

»Es war gegen Mitte des Monats Juli 1833, als sechs spanische Mönche darunter zwei Priester, Pater Isidorus Bonals, General-Procurator des gelobten Landes, und der Pater Zacharias Bettarnero, dann vier Laienbrüder, Alexander Gomez, Mathias Ceprian, Paul Gonzalez und Franziskus Artigo in Begleitung von zwei jungen Katholiken, Benedikt Gallard, Bruder des Dragoman (Dollmetscher) des Superiors vom gelobten Lande und des Sohnes des Vice-Consuls von Jaffa sich nach Alexandrien einschifften, um von da nach Spanien zu segeln. Das Schiff, einem Türken gehörig, war mit Brettern befrachtet, und hatte außer den eben genannten, noch vier Türken und zwei Juden als Passagiere an Bord; überdieß bestand die Equipage aus drei Türken und sieben nichtunirten Griechen. Kaum waren die Anker gelichtet und das Segel aufgehißt, als der Bootsmann dem Boote die Richtung nach Cypern, statt nach Alexandrien gab. Auf die Frage: warum er dahin seine Fahrt nehme, erwiederte er: es geschehe, um sich auf Cimarole in Cypern mit frischem Wasser zu versehen. Einige Tage darauf, in der Nähe von Cimarole hatten sich unsere Reisenden der Ruhe überlassen, als die sieben Griechen diesen Augenblick wahrnehmend, den scharfen Dolch in der mordgeübten Faust, sich auf das Verdeck schlichen, und den Capitain, den Offizier, der die Aufsicht über die Fremden führt, die vier Mönche, die zwei jungen Katholiken, die vier türkischen Passagiere und die zwei jüdischen Kaufleute durchbohrten, bis auf zwei Mönche und auf zwei Türken; Letztere hatten die Mörder zwar auch nicht verschont, und hielten sie für todt; aber sie waren nur verwundet, und hielten sich unter den Brettern verborgen.«

»Den Mönchen hatten sie nur das Leben geschenkt, um von ihnen zu erfahren, wo das Schiffsgeld verwahret sey. Die Mönche verweigerten die Anzeige und nun erbrachen die

Griechen alle Koffer und Mantelsäche, hieben ein Loch in den Boden des Schiffes, um es zu versenken, warfen sich in das Boot und rißen die beiden Mönche mit sich fort, die sie wenige Angenblicke darauf ermordeten und ins Meer warfen.

»Unter den Brettern hervor, die ihnen einen sichern Versteck gaben, hatten die beiden Türken die Bewegungen ihrer Mörder nicht aus dem Auge gelassen; kaum sahen sie selbe weit genug entfernt, als sie die Verstopfung des in den Schiffsboden gehauenen Loches zu Stande zu bringen suchten, welches ihnen auch so gelang, daß sie am Abende des andern Tages im Hafen von Larnaca glücklich einliefen. Der am leichtesten verwundete Türke eilte ans Land, um den französischen Consul die geschehene Mordthat anzuzeigen; dieser beorderte unverzüglich seinen Sekretair in Begleitung des Zeugen nach dem Schiffe, um den andern Türken, den seine Wunde darauf zurückhielt, in Frage zu nehmen, und der Zustand, wie auch die Aussagen des Verhörten bestättigten die Anzeige seines Gefährten. «

»Der Consul erstattete sogleich an unsern General-Procurator in Jerusalem, so wie auch an mich Bericht über die verbrecherische That. Das Schreiben traf mich sechs Meilen von Antiochien, auf dem Wege nach Aleppo, wohin ich mich in Angelegenheiten meines Berufes verfügte. Alsogleich ließ ich zwei Abschriften ausfertigen, die eine für den Pater-Kommissär des gelobten Landes zu Konstantinopel, damit er ohne Verzug dem französischen Gesandten den Vorfall melde, die andere behielt ich für mich. «

»Dieses Attentat sollte nicht lange ungestraft bleiben. Die Mörder wurden kurze Zeit darauf auf einer kleinen Insel in der Nähe von Cypern festgenommen. «

»Drei von ihnen starben auf dem Blutgerüste, und die vier übrigen wurden in das Bagno von Konstantinopel gebracht. Daß sie die zwei Mönche über Bord geworfen hatten gestanden sie auf die Anzeige des Kapitains eines europäischen Schiffes, an welchem einer dieser Leichen vorübergeschwommen war. «

Dieser Erzählung des Franzesco folgte eine andere, die nicht minder traurig war. Der gute Vater theilte mir die Nachricht mit, daß kurze Zeit nach meiner Abreise die Pest den größten Theil der Mönche des Klosters vom heil. Erlöser hinweggerafft hatte. Diesen lieben Freunden weihte ich einige Thränen, obgleich ich sie um ihr Loos beneidete. Sterben zu Jerusalem, so nahe an Golgatha, so nahe am Grabe des Erlösers der Welt sterben als ein Opfer der Nächstenliebe welch ein Tod!.. Welch ein Erwachen!...

Ich verweilte längere Zeit bei Franzesco, diesem ehemaligen Guardian am heil. Grabe, Alles was ich zu Jerusalem gesehen, führte mir seine Gegenwart in das Gedächtniß zurück, und ihm dankte ich die Erneuerung aller Eindrücke, die ich dort genossen hatte. Als ich wieder in das Kloster das ich hier bewohne, zurückgekehrt war, eilte ich vor meinem Christusbilde mich auf die Knie zu werfen, und das zu meinem Innern zu sprechen, was ich mir schon so oft zu Gemüthe geführt, aber leider nicht zur Genüge geübt habe: »Was bin ich im Vergleich mit allen jenen eifrigen Mönchen? Allgütiger Gott, segne meinen Vorsatz, nur im Vergessen meiner Selbst, und nur in meiner Hingebung für dich, der du aus freiem Willen mir zum Opfer geworden, mein einziges Streben mein einziges Glück zu finden. — O wären doch die unglücklichen Tage, die ich nicht in deinem Dienste zugebracht habe, aus dem Buche meines Lebens gestrichen! Nein, *mir* kann kein Trost die aufrichtende Hand reichen, keine Beruhigung ihren stärkenden Balsam in meine erbangende Seele gießen; immer und immer muß ich mit dem reuevollen Augustinus ausrufen: **Sero te amavi.** » Ich habe dich zu spät geliebt.« Aber gegenwärtig liebe ich dich, und ich werde dich immer lieben, und durch die Inbrunst dieser meiner Liebe will ich jene Zeit vergüten, die ich ohne deine Liebe hingebracht habe. Und du heiliges Kreuz! anbetungswürdiges Kreuz! einst wird der Augenblick kommen, wo alles von mir scheidet, aber du wirst mich nicht verlassen; du bist und bleibst der ein=

zige Stern meiner Hoffnung! — Dich wird mir einst ein wohlthätiger Freund in die kraftlose Hand legen, dich wird er vor mein brechendes Auge halten, dich drücken an meine erbleichten Lippen; o möchte ich doch schon jetzt der heilvollen Kunst theilhaftig werden, dich würdig zu tragen. Durch die Pforte der Leiden ist Christus in den Tempel der heiligsten Glorie eingegangen; und nur dadurch kann mir ein Theil dieser Glorie werden, wenn ich auch einen Theil seiner Leiden auf mich nehme.

Noch gestern ward mir eine liebe Erinnerung an das gelobte Land. — Sie wissen, lieber Freund, daß im Collegium der Propaganda mehr denn zweihundert Jünglinge aus allen Theilen der Welt die Theologie studiren, um dann in ihrem Vaterlande die Glaubenslehre fortzupflanzen. Gestern besuchte ich dieses Collegium, und wurde vom Vorsteher, einem durch Kenntnisse und moralische Vorzüge berühmten Mitglied der Gesellschaft Jesu mit jener zuvorkommenden Artigkeit aufgenommen, die einer der liebenswürdigen Züge im Charakter dieses Ordens ist. — Wir kamen auf meine Pilgerfahrt nach Jerusalem zu sprechen, und er sagte mir, daß unter seinen Zöglingen ein Jüngling aus Bethlehem sey, der sich bereite, die geistlichen Weihen zu nehmen. — Auf meine Bemerkung, daß ich ihn vielleicht kenne, ließ er ihn sogleich herbeikommen. — So geraume Zeit ich Jerusalem verlassen hatte, so erkannte ich gleich meinen Abdalha Commindari, einen Araber, den ich so oft zu Bethlehem in der Sakristei der Kirche und im Hause seines Bruders, eines berühmten Rosenkranz-Fabrikanten, gesehen hatte. — Auf die Frage des Vorstehers, ob er mich noch kenne, betrachtete mich Abdalha einige Augenblicke und sagte dann: er kenne mich nicht. — Da ich in Jerusalem einen sehr dichten Bart und über meinen Trappisten-Habit ein schwarzes Skapulier getragen hatte, jetzt aber ohne solches und in der weißen Cucul *) vor ihm stand, so

*) Eine Art Oberkleid der Trappisten, welches vorn und hinten über die Schultern herabhängt, und nur bei großen Feierlichkeiten oder sonstigen Veranlassungen getragen wird. Anm. d. Uebers.

befremdete es mich nicht, von ihm nicht wieder erkannt zu seyn. — Er betrachtete mich jedoch mit einer größeren Aufmerksamkeit; plötzlich wie aus tiefem Schlafe erwachend, schlug er die Hände zusammen und rief mit unverkennbarer Freude: »Ach, das ist der gute Pilger, der vor seiner Abreise von Jerusalem die Krippe des Kindleins Jesu mit Rosenöl bestrichen und die Geburtsstätte in Wohlgerüchen gebadet hat.« — »Ja mein Sohn, der bin ich!« — Und mit diesen Worten schloß ich den frommen Araber in meine Arme und mein Herz schlug im schönsten Entzücken, bei der Erinnerung an diesen Ort der Geburt, denn ich hatte ja die theuersten Namen, die Krippe, das Kindlein Jesu, nennen gehört. —

Solche Augenblicke heilen die tiefsten Wunden, die herbsten Leiden, das tausendfach gebrochene Herz. —

Mit Gott, mein theuerer Carl!

Dreißigster Brief.

Rom, den 1. Juni 1838.

Ich hatte mir vorgenommen, in meinem ersten Briefe die Frage zu erörtern: Was die Religion von dem *Geiste* der in Europa lebt und waltet, zu hoffen oder zu *befürchten* habe, als ich mich neuerdings von der Gründlichkeit des Motto: »der Mensch denkt, Gott lenkt« — zu überzeugen Veranlassung hatte. — Ich war mit Lösung dieser Frage beschäftigt, und zu dem Behufe dieselbe möglichst gründlich abhandeln zu können, erholte ich mir den Rath sehr erleuchteter Prälaten, als ich zu meiner großen Ueberraschung durch eine päpstliche Bulle zum Abt von La Trappe ernannt wurde. — In Folge dieser Ernennung muß ich unverzüglich nach Frankreich abreisen, und es bleibt mir nur so viel Zeit, daß ich meine Reiseanstalten treffen, und meine Abschieds-Aufwartung bei Sr. Heiligkeit machen kann. — Ohne meine Abreise zu verzögern, werde ich in drei bis vier Tagen die Füße des heiligen Va-

ters küssen, in der dankbarsten Anerkennung für so viele wahrhaft väterliche Huld, womit er mich aufgenommen, und für die viele sichtbare Beweise seiner Güte, deren mich dieser erhabene Mann, während meines Aufenthalts in Rom so sehr gewürdigt hat. — Mit seinem Segen beglückt, eile ich dann in die Basilika von St. Peter, um am Grabe der Apostel Gott anzuflehen, daß er mir durch ihre Fürbitte die Gnade verleihe, die mir von ihm verhängte Bürde mit Muth, Kraft und Ausdauer durchs Leben hin zu tragen. —

Welch eine Veränderung hat sich so plötzlich in meinen äußern Verhältnissen gestaltet? — Schon sah ich der nahen Stunde entgegen, die mich wieder in die friedliche Stille meines einsamen Klosters zurückführen sollte, und jetzt muß ich in Mitte des geräuschvollen Roms meine Wohnung nehmen, und für immer in der Hauptstadt der Welt residiren, da ich nebst Ereirung zur Würde eines Abtes auch zu der des General-Procurators des Ordens von La Trappe ernannt worden bin. Von hier geht der schriftliche Verkehr aus, in dem ich mit unsern verschiedenen Ordenshäusern stehen werde und es liegt in meiner Stellung, jährlich im September eine Reise zum General-Kapitel nach der großen La Trappe in der Nähe von Mortagne zu machen. — Ich habe der Hoffnung gelebt, die Spanne Zeit, die mir noch für diesseits gegönnt seyn möchte, der Betrachtung unvergänglicher Wahrheiten zu weihen, und jetzt, mein lieber Carl! jetzt muß ich mich mit reger Thätigkeit den Angelegenheiten und dem Wohl meiner Ordens-Mitbrüder hingeben. — Es war eine Zeit, wo ich, für die Welt ein Nichts, in klösterlicher Einsamkeit, mich der Besorgung niedriger Dienstleistung zu unterziehen hatte; — und gerade jene Zeit ward für mich so reich an innern Genüssen, daß ich, der arme, unbeachtete Trappist meine Stellung nicht für die eines Mächtigen der Erde hingegeben hätte. — Keine Sorge lastete auf mir, ich dachte nur an das Eine, das Noth that, und sah nur hinüber in die Gefilde einer ewig glücklichen Ruhe. In den Stunden tiefer Betrachtun-

gen habe ich gelernt, daß außer dem Einen, Alles Andere Eitelkeit und Unruhe ist; und als eine glückliche Erfahrung mir diese Wahrheit fühlbarer gemacht, daß mein vorgerücktes Alter und die geschwächte Körperkraft mir sagen, daß meine Stunde nahe sey, da fühle ich gleichsam meinen Nachen vom Hafen wieder hinausgeschleudert in das wogende Meer des viel bewegten Lebens, und in nebelgrauer Ferne entschwinden die freundlichen Gebilde der Ruhe und der Glückseligkeit, die ich nach so vielen Stürmen im Hafen gefunden hatte. Es sey; und ich füge mich mit Ergebung, denn ich erkenne die Wege Gottes, die, sind ihre Richtungen auch für uns eine unerklärbare Erscheinung, doch immer nur zum schönsten, zum glücklichsten Ziele führen. —

Jetzt ist der Augenblick gekommen, der mir Ihr Gebet so höchst nöthig macht, beten Sie daher für mich; denn die Würde, zu welcher man mich erhoben, verringert nicht die Bürde, die ich selbst meinen morschen Schultern auferlegt habe, und eben diese Würde erzeugt für mich neues Mühen und neue Opfer. — Beten Sie für mich, mein theuerer Freund! — Das Streben nach treuer Erfüllung aller Pflichten, die ich für den Orden habe, dem ich angehörte, hat mich dahin bestimmt, immer, so viel es die Verhältnisse erlauben, als Trappist zu leben, und nur im Klosterkleide zu erscheinen; und unter dem Habit von La Trappe soll mein Herz die tiefste Stille der Einsamkeit genießen. — Das Kreuz meiner Würde, das jetzt auf meiner Brust strahlet, wird für mich nie ein blendender Schmuck, sondern da ich es immer unter den Augen habe, nur das Werkzeug der Ermuthigung seyn, immer die Fußtapfen Jesu im Auge, das Verlangen der eifrigsten Nachfolge im Herzen zu haben. — Bethen Sie, mein Freund! mit aller Innigkeit für mich, ich fühle es, ich habe besondere Gnaden vonnöthen; bethen Sie daher, damit mir Gott Stärke verleihe, die allein mein Stab auf diesem Klippenpfade seyn kann.

Und Dich, lieber Leser, dem ich so oft das Innerste meiner Seele erschlossen, auch Dich bitte ich, meiner im Gebethe eingedenk zu seyn, auf daß ich als ein würdiger Sohn, des heil. Bernhard seinem Orden nütze, und der Gnade mich werth mache, einst wieder in mein Kloster zurückzukehren, um da, von meinen Brüdern umgeben, auf einer Handvoll Asche ruhen, meine Seele in die Hände ihres Schöpfers zurück zu geben.

Mit Gott! —

Belege.

Assisen-Gericht

des

Ober-Rheines in Colmar.

Sitzung vom 2. März 1837 unter Präsidentschaft des Hrn. Marande.

Brand des Klosters La Trappe.

Anklage gegen einen Novizen. — Unvermutheter Vorfall. —

Die im Bezirke von Altkirchen und einige Meilen von der ganz protestantischen Stadt Mühlhausen gelegene Gemeinde Reiningen enthält ein Trappistenkloster in einem sehr freundlichen Kanton, genannt Oelenberg. In Folge der Beunruhigungen, welche die P. P. Trappisten in den ersten Tagen der Julius-Revolution von einigen Personen zu erleiden hatten, flüchteten sie in das Ausland. Da aber die neue Regierung auf geregelter Bahn geht, und die Religionsduldung mit aller Strenge zum Gesetz erhoben hat, so wurden die

Trappisten ermuthigt, allmählig in ihr Kloster zurückzukehren, wo sie ihr stilles und strenges Leben fortsetzten. Im Besitze der Achtung und des Vertrauens der Gemeinde von Reiningen wie auch der Umgebungen, durch ihre religiösen Uebungen und Feldarbeiten auf sich selbst beschränkt, allen Gängen der Politik fremd, wurde nie die Ruhe und der Frieden dieses Klosters gestört.

Da schlug am 13. Nov. 1836, beiläufig um 2 Uhr Nachmittag aus einer der Klosterscheunen die Flamme auf. Ungeachtet der schnellsten Hülfeleistungen, war doch in wenigen Augenblicken die Scheune mit ihren reichen Feldvorräthen ein Raub der Flammen; nur mit größter Mühe wurden die übrigen Gebäude gerettet; der Schaden wurde auf 30,000 Francs geschätzt. Die ganze Feuersbrunst verrieth, daß sie nur durch Bosheit entstanden seyn konnte. Den Brandstifter zu vermuthen, war um so schwieriger, als die Trappisten allgemein beliebt und sich keines Feindes bewußt waren.

In dem Augenblicke, wo der Brand alle Aufmerksamkeit gefesselt hatte, bemerkte man einen Menschen, der in der Richtung vom Kloster her auf voller Flucht war. Diese Flucht und die Verlegenheit des Menschen schon erregte Verdacht bei den Leuten, die dem Fliehenden begegneten. Sie hielten ihn fest und führten ihn vor den Maire von Reiningen, der ihn summarisch verhörte. Als seine Taschen durchsucht werden sollten, überlieferte er selbst zwei Gebetbücher, Zeugnisse vom Bischof von Straßburg, ein Rasiermesser und einige andere Kleinigkeiten. Auf die Frage: ob er der Brandstifter sey, antwortete er verneinend; er gab hierauf an, daß er im Kloster gewesen und dort einer Andachtsübung beigewohnt habe; dieser Angabe wurde widersprochen.

Man brachte ihn in das Gefängniß. Nun wurde eine Untersuchung eingeleitet, und es ergab sich, daß dieser Mensch, mit Namen Schütz, im Kloster La Trappe acht Monate hindurch als Noviz gelebt habe, aber wegen Mangel an Beruf fortgeschickt worden sey; über sein früheres Leben herrschte

nur eine Stimme, die eines ausgezeichneten Lobes. Ungeachtet sein Charakter düster und verschlossen war, so zeigte er doch stets ein sanftmüthiges Benehmen. Er konnte keiner schlimmen That bezüchtigt werden, und man hatte nie von ihm ein Wort gehört, welches einen Haß gegen die Trappisten oder das Verlangen nach Rache ob seiner Abweisung von der Aufnahme in den Ordensverband bezeichnet hätte. Aber trotz der gültigsten Zeugnisse von seinem unbescholtenen Lebenswandel und der Geringfügigkeit der gegen ihn entdeckten Beschwerden konnte der Verdacht, der auf ihm lastete, nicht unterdrückt werden.

Die Untersuchung erhob nur wenig erschwerende Umstände. Man hatte wohl Verdacht und Anzeichen gegen ihn, aber man konnte doch zu keiner Ueberzeugung gelangen. Selbst als die Sache vor die Anklagekammer des königlichen Assisen-Hofes in Colmar gekommen war, zögerte der Staatsprokurator nicht, einen Befehl der Unzulänglichkeit der Anklage zu requiriren, denn eine Verhandlung vor den Assisen schien ihm unnütz, so gering und unbedeutend waren die belastenden Punkte zur Motivirung der Anklage. Die Anklagekammer hielt indessen die Folgerungen der Staatsbehörde für unzulässig, und verordnete, daß Schütz vor das Geschwornengericht zu bringen sey.

Unterm 2. März wurde Schütz zur öffentlichen Verantwortung ins Verhör gebracht. Sein Vertheidiger Herr Baillet hoffte das Beste.

Der Gerichtshof schien zu glauben, die Sache werde schnell durch Freisprechung des Angeklagten endigen. Das Organ der Staatsbehörde, welche die Unzulässigkeit der Anklage gegen Schütz motivirt hatte, konnte nicht umhin, zu erkennen, daß es ihr unmöglich sey, seine Schuld zu plädiren. Alles ließ erwarten, daß der Knoten dieses Drama schnell auf eine dem Angeklagten günstige Weise sich lösen werde.

Der Präsident, die Geschwornen, der Staatsprokurator, der Vertheidiger, Alle trugen die Miene einer gewissen Vergnügtheit und Zuversicht. Kein Vorurtheil, keine Gemüths-

bewegung, keine Aengstlichkeit, verfinsterte ihre Stirne. Wenn man aber die Haltung des Angeklagten betrachtet, so wird man gewissermassen betroffen. Sein Anzug hat etwas von dem eines Clerikers, seine Figur etwas Gemeines, etwas Unedles, sein Kopf ist auf die Brust gesenkt, seine Augen sind in den Boden gewurzelt, seine Hände über den Knien verschlungen.

Seine ganze Haltung trägt das Gepräge einer tiefen Unempfindlichkeit. Wie läßt sich diese Zerknirschtheit, diese innere Stille, diese Gleichgültigkeit, mit der Miene der frohen Zufriedenheit und der Zuversicht seines Anwaltes, und mit den Worten der Ermuthigung, die er unaufhörlich an ihn verschwendet, vereinigen? Wir werden es sogleich hören.

Nachdem der Anklage-Akt und der Befehl zur Verweisung vor den competenten Gerichtshof verlesen worden war, ließ der Präsident den Beklagten aufstehen, und richtete an ihn die Worte:

»Sie haben die Anklage vernommen, die gegen Sie vor»gebracht ist, was haben Sie zu Ihrer Vertheidigung einzu»wenden? Ist die Ihnen beigemessene That wahr?«

Der Angeklagte, mit schwacher Stimme und niedergeschlagenen Augen: — Ja, sie ist wahr! (Anhaltende Bewegung der Zuhörer).

Der Präsident. Wie, sie ist wahr! Sie bekennen Sich also schuldig?

Der Angeklagte, mit der nämlichen Stimme: Ja, ich bin schuldig. (Neue Bewegung in den Tribünen.)

Unbeschreiblich ist die Wirkung, welche diese wenigen Worte auf den Gerichtshof, auf die Staatsbehörde, auf den Vertheidiger und auf das Pubtikum hervorbrachte.

Der Augeklagte bleibt unempfindlich, er steht aufrecht, auf das Geländer gestützt, seine Haltung ist voll Zerknirschung. Er wagt kaum die Augen aufzuschlagen; alle Blicke sind auf ihn gerichtet. An die Stelle der allgemeinen Gleichgültigkeit trat nun lebhafte Theilnahme, Besorgtheit und Unruhe;

Jeder fragt sich, ob er wohl seinen Ohren trauen dürfe, ob der Beklagte mindestens das Gewicht seiner Aussage wohl verstanden hat, denn man weiß, daß, wenn er auf seinem Geständniß beharrt, dieses den schwachen Beweisen der Anklage eine außerordentliche Kraft geben würde.

Der Präsident: Beklagter, haben Sie wohl überlegt, was Sie so eben ausgesagt?

Der Angeklagte: Ja . . . ich bin schuldig.

Der Präsident: Aber dieses Geständniß bindet Sie nicht.

Der Angeklagte: Dieses Geständniß ist die Wahrheit.

Der Präsident: Besinnen Sie Sich ... es ist noch Zeit.

Der Angeklagte: Ich bin schuldig.

Der Präsident: Also Sie sind es, der die Scheune in Brand gesteckt hat?

Der Angeklagte: Ja, ich habe die Scheune in Brand gesteckt.

Der Präsident: Was hat Sie zu dieser That bewogen?

Der Angeklagte: Die Rachsucht. Man hat mich ungerechter Weise aus dem Kloster verstoßen; ich wollte mich dafür rächen.

Der Präsident: Und warum gestehen Sie nun diese That ein, nachdem Sie zuvor geläugnet haben?

Der Angeklagte: Die Wahrheit ist stärker als ich, mein Gewissen zwingt mich, sie zu bekennen.

Der Präsident: Hat Sie vielleicht Jemand aufgereitzt, dieses Geständniß zu thun? Hat Ihnen Jemand geschrieben?

Der Angeklagte: Nein, Niemand hat mit mir geredet, Niemand hat mir geschrieben. Mein Gewissen verpflichtet mich, mich für schuldig zu bekennen.

Schütz gibt hierauf die Auseinandersetzung der Art und Weise, wie er das Feuer angelegt, er beschreibt die Scheune und sein Gefängniß von Reiningen. Alle diese Angaben wurden durch Aussage der Zeugen bestättigt. Der Gerichtshof scheint nur noch mit einem Punkte beschäftigt, nämlich dieses

Eingeständniß zu controlliren, und dasselbe erscheint aufrichtig. Auf mehrere aufgenommene Zwischenfragen wiederholt er es immer mit der nämlichen Ruhe, mit der nämlichen Unempfindlichkeit.

Obgleich diese dramatische Entwickelung dem Vertheidiger Hrn. Baillet und dem Substitut des General-Procurators Herrn Dillemann höchst unvermuthet kam, so wußten sie doch in dieser neuen Stellung, die dieser neue Umstand herbeigeführt hatte, ihre vollkommene Fassung zu behaupten.

Die Staatsbehörde nahm in ihrem Vortrage alle Punkte des Verdachts, die einzeln wenig Gewicht hatten wieder auf, verknüpfte sie mit dem Eingeständniß des Beklagten, und gründete hierauf dessen Straffälligkeit, indem sie jedoch zu seinen Gunsten alle mildernden Umstände hervorhob.

Der Vertheidiger, welcher zuvor geglaubt hatte, daß es ihm nicht die geringste Anstrengung kosten würde, die Freisprechung seines Clienten zu erlangen, konnte sich nicht zur Auffassung des Gedankens entschließen, daß derselbe nun verurtheilt werden solle, und richtete seine Vertheidigungsrede mit aller Kraft sogar gegen seinen eigenen Schützling: »Sicherlich — sprach er — ist sein Geständniß kein Freiwilliges. Si»cherlich ist es ihm von den falschen Grundsätzen »einer übelverstandenen Frömmigkeit und asze»tischen Schwindelei eingeflößt worden. Uebrigens »hat dieses Geständniß durchaus keine Rechtsgiltigkeit, weil »das Vorhandenseyn der Anklage gewissermassen nur allein »auf diesem Geständniß beruht. Ein solches Geständniß be»urkundet Geistesschwäche und gänzlichen Mangel an intellek»tuellen Fähigkeiten; und es liegt klar am Tage, daß der »Beklagte die Wichtigkeit eines solchen Geständnisses nicht »begreift. Seiner Freisprechung gewiß, verdammt er sich selbst »durch sein Geständniß. Das ist die Handlung eines Wahn»sinnigen. Das Geschwornen-Gericht darf gar keine Rücksicht »darauf nehmen.«

Nach belebten Gegenreden zwischen der Staatsbehörde und dem Vertheidiger faßte der Präsident in einer weisen

und unpartheiischen Rede alle einzelnen Punkte nochmals zusammen, und das Geschwornengericht ging in das Berathungszimmer ab. Nach einer Stunde kehrt dasselbe in den Gerichtssaal zurück und sein Ausspruch erkennt den Beklagten für schuldig die Scheune in Brand gesteckt zu haben, jedoch ohne den beschwerenden Umstand eines bewohnten Hauses, sondern mit mildernden Umständen.

Der Beklagte wurde hierauf zu 5 Jahren Gefängnißstrafe verurtheilt, und mit der nämlichen Unempfindlichkeit, die er während dem ganzen Verlauf der Verhandlungen bewiesen hatte, hörte er auch sein Urtheil an.

Brief

des Herrn Baron von Geramb an den Herrn Abbè de la Mennais vor seiner Abreise von La Trappe.

(Beilage zu Seite 24.)

Mein Herr!

Ich war unschlüßig, diese Zeilen an Sie zu richten, aber die zarte Theilnahme, die ich für Sie hege, die innige Freundschaft, die ich Ihnen gewidmet habe, ohne mich der Ehre Ihrer persönlichen Bekanntschaft zu erfreuen, machen es mir zur Pflicht; eine Pflicht, die um so gebieterischer es erheischt, als mein Gewissen während der Spanne Zeit, die ich hienieden noch zuzubringen habe, mich foltern würde, wollte ich ein feiges Schweigen gegen Sie beobachten, das nicht aufhören würde seine beklemmende Wucht auf meinen Geist auszuüben und mein Herz mit Betrübniß zu erfüllen.

Vor mehreren Jahren, mein Herr, als ich im Begriffe stand, mich nach La Trappe zu begeben, fiel mir der erste Band ihres Werkes „Esai sur l'indifference« in die Hand; ich kann Ihnen nicht genug beschreiben, welchen wunderbaren Eindruck dasselbe auf mich hervorgebracht hat; meine Liebe, meine Bewunderung für Sie war so groß, daß ich unschlüssig war, ob ich nicht vor meinem Eintritte in das Kloster die Bekanntschaft eines Mannes suchen sollte, dessen Geist der

Stolz Frankreichs, das Glück der Kirche und die Verzweiflung, des Gottlosen zu werden begann; in meiner einsamen Zelle umschwebten mich von nun an stets Ihr Name und Ihr Bild, umgeben, wie ich nicht zweifelte, vom Glanze der Achtung und Bewunderung Ihrer Zeitgenossen.

Eine Reihe von Jahren lebte ich in der Verborgenheit meines Klosters, ohne Kenntniß der Welt und ihrer Wirren, und als ich später gezwungen wurde, dasselbe zu verlassen, besuchte ich das heilige Land und den Berg Sinai. Ich verlor Europa aus dem Blicke, und erst bei meiner Zurückkunft aus Ober-Egypten vernahm ich einige weitläufige Neuigkeiten in Betreff Ihrer Person. Kaum war ich von meiner langen Pilgerfahrt zurückgekehrt, als mir ein Buch mit dem Titel: »Worte eines Gläubigen« zu Gesicht kam. Das Buch entsank meinen Händen, und ich betheuerte, es könne nicht von Ihnen seyn; als ich aber über meine Täuschung Gewißheit erlangt hatte, da würde ich mich glücklich geschätzt haben, mein Herr, hätte ich mit meinem Blute den größten Theil dieses höllisch schönen Werkes auslöschen können.

Indessen sollte ich, wo möglich einen noch tiefern Schmerz erfahren, denn eine neue Kränkung war dem heiligen Stuhle, dem Stellvertreter Jesu Christi, und in seiner Person unserer heiligen Religion in ihrem letzten Werke: »sur les affaires de Rome« vorbehalten.

Convulsivisch zitterte meine Hand beim Durchblättern dieses Buches, und oft warf ich mich mit dem Angesichte zu Boden, und betete für Sie, denn ich glaubte den Flügelschlag des gestürzten Engels zu hören. Und dennoch, mein Herr, hat sich meine Freundschaft zu Ihnen nicht vermindert, ja sie hat sich sogar noch vermehrt, weil Sie in meinen Augen den äußersten Grad des Unglücks erreicht haben.

Ihr Zustand hat mir die Empfindung nie gekannten Leidens bereitet, an dem meine Lebenskraft dahinwelkt. In Ihnen finde ich den beklagenswerthesten Menschen in diesem Thale der Zähren, denn ich habe die innigste Ueberzeugung, daß kein

Tag vergeht, an dem Sie nicht mit erschrockenem Blicke die Tiefe des Abgrundes messen, in welchem Sie Sich befinden, und daß keine Nacht verfließt, wo Sie, allein mit Ihrem Geiste, mit Ihrem Namen und mit Ihrem Ruhme, nicht das Loos des ärmsten Mönches im geringsten Dorfe Frankreichs beneiden.

Es wird eine Zeit kommen, mein Herr, wo ausgestreckt auf unserm Schmerzenslager die Ewigkeit sich uns aufthun, unsere Leidenschaften verstummen machen, unsern Stolz brechen, und uns zwingen wird, den letzten Augenblick der Gerechtigkeit und Wahrheit zu weihen. Bei diesem letzten Augenblicke, mein theuerster Herr von La Mennais, beschwöre ich Sie, die Stimme eines Mannes zu hören, der Sie aufrichtig liebt, und der Alles in der Welt hingeben würde, um Sie glücklich zu wissen und dazu beizutragen, Sie ihrem alten Ruhme wieder zu geben. Im Begriffe nach Rom zu reisen, wo ich zwei bis drei Monate zu bleiben gedenke, will ich Ihnen einen Vorschlag machen, der Sie ohne Zweifel im ersten Augenblik überraschen wird, dessen ganze Wichtigkeit und Nothwendigkeit Sie aber erfassen werden, wenn Sie von Ihrem ersten Staunen zurückgekommen, vor Ihrem Crucifix ernstlich darüber nachdenken wollen.

Ergreifen Sie, mein lieber Herr von La Mennais, den Reisestab, und werden Sie der Gefährte eines Mönchs, der Ihnen die grösste Aufmerksamkeit bezeugen, und mit Achtung und Zärtlichkeit Sie umgeben wird. Werfen Sie Sich mit ihm zu den Füßen des Statthalters Jesu Christi, des Papstes jenes erhabenen und geheiligten Greises, dem Sie so grausam das Vaterherz zerfleischt haben. Sprechen Sie zu ihm: »mein »Vater, ich habe gesündigt gegen den Himmel und gegen »Dich,« und Sie werden in seiner Person den würdigen Stellvertreter Gottes finden, der gerne verzeiht, und in seinen erhabenen Zügen, worin sich alle Tugenden seines edlen Herzens abspiegeln, das Glück leuchten sehen, welches ihn beim Wiederfinden eines geliebten Sohnes erfüllen wird. Die Kirche wird sich freuen, das gutdenkende Europa Sie bewundern, und ich armseliger Sünder werde, die Stirne im Staube, Denje-

nigen loben und preisen, der Ihnen seit so vielen Jahren, so schöne Seiten eingeflößt hat, und zu dessen Dienste Sie aufs Neue ihre Tage und ihre Nächte weihen werden.

Möge es ihnen gefallen, mein Herr, mich mit einer Antwort zu beehren, und Sie die Güte haben, mir selbe entweder unter der Adresse der Herren Adrian Le Clerc und Cop meiner Verleger in Paris, die meine Reiseroute kennen werden, oder nach Marseille, wo ich vom 1. bis 15. September Ihrer harren will, zuzusenden, und sich meiner ausgezeichnetsten Hochachtung und liebevollsten Gesinnungen gegen Sie versichert zu halten.

Olivenberg von Unser lieben Frau von La Trappe den 15. Juni 1837.

Bruder Maria Joseph v. Geramb.

Brief

Seiner Eminenz des Kardinal Sala

an den Vater General der Mönche von der Barmherzigkeit des heil. Johann von Gott in Rom.

(Beilage zum zwanzigsten Brief Seite 235.)

Es war von jeher der karakteristische Hauptzweck der Mönche vom Orden des heiligen Johann von Gott, sich ohne Unterlaß dem Dienste der armen Kranken zu weihen, und alle Arten von Sorgfalt an sie zu verschwenden, welche die sinnreiche christliche Liebe allein einzuflößen im Stande ist. Das traurige und betrübende Ereigniß, daß diese Hauptstadt der christlichen Welt von den Verheerungen der asiatischen Cholera heimgesucht worden ist, hat, indem es dem Eifer der würdigen Söhne ihres heiligen Stifters ein weites Feld eröffnete, hinlänglich bewiesen, bis zu welchem Grade diese Mönche eine so heldenmüthige Tugend ausüben konnten. Niemand hatte besser Gelegenheit die außerordentliche Nächstenliebe dieser würdigen Mönche zu beobachten und zu schätzen, als die in dieser berühmten Stadt eingesetzte Sanitäts-Commission; dieselbe sah diese barmherzigen Mönche, da wo die Noth am größten war,

beseelt von Eifer und Edelmuth, ihre Sorgfalt und ihre Mühen, ohne Rücksicht auf die Gefahr, der sie ihr Leben aussetzten, mit der standhaftesten und bewunderungswürdigsten Ausdauer verschwenden.

Der Raum gestattet nicht, hier die Tugenden aufzuzählen, welche man zu jener Zeit in ihnen glänzen sah. Indessen wird die Commission auch nie der außerordentlichen Bereitwilligkeit ihre Anerkennung versagen, mit der Sie, ehrwürdigster Vater, bei der ersten Kunde der Gefahr, die Rom bedrohte, Alles aufbothen, um auf's Schnellste die Hülfe, deren man so dringend bedurfte, herbeizuschaffen, indem sie aus Toscana und anderen Provinzen Mönche herbeikommen ließen, um jenen beizustehen, die bereits beschäftigt waren, den unglücklichen Cholerakranken ihren Eifer und ihre Sorgfalt zu weihen.

In beifälliger Anerkennung erinnert sich die Commission stets der unendlichen Mühen, welche diese Mönche zu ertragen hatten, nicht allein bei der den Cholera-Kranken bewiesenen Hülfeleistung, sondern auch bei der Regulirung und Handhabung der Ordnung in den Krankenhäusern, welche diese neue Art von Krankheit erforderte. Dieses thaten sie mit einer bewunderungswürdigen Umsicht. Der Eifer, der sie beseelte, sich Dienstleistungen aller Art, bei denen die Natur am heftigsten widersträubt, zu unterziehen, ließ sie die Gefahr vergessen, der sie sich augenscheinlich aussetzten, da mehrere von ihnen die Opfer ihrer Nächstenliebe und Hingebung wurden.

Endlich hatte, Dank der göttlichen Barmherzigkeit, die verheerende Geißel, die überall auf ihrem Zuge Trauer und Schrecken verbreitete, aufgehört, ihre furchtbaren Verwüstungen auszuüben: aber die guten Mönche hatten das Ziel ihrer Mühen noch nicht erreicht, weil sie nun alle möglichen Vorkehrungen trafen, um einer allenfallsigen Wiederkehr der Krankheit vorzubeugen.

Die Furcht, Ihre Bescheidenheit, hochwürdiger Vater, und jene Ihrer guten Mönche zu verletzen, verbiethet mir, mich noch weiter auszubreiten, und ich glaube nicht, daß es nöthig sey, hier an die gerechte Erkenntlichkeit zu erinnern,

welche die Bewohner Roms gerne einstimmig im vollsten Maaße ihrer Tugend darbringen.

Aber wird die Commission auch die edle Uneigennützigkeit mit Stillschweigen übergehen, mit der Sie die doppelten Kosten Ihrer Hülfeleistungen bestritten, die einestheils die Pflege der großen Anzahl von Kranken, und anderntheils die Reisekosten der guten Brüder veranlaßt haben? Wird sie auch das edelmüthige Zartgefühl verschweigen, mit welchem das Kloster die ihm von der Kommission angebotene Schadloshaltung ausschlug?

Möchte Ihnen dieser Brief das ehrenvolle Zeugniß der dankbaren Anerkennung ausdrücken, welche die Commission so achtungswerthen Männern zu ertheilen, sich zum Ruhme und zur Ehre anrechnet. Möchte er auch so bekannt werden, wie das Betragen derselben, die besonders bei dieser Gelegenheit so schön verstanden haben, die Lobeserhebungen zu verdienen, welche man gezwungen ist, ihnen darzubringen.

Die Commission konnte dem lebhaften Wunsche nicht widerstehen, Ihnen die Gefühle der Dankbarkeit zu bezeugen, von welchen sie durchdrungen ist, und bittet Sie, Hochwürdiger Vater, das kleine Geschenk eines Kelches, welchen sie für die Kirche Ihres Klosters bestimmt hat, gütigst annehmen zu wollen; damit dieser Kelch bei Begehung der heiligen Geheimnisse täglich an jene betrübende Zeit erinnern möge, welche diesen kleinen Beweis ihrer Dankbarkeit hervorgerufen hat, und damit er in der Folge dazu dienen möge, die Mönche des Ordens anzueifern, in die Fußstapfen ihrer Vorgänger zu treten, und ihrem Eifer und ihrer Tugend nachzuahmen.

Der unterzeichnete Cardinal Präsident rechnet es sich zu großer Ehre, das Organ der Commission zu seyn, um Ihnen die ehrenvollen Empfindungen zu bezeugen, die sie gegen Ihren Orden hegt und die sie immer demselben bewahren wird.

Voll Achtung und dankbarer Anerkennung nennt sich

Ihren sehr gewogenen Diener

G. A. Kardinal Sala.

Bayerische Staatsbibliothek MÜNCHEN

Inhalt.

Seite

Vorbericht VII

Erster Brief. Abreise von Lyon. — Krankheit in Colmar. — Ankunft im Kloster vom Olivenberg von Unserer Frau von la Trappe. — Empfindungen. — Der Prior und sein Bruder. — Ihr Tod. — Brand auf dem Olivenberg. — Ein Noviz ist der Brandstifter. — Die Assisen. — Grippe. — Tod zweier Mönche. 11

Zweiter Brief. Krankheit. — Leiden. — Abreise vom Kloster zur Reise nach Rom. — Reise in die Schweiz. — Genesung. — Wallfahrt Maria Einsiedel. — Bemerkungen über die Schweiz. — Brief an Hrn. de La Mennais. — Ankunft in Paris . . 20

Dritter Brief. Vincennes. — Erinnerungen. — Verhaftung zu Husum im Jahre 1812. — Aachen. — Der Baron Despres-des-Condrais. — Bewunderungswürdige Handlung. — Gefangenschaft. — Transportirung. — Abbé von Boulogne, Bischof von Troyes. — Monsignor von Gregorio. — Pater Fontana. — Abbé Pedicini — Einzug der Alliirten in Paris. — Befreiung. 26

Vierter Brief. Kirche von Unserer Frau von Loretto. — Magdalenen-Kirche. — Obelisk von Luxor. — Louis XVI. — Maria Antoinette. — Denkmal der Versöhnung. — Triumphbogen des Sterns. — Versailles. — National-Museum. — Fieschi. — Französische Kirche von Chatel. — St. Sulpice. — St. Rochus. — St. Genovefa. — Ihr Gibel. — Abreise von Paris. 36

Fünfter Brief. Reise nach Lyon. — Reizende Ufer der Saône. — Barbara-Insel. — Lebendiger Glaube der Lyoner. — Zahlreiche Wohlthätigkeits-Anstalten. — Werk der Glaubens-Propaganda. — Fourvieres. — Devotion vor der Mutter Gottes. — Der hl. Pothinus. — Erste Martyrer in Gallien. — Die heil. Blandine. — Kirche des heil. Irenäus 54

Sechster Brief. Abreise von Lyon. — Dampfboot. — Valenzia. — Avignon. — Die Packträger eine Geißel der Reisenden. — Kapelle von der Erbarmung. — Ein elfenbeinernes Christusbild von seltener Schönheit. — Gemälde und Dichtung vom guten König René. — Vaucluse. — Laura. — Petrarka. — Crillon. — Pius VI. — Die Glacière 63

Siebenter Brief. Marseille. — Das Dampfboot Maria Christine. — Nizza. — Cassini. — Genua. — Christoph Columbus. — Andreas Doria. — Livorno. — Insel Elba. — Bonaparte. — Ode von Manzoni auf Napoleons Tod. — Civita-Vecchia. — Hafen von Civita-Vecchia. — Herr de la Mennais. — Bagno (Sklavenzwinger). — Galeerensklaven. — Der Raubmörder Gasparone 76

Achter Brief. Abreise von Civita-Vecchia. — Monteorni. — Die St. Peters-Kuppel. — Empfindungen bei der Annäherung an Rom 98

Seite

Neunter Brief. Ankunft in der heiligen Stadt. — Besuch der St. Peterskirche. — Bemerkung über Rom. — Die Tiber. — Kloster von St. Magdalena. — Besuch beim Kardinal Gregorio — Beim Kardinal Lambruschini. — Audienz bei Sr. Heiligkeit Papst Gregor XVI. 103
Zehnter Brief. Kleidung des Papstes. — Sein Hof. — Seine Würde 110
Eilfter Brief. Die röm. Staaten. — Doppelte Würde des Papstes 119
Zwölfter Brief. Die Päpste beschützen die bürgerliche Freiheit, unterstützen die Künste und sind die Wohlthäter der Menschheit 130
Dreizehnter Brief. Santa-Maria-Maggiore. — St. Peter 141
Vierzehnter Brief. St. Johann von Lateran. — St. Paul 176
Fünfzehnter Brief. Prunk der Kirche bei hl. Ceremonien. — Der Frohnleichnamstag. — Die goldne Rose. — Agnus Dei. — Tag der hl. Agnes. — Die beiden Lämmer werden gesegnet, aus deren Wolle das Pallium gewebt wird 184
Sechzehnter Brief. Das Pantheon 196
Siebzehnter Brief. Das Coliseum. — Des hl. Ignaz, ein Martyrer 203
Achtzehnter Brief. Statue des Pompejus. — Rom, das Oberhaupt des geistlichen Reichs, das Jesus Christus über die ganze Erde ausbreiten wollte 213
Neunzehnter Brief. Fortsetzung des vorigen Briefes . . . 220
Zwanzigster Brief. Die Cholera. — Wohlthätigkeits-Anstalten. — Die Fürstin Borghese. — Die Gräfin Lützow. — Lady Acton 231
Einundzwanzigster Brief. Fortsetzung über die Wohlthätigkeits-Anstalten 243
Zweiundzwanzigster Brief. Executionen in Rom . . . 256
Dreiundzwanzigster Brief. Congregation der röm. Frauen. — Hospital des hl. Geistes — des Erlösers — der hl. Dreifaltigkeit. — Conservatorium für junge Mädchen. — Stiftung von Santa-Maria in Aquiro. — Hospital des hl. Geistes. — Hospicum des hl. Michaels — des hl. Ludwigs für heimathlose Frauen. — Bruderschaft vom Tode und vom Gebethe 265
Vierundzwanzigster Brief. Ueber den römischen Clerus. — Ueber die hl. Jungfrau 275
Fünfundzwanzigster Brief. Oeffentliche Instructionen in Rom. — Die Frauen vom heiligen Herzen 284
Sechsundzwanzigster Brief. Kasteiungen in einer Kapelle, am röm. Collegium, über welche die Jesuiten die Leitung haben. — Die Karthause von Rom 290
Siebenundzwanzigster Brief. Tivoli. — Subiaco. — Ein Ereigniß. — Sacro-Speco. — Höhle des hl. Benedict . . . 294
Achtundzwanzigster Brief. St. Sebastians-Kirche. — Die Catacomben 313
Neunundzwanzigster Brief. Pater Franz de la Grotta, ehm. Guardian des hl. Grabes. — Ermordung mehrerer Mönche von Terra-Santa durch Griechen. — Die Pest zu Jerusalem. — Collegium der Propaganda. — Zusammentreffen mit einem jungen Mann von Bethlehem 327
Dreißigster Brief. Abreise von Rom 332
Belege 335

BSB Bayerische StaatsBibliothek
MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Géramb, Marie-Joseph <<de>>,

Reise von La Trappe nach Rom

Regensburg 1839
lt.sing. 1281 i
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10468690-1